This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN XX1E Z

475534.

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

# Die Insel Felsenburg.

Druck und Papier
von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

# Die Insel Felsenburg

oder

# wunderliche Fata einiger Seefahrer.

---

Eine Geschichte

aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Johann Gottfried Schnabel.

Eingeleitet

von

**Ludwig Tieck.**

---

Erstes Bändchen.

---

**Breslau,**

im Verlage von Josef Max und Komp.

1828.

47534.20
Rec^d Feb. 17, 1851.

6

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

2065
1899
4^b

# Vorrede

zur

## neuen Ausgabe der Insel Felsenburg.

---

— Ein Freund, mit dem ich in den wichtigsten Sachen einig bin, und eben deshalb oft von seiner Meinung dennoch abweiche, trat herein, und rief, indem er diese Ueberschrift sah: Wie? auch dieses alte Buch soll neu gedruckt werden? ist denn noch nicht der schlechten Leserei sogenannter Romane genug? Diese alte Robinsonade, diese weitläufige, umständliche Geschichte, die schon bei unsern Eltern sprichwörtlich ein schlechtes Buch bedeutete, soll wieder in einem neuen Gewande, welches das Flickwerk nur schlecht verbergen wird, auftreten? Und Sie haben nichts Besseres zu thun, als zu einer so vergessenen oder berüchtigten Waare eine Vorrede und Einleitung zu schreiben? —

— Ich habe es dem Verleger, meinem Freunde, versprochen, der mich darum ersuchte; antwortete ich, ohne jene Verlegenheit in der Miene, die der zürnende Freund wahrscheinlich erwartete. —

Und doch, fuhr jener fort, sind wir Beide längst darüber einig, und haben es oft gemeinsam beklagt, daß diese Flut unnützer Bücher immer mehr anschwillt, daß auch die geringere Menschenklasse, Dienstboten und Bauern in so vielen Gegenden, Kinder und Unmündige, Mädchen und Weiber, immer mehr und mehr in diesen verschlingenden Wirbel hineingezogen werden: daß das Bedürfniß, die Zeit auf diese Weise zu verderben, immer mächtiger wird, und daß auf diesem Wege Character, Gesinnung, Empfindung und Verstand, die besten Kräfte des Menschen, vorzüglich aber jene Frische der Unschuld, ohne welche der Begabte selbst nur ohnmächtig erscheint, nothwendig zu Grunde gehen müssen. — Oder halten Sie denn etwa diese weitschichtige Felsenburgische Chronik für so vortrefflich, daß ihre Erneuung nothwendig und ein literarisches Verdienst wird? Ihre Vorliebe für das Alterthümliche und Unreife ist mir zwar bekannt, aber diese Bücher, in die ich nur flüchtige Blicke geworfen habe, werden Sie doch gewiß nicht jenen Heldenliedern, oder Liebesdichtern des Mittelalters, oder den wenigen

originellen Erfindungen beizählen wollen, die unsere Vorfahren, mit weniger Zärtlichkeit begabt, als die frühere Zeit, so hoch hielten? —

Der Fragen, sagte ich, sind zu viele, um sie schnell zu beantworten, da überdies in jeder dieser Fragen wieder andere neue enthalten sind.

Freund. Erörtern Sie, welche Sie wollen, wenn Sie mir die Antwort nur nicht überall schuldig bleiben. Ist wohl jemals so viel gelesen worden, als heutzutage? Ist je so viel Unnützes, Geschmackloses geschrieben? —

Kann sein.

Fr. Soll dies nicht die Menschen von besserer Beschäftigung abhalten? —

— Möglich; haben Sie doch auch manches unnütze Buch gelesen, von mir zu schweigen, der ich weniger gewissenhaft bin, als Sie.

Fr. Eifern Sie nicht aber selbst genug gegen das Schlechte und Mittelmäßige?

— Vielleicht zu viel, weil es unnütz ist, immer den höchsten Maßstab anzulegen. Wer seine Familie heutzutage nur von einem Titian will malen lassen, wird sein Geld in der Tasche und seine Leinwand ungefärbt behalten.

Fr. Sie sind heute wieder vom Geist des Wider-

spruchs beseelt, und freilich, wenn man durchaus Recht behalten will, so kann einem dies Vergnügen nicht entgehen.

— Aber warum so ungeduldig? Ist es denn Unrecht, selbst wenn ich mit Ihnen in der Hauptsache einverstanden wäre, auch von andern Seiten den Gegenstand zu betrachten? Wie in einem Prozesse auch die Umstände hervor zu heben, welche die Anklage mildern, den angeklagten Theil wenn auch nicht rechtfertigen, oder frei sprechen, doch entschuldigen könnten? Mich dünkt, dann erst wären wir ganz und unpartheiisch des Gegenstandes Meister. —

Fr. Ist das auch bei einer Sache nöthig, die längst abgeurtheilt, wo die Akten schon seit Jahren geschlossen sind?

Zuweilen hat sich auch in entschiedenen Prozessen ein Irrthum versteckt, der den Forschenden wohl schon sonst veranlaßt hat, die längst ausgemachte Sache vor ein neues Urtheil und eine neue Untersuchung zu citiren.

Fr. Meinethalben. So will ich Ihnen auch glauben, daß Griechen und Römer, so wie die kräftigen Menschen des Mittelalters, so viel gelesen haben, als wir, ob sie gleich die Presse noch nicht erfunden hatten; so will ich ebenfalls zugestehen, daß es nicht möglich sei, daß

ein Volk durch diesen lesenden Müssiggang sich schwächen und am Ende ganz verderben könne; ich will glauben, daß das Lesen unbedingt etwas Heilsames und diese Roman-Literatur vortrefflich sei, und ich beklage nur, daß ich meinen Irrthum und Widerwillen größtentheils aus Ihren Gesprächen geschöpft habe. —

Warum so heftig? Können Sie sich denn mit der Meinung vertragen, daß irgend etwas Großes in der Geschichte aus einer einzigen Ursach hervorgegangen sei? Ist eben nicht das nur eine wahre Begebenheit, ein wirkliches Schicksal, was an tausend sichtbaren und unsichtbaren Fäden hängt, und Vorzeit und Gegenwart verknüpft? Waren Gelehrsamkeit, Bildung und Theologie, bei den spätern Byzantinern mit der traurigsten Scholastik, Disputirsucht und der schlechtesten Sophistik vermählt, auch bis zum Abgeschmackten und Nichtigen herabgesunken: so hat doch diese Entartung der geistigen Kräfte gewiß nicht das Kaiserthum gestürzt. Grund und Boden muß schon längst untergraben sein, wenn das Vaterland, so wie damals, verloren gehen kann, und jene geistlose Gelehrsamkeit kann alsdann wohl als ein Symptom der Krankheit, nicht aber für die Krankheit selber gelten. Sollte Athen wohl an seinen Komödien oder dem Ueberflusse seiner Bildsäulen sich vernichtet haben?

Eben so wenig als eine Anzahl von Schriftstellern die französische Revolution hervorbringen konnte. Wie Ursach und Wirkung sich gegenseitig bedingen, und im Verlauf der Begebenheit ihre Stelle wechseln, wie ein Ding des andern Spiegel wird, und der Weise oder Geschichtforscher mit Kennerblick auch im Fuß die Figur der Pallas erräth und entziffert, ist freilich eine andere Frage und Untersuchung.

Fr. Um uns nicht zu weit von unsern Romanen zu verschlagen, — ist es denn nicht eine Seelenkrankheit, die unser Zeitalter charakterisirt, eine Art von Blödsinn oder Geistesschwäche, ein Bedürfniß in sich zu erzeugen und zu nähren, das die Menge zu Büchern und Zeitschriften treibt, die so unverholen schlecht sind, daß viele der Genießer ihre Erbärmlichkeit kennen, und so im Zusammenstoß der Naivität mit der Naivität der Beschauer draußen ein fast rührendes Schauspiel genießen kann, wenn er sich nicht daran ärgern will? —

Manchmal sich ärgern, zuweilen gerührt sein, dann wieder lachen, und es großentheils ganz vergessen und selber nicht mit lesen, ist wohl das Beste. — Uebrigens meine ich doch, die Zeiten sind mehr in Rücksicht der Bedürfnisse der Menschen, als in Ansehung der Menschen selbst wesentlich verschieden, und wenn nur die großen

Verhältnisse der Regierung und Verfassung dem Richtigen nahe bleiben, so gleichen sich, nach längeren oder kürzeren Schwankungen, die geringeren von selbst wieder aus, und man darf von diesen weder zu viel Heil, noch zu schädliches Unheil erwarten. Gelesen ward immer, Gutes und Schlechtes. Und welches von beiden sollen wir schlecht oder gut nennen? Erleben wir nicht oft, daß das beste Buch unter den Augen des Lesenden ein schlechtes wird, weil es dessen körperlichen Augen an den geistigen fehlt? Ganze Zeitalter und Nationen dürften nur aufrichtig sein, um den Homer und Sophokles den elendesten Scribenten beizugesellen. Es ist auch mehr oder minder schon öffentlich geschehen. Giebt es nicht noch Menschen, die sich Geist zuschreiben, welche die Nibelungen nicht begreifen und verwerfen? Wie lange blieb Hamann unverstanden? Ist nicht zu unseren Zeiten Calderon gewissermaßen wie eine verlorne Insel neu entdeckt worden? Und haben Sie es nicht erlebt, daß in der Einsamkeit des Landes, oder auf der Reise, im Gebirge, Ihnen ein zufällig gefundenes Buch, selbst wenn es nicht zu den besseren gehörte, ungemein tröstlich und lehrreich werden konnte? Eben so in verwirrten, zu lebendigen Gesellschaften, wo, wenn alles geistreich, scharfsinnig, vielseitig, höchst gebildet, durch und an einander

rennt, und unbeantwortete Fragen sich kreuzen, und Urtheile sich übereilen, und neue Ansichten hundert verwirrende Perspectiven bilden: wie gern nimmt man auch dort den trivialen Mann in ein ruhigeres Fenster, und erbaut sich an seinen mäßigen Gedanken wie an tiefer Weisheit! Dürfte man irgend ein Buch in diesem Chaos aufschlagen und lesen, so würde uns fast jedes ein Sirach dünken.

Fr. Jetzt sind wir in das Gebiet der Sophismen gerathen. Denn so giebt es freilich weder gute noch schlechte Bücher, und die Auslegung ist älter wie der Text. —

Wie immer; und wie kann es anders sein, da jeder Text nur die Bestätigung einer frühern Auslegung wird? Woher käme er sonst? Erst, wenn er anfängt mißverstanden zu werden, kommt ihm eine spätere Ausdeutung zu Hülfe.

Fr. In dieser scheinbaren Antwort liegen mehr Fragen, als in meinen ersten, mit welchen ich Sie bestürmte. Lassen wir dergleichen Räthselspiele und bleiben wir bei unserer eigentlichen Aufgabe stehen, die, beim besten Willen, vielleicht keinen sonderlichen Tiefsinn zulassen dürfte.

Sprechen wir also mit Leichtsinn. Wenn wir den

rechten antreffen, dürfte er von seinem ernstblickenden Bruder nicht so gar weit entfernt wohnen.

Fr. Sie äußerten, es wäre immer viel gelesen worden. Auch zu jenen Zeiten, als die süßen Legenden von Tristan, die heitern von Gawain und Iwain, oder die tiefsinnigen von Titurel, die damals gebildete Welt bewegten und entzückten?

Wenn das Volk selbst, so wie der Bauer und die Knechte, nicht gerade viel lasen, so hörten sie doch oft die großen Sagen von Siegfried und Dietrich, von Bänkelsängern auf Jahrmärkten und Kirmsen, in den Winterstuben und bei ihren fröhlichen Gelagen absingen. Zum Lesen, auch wenn sie die Buchstaben gekannt hätten, hatten sie freilich die Zeit nicht. Denn jedem Jahrhunderte und Menschenalter ist seine Zeit auf eine, ihm eigenthümliche Weise, zugemessen, und wenn jene früheren Menschen also nicht ihre Zeit im Sinn der gegenwärtigen verdarben, so möchte ich ihnen das nicht zum Verdienst anrechnen.

Fr. Und warum nicht? Und warum fehlte ihnen Zeit zum Lesen, selbst wenn es so viele gekomt hätten, wie in unserm Jahrhundert?

Weil sie zum Leben selbst mehr brauchten. Und so wie es Zeiten gab, wo man sich ohne Geld behalf, wa-

ven Buch und Lesen damals nicht so, wie jetzt, ein Zeichen für das Leben, eine Quelle des Unterrichts, eine Anregung aller Kräfte, der religiösen so gut wie der heiteren, wie in unsern Tagen. In einer belagerten Stadt, wo man jede Minute Sturm und Eroberung fürchtet; am Tage eines glänzenden Festes, wo die Menge sich drängt, den Einzug eines geliebten Fürsten zu sehen; auf Jahrmärkten, wo jeder sieht, kauft und genießt, werden auch jetzt nicht viele Bücher aufgeschlagen. Eben das Leben nahm damals die Zeit, auch des Geringsten, ganz anders in Anspruch. Die Kirchenfeste, die Prozessionen, die Turniere, die Aufzüge der Ritter und Gilden, das Schönbartlaufen, das Scheibenschießen, Waffenübungen, die ländlichen Belustigungen, die Reisen der Dienstleute und Lehnsmänner, die Religion und ihr Cultus: nicht zu vergessen, daß Erfindungen und Maschinen damals bei vielen Arbeiten und Gewerken, nicht wie bei uns, viele Zeit ersparten, und daß der Mensch bis zum Niedrigsten hinab mehr öffentlich und im Staate, auf dem Markt und in den Versammlungen oder Schenkhäusern lebte, von einem nahe liegenden wichtigen Interesse durchdrungen, daß er auf tausend Fragen Rede und Antwort geben mußte, und also unmöglich — den Klosterbruder abgerechnet — darauf fallen konnte, seine Zeit so einzuthei-

len, wie heute, wo man ihm alles dergleichen erspart, ihm aber zugleich alle jene Ergötzlichkeiten oder Erholungen genommen hat. Es ist ganz natürlich, daß der Mensch sich auf das Hausleben, auf Genuß an sich selbst zurückzieht, und daß er sich in seinen müßigen Stunden von seinen Romanziers ergötzen läßt, so wie auch damals jede Zunge die Helden nannte, welche die Dichter verherrlicht hatten.

Fr. Sie mögen Recht haben; aber alles dies berührt meine erste Frage und Anklage immer noch nicht. Und gab es denn damals nicht auch viele unnütze und anstößige Lieder? so viele Frechheiten, wie die neuere Zeit sie nur irgend ausgeboren hat, um sich selbst zu beschämen? Und von denen in jener frühen Zeit, die auch dergleichen nicht auswendig lernten und sangen, werden nicht dennoch viele von diesen ganz Unwissenden in der Rohheit selbst und in wüsten Gelagen, in schlechtem Wandel und Verruchtheit untergegangen sein?

Fr. Sie weichen mir immer mehr aus. Es ist hier nicht vom Unabänderlichen die Rede, sondern von dem, was sein soll, was frommt, sich geziemt und nützt.

Ich wollte nur andeuten, daß ich mich nicht davon überzeugen kann, daß unsere Zeit schlimmer sei, als eine frühere: am wenigsten durch Bücher. Denn als sich früher

die Welt in Krieg und Frieden auch schon zu beschränkteren Ansichten wandte, und damit zugleich der höhere Glanz der Poesie erlosch, — damals, als jene Unzahl der prosaischen Ritter-Romane entstand, jene Folianten, die von den Gebildeten so fleißig gelesen und wieder gelesen, und in alle Sprachen übersetzt wurden, — diese Dichtungen können uns so wenig ergötzen, daß wir im Gegentheil nicht begreifen, wie sich unsere Vorfahren mit ihnen die Zeit vertreiben konnten.

Fr. Sind sie denn eben schlechter, oder auch nur langweiliger, wie Tausende von neueren Büchern?

Gewiß nicht, und es wird sich nur die obige Bemerkung bestätigen, daß die meisten Schriften nur ein Bedürfniß der Zeit befriedigen, was aber doch, wenn es ein wahres Bedürfniß ist, befriedigt werden muß, mag eine spätere Kritik auch dagegen einzuwenden haben, was sie will, so wie die Aerzte ehemals und jetzt gegen Gewürze und Wein vergeblich geeifert haben.

Fr. Bedürfniß! Ist es denn nicht Pflicht, auch dieses zu bewachen, und zu Zeiten einzuschränken? Mag man über Wein und Gewürze hin und her streiten, könnte man aber dem unglücklichen Volke den vergiftenden, zu wohlfeilen Branntwein durch Gesetze nehmen, so würde ohne Zweifel unsere Zeit einen wesentlichen Vor-

theil erringen, und dadurch mehr thun, als hundert moralische Bücher und Anstalten.

Ganz gewiß, und die Gesetzgebung wäre dazu verpflichtet, wenn sie nur zugleich das alte, gesunde Bier zu wohlfeilen ehemaligen Preisen, so wie die früheren ermäßigten Abgaben, herstellen könnte. Dann würde jene Vergiftung von selbst wegfallen, — und wie viele schlechte Leserei, könnten wir das gesündere, fröhlichere Leben der Vorzeit wieder in unsere Städte hinein führen.

Fr. Und hiemit wäre denn unser Gespräch eigentlich zu Ende?

Warum? Wir können unsern Streit, der eigentlich keiner ist, vielleicht noch inniger ausgleichen. — Sie werden mit mir überzeugt sein, daß jedes Zeitalter nur wenige ächte Dichterwerke hervorbringen kann. Ist zugleich eine echte Schule, wie bei den Griechen, begründet, so werden sich mehr große Meister zeigen, und sehr vieles, was man nicht dem Höchsten und Vollendeten beigesellen darf, wird doch den Stempel einer Großheit tragen, der es wieder unablöslich als Anhang, Erklärung und Verherrlichung des Besten, dem Zeitalter sowohl als der Nachwelt nothwendig macht. — In den späteren Jahrhunderten und bei den neueren Völkern hat eine unbestimmte Sehnsucht, aus welcher ein wechselndes Bedürf-

niß und vielfach wandelnde Stimmung entstanden sind, die Schule ersetzen müssen; und daraus erklärt sich die Erscheinung von selbst, daß uns nicht nur das langweilt, was vor hundert oder zweihundert Jahren die Welt entzückte und begeisterte, sondern wir nehmen auch wahr, daß oft kaum dreißig, dann zwanzig und zehn, und neuerdings wohl nur fünf Jahre und noch weniger dazu gehören, um unbegreiflich zu finden, wie ein Buch, welches allgemein gefallen hat, nur irgend interessiren konnte.

Fr. Man will ja bemerken, daß dies mit vielen schon von Messe zu Messe eintreten soll. Dann aber, dächte ich, verlohnte es sich gar nicht mehr der Mühe, über diesen Gegenstand zu sprechen.

Ueber Bücher, die bloß Mode sind, und weiter nichts als Mode, gewiß nicht. Lehrreich aber möchte es sein, jenen Wechsel von Stimmungen und sich verändernden geistigen Bedürfnissen, von einem höhern Standpunkte aus zu betrachten; geschichtlich diesen Wandel und seine innere Nothwendigkeit zu erforschen, um zu erfahren, was der Geist gemeint oder gesucht habe: um auf diesem Wege die echte Geschichte des Menschen und der Staaten, so gut wie die der Poesie zu vergegenwärtigen: statt daß wir seit langer Zeit Alles haben liegen lassen, was uns nicht unmittelbar interessirt oder beim ersten Anblick verständlich ist,

und so selbst wieder in der Geschichts-Ansicht einem kleinlichen Zeitgeist, einer vorübergehenden Stimmung, einem wechselnden Bedürfniß, ja einer nichtigen Mode dienstbar sind, ohne diese traurige Knechtschaft in unserem Hochmuth auch nur im mindesten zu ahnen.

Fr. Deutet Voltaire nicht einmal eine ähnliche Forderung für die Geschichte an?

Seine eigenen Mode- und Galanterie-Waaren hat er uns allerdings, als Patent-Arbeiten für die Ewigkeit, mit ähnlich lautenden Worten einschwärzen wollen.

Fr. Freilich also sinken dann Bücher, Gedichte, Romane zu Fabricaten herab, und müssen ganz aus diesem Gesichtspunkte betrachtet werden.

Warum sinken? Soll es denn etwas Geringeres sein, ein gutes Buch — wenn es auch nicht Jahrhunderte überdauert — seinen Zeitgenossen in die Hände zu geben, als gesundes Getreide zu erzeugen, Wolle und Tuch hervorzubringen und zu fabriziren, das Erz aus den Bergen zu graben, oder Kinder zu Soldaten und Staatsbeamten zu erziehen? Gehn Sie nur zum berühmten Walter Scott in die Lehre, und nehmen Sie von jenem merkwürdigen Selbstgeständniß in seiner Vorrede Unterricht. — Und trifft denn diese Ansicht etwa nur diese Seite der Literatur? Von der Geschichte habe

ich Ihnen schon vorher meine Meinung merken lassen; diese lag wohl mehr im Argen als die Romane. Wenden wir uns aber zu jener Zeit, als bald nach Erfindung der Druckerkunst eine hochwichtige Angelegenheit zuerst Deutschland, und bald darauf ganz Europa in heftige Bewegung setzte. Wem könnte es einfallen, von dieser eben so großen als nothwendigen Umwandlung, oder von der Andacht selbst und der Anschauung des Göttlichen auf geringe Weise sprechen, oder gar, wie es wohl auch einmal Mode war, darüber scherzen und spotten zu wollen? Mir am wenigsten; und die neueste Mode verbietet es auch der Menge und den Tagesschriftstellern. Doch schlagen Sie einmal in den Bibliotheken die unzähligen Bücher jener Tage auf, in denen — die trefflichen natürlich abgerechnet — die widrigste Polemik schreit und tobt, die widerwärtigste Erniedrigung vor dem Schöpfer ekelhaft kriecht, winselnde Demuth Unsinn ächzt, und gottlose Knechtschaft und Thierheit sich für Andacht und Gottseligkeit ausgiebt. Verzweifelnd wendet man sich von der Menschheit ab, wenn man bedenkt, daß Tausende viele Jahre hindurch nur in diesem Wuste und in dieser finstern Verwirrung ihren Trost und ihr Heil suchten und fanden. Und ist es nachher, ist es in unsern Tagen nicht in vieler Hinsicht eben so geblieben? Wie vielen

Aberwitz, wie viel Unchriſtliches, Gottloſes und die Menſchheit Erniedrigendes kann der Forſcher, der ſich dieſem Geſchäft hingeben mag, auftreiben? Ja, ſo vieles, was recht ſichtbar und mit Anmaßung auf der Oberfläche ſchwimmt, was Jeder kennt, was Viele begeiſtert, und welches Mancher der Gemäßigten mit einer Art von furchtſamer Achtung doch halb gelten läßt, wenn er es auch nicht billigen kann, gehört dieſen Regionen der finſterſten Finſterniß an. Können Sie mir nun viele Romane nennen, — die ganz vergifteten ausgenommen — die ſchlimmer, abgeſchmackter oder ſchädlicher wären, als dieſe angedeuteten Erzeugniſſe, die ſich eine ſo vornehme Miene geben?

Fr. Somit käme freilich alles auf eine Linie zu ſtehen.

Mit nichten; ich mache Sie nur darauf aufmerkſam, wie jedes Bedürfniß ſeine Befriedigung ſucht. Auch der Trieb, die Wahrheit zu erkennen, nach dem heitern Licht, nach dem Tiefſinn, oder dem rein Menſchlichen und Guten, offenbart ſich oft in den ſchwachen Productionen harmloſer Menſchen, und dieſe haben gerade Kraft genug, auch andere zu befeuern, die ebenfalls nicht mit mehr Stärke ausgerüſtet ſind.

Fr. Wenn man die Sachen ſo geſchichtlich betrachtet, ſo geht freilich die eigentliche Kritik unter.

Doch nicht; sie muß nur nicht zu früh anfangen wollen. Ein wahres Buch bezieht sich auch doppelt, zunächst auf sich selbst, dann aber auch auf seine Zeit, und beides muß sich innigst durchdringen. Ist aber unser Urtheil selbst nur aus der Zeit erwachsen, so verstehen wir das Werk des Genius niemals, welches eine neue Zeit, und natürlich auch eine andere Mode, durch seine Großartigkeit erschafft. Und so sind es auf der andern Seite oft die dunkeln, verhüllten Ahnungen, unausgesprochene quälende Stimmungen, Gefühle und Anschauungen die der Worte ermangeln, und die der große Autor ihrer Qual entbindet, indem er ihnen für Jahrhunderte die Zunge löst; ein ganz nahe liegendes Verständniß, welches keiner finden konnte, macht der Genius zum innigsten Bedürfniß seiner Welt, und giebt so dem Worte seine Schöpferkraft wieder, die es noch nie verloren hat.

Fr. So könnte man vieles Dichten wie ein Erlösen von dunkeln Gefühlen, anders wie ein Erobern heiterer Lebenselemente ansehen, Manches wie ein Schaffen von neuen Geräthen und Genüssen, die der Mensch um sich stellt, um an Glanz und Freude sein trübes Leben zu erheitern, und so möchte man z. B. den Cervantes als einen Helden ansehen, der sich um die Menschheit

Lorbeer und Bürgerkrone verdiente, indem er sie von der Langenweile und der falschen Poesie der Ritter- und Liebes-Folianten auf immer befreite.

Hat er sie wirklich davon befreit? Sehn wir nicht, daß dieselbe Muse, selbst ganz kürzlich, nur in Octav und bessern Druck hineingeschlüpft ist? Und glauben Sie nicht, daß der Ueberdruß zur Zeit des Cervantes schon da war, und das Bewußtsein sich in den Bessern regte?

Fr. Kann wohl sein, indessen sagt man doch allgemein, daß wir diesem Widerwillen, der sich kund geben wollte, dieses herrliche Buch zu danken haben.

Ich glaube, daß der edle poetische Cervantes selbst lange Zeit ein Liebhaber dieser Ritterbücher war, und auch in seinem Alter, als er seinen Manchaner beschrieb, seine Vorliebe noch nicht ganz hatte aufgeben können. Was er im ersten Theile des Don Quixote dem Kanonikus in den Mund legt, ist wohl ganz seine eigene Meinung, und das Gelüst, selbst eine solche Rittergeschichte zu dichten, sieht ihm ganz ähnlich. Wie viel kommt doch auf die Zeit an, in welcher ein großer Dichter lebt! Der echte alte Rittergesang war längst abgeblüht, diese Ritterromane waren nur ein todter Niederschlag jener früheren wundervollen bunten Dichtung, willkührlich und fast ohne Bedeutung war Zauber und übernatürliche Kraft

hier aufgenommen, und schlecht mit den Begebenheiten verbunden; die Liebe klang noch wie ein Echo edlen Gesanges in die verwirrte Masse hinein. Die Beschreibung der Kämpfe und Schlachten ist auch viel ermüdender und lebloser, als in den alten Liedern, weil die Verfasser der wirklichen Anschauung schon ermangelten. Kannte Cervantes die alten, schönen Gesänge, und hätte eine ähnliche Dichtung seiner Zeit und seinem Lande irgend angeeignet werden können, — wer kann bestimmen oder ausmessen, wie viel ein Genius, wie dieser, in jener epischen Poesie hätte ausführen können.

Fr. Ein großer Mann — so habe ich öfter gehört — hat den Ausspruch gethan, Don Quixote habe darum seine Zeit so gewaltig bewegt und allgemeines Glück gemacht, weil er den Enthusiasmus so witzig verspotte und eine ältere schönere Zeit und deren poetische Kräfte verhöhne.

Auch ich habe diesen Ausspruch vernommen und, ehrlich gesagt, nicht verstanden, oder Don Quixote und Cervantes selbst erscheinen mir in einem falschen Lichte. Das eigentliche Ritterthum war schon lange vor Cervantes untergegangen. Welche trübselige Zeit erschlaffte Deutschland schon vor Maximilian; in Frankreich hatten die Bürgerkriege Roheit und Grausamkeit zu alltäglichen

Erscheinungen gemacht; Italien, in welchem mit einigen edlen Geschlechtern die Künste zugleich blühten, hatte von je diese Poesie des früheren Jahrhunderts weniger ergriffen, und Arioſt spottete schon auf seine Weise über das Ritterthum; in Spanien selbst war am meisten noch jene ältere Begeisterung zu finden, die sich aber nach völliger Bezwingung der Mauren mehr in Zügen und Reisen nach der neu entdeckten Welt erschöpfte. Jene Tage, in welchen Lichtenstein und Eschilbach, Gottfried und Hartmann von der Aue so ritterlich von Liebe, Frühling und Wundern, ihrer Gegenwart allgemein verständlich, singen durften, waren längst vergessen; jene Gebilde, Sitten und Gesinnungen waren schon seit vielen Jahren in Unglück, Bürgerkriegen und nüchterner Rohheit, die schon in demselben Jahrhundert, als jene glänzenden Gebilde entstanden, diese verschlangen, zur erblaßten Lüge geworden, und die lallende Erfindung gerieth eben deshalb in das Ungeheure, Maaßlose und Thörichte, weil sie in der Gegenwart nirgend mehr die belebende Wahrheit antraf. Außerdem bezweifle ich aber auch, ob etwas anderes als Enthusiasmus selbst einen so allgemeinen und dauernden Enthusiasmus hervorbringen könne, als dieses große Werk des Cervantes damals erregte, so wie es noch immer mit derselben ungeschwächten Kraft

wirkt. Auch ist es das Wundersame dieses einzigen Buches, daß man die Hauptperson eben so sehr verehren wie belachen muß, und daß beides fast immer zusammenfällt, so daß er in unserer Imagination, so sehr er auch Parodie ist, doch zum wirklichen Helden wird. Zugleich spricht sich in diesem Werke eine so echte Begeisterung für Vaterland, Heldenthum, den Soldatenstand, das Ritterwesen, Karl den Fünften, Geschichte, Liebe und Poesie aus, daß viele Erkaltete sich wohl eher an diesem Enthusiasmus erwärmen, als die Glühenden daran erkalten könnten.

Fr. Die außerordentliche Wirkung dieses echten Gedichtes ist auch wohl daraus abzuleiten, daß es endlich einmal, nach vielen Jahren, Wirklichkeit, das Alltägliche, Gegenwärtige, unverkünstelt hinstellte, ohne falschen Schmuck, und daß dieses doch zugleich das Wunderbare und die Poesie war. —

Die Erscheinung ist um so auffallender, weil man in Spanien noch fortfuhr, jene falsche Poesie, jenes unechte Wunderbare zu lieben, welches Cervantes ja so wenig hat verdrängen können, daß der herrliche Calderon noch diese Farben in seinen frischen Märchengemälden hat anwenden können. Die unsinnigste Erfindung, das Schloß der Kindabridis, hat er zur Dichtung brauchen können,

in welcher man aber sieht, daß die Bekanntschaft mit dem tollen Roman vorausgesetzt wird. Sehn wir auf Frankreich, so lebten und entzückten ja noch lange jene weitausgesponnenen Romane, die zwar nicht immer Ritter und ihre Zweikämpfe und befreundeten Zauberer schilderten, wohl aber in mehr oder minder kennbaren Verkleidungen die Intriguen des Hofes Ludwigs des Dreizehnten und Vierzehnten, die kleinen Eitelkeiten der Damen, süßliche Sentimentalität, schmachtende Liebhaber, und eine weitschichtige redselige Politik und galante langweilige Moral vortrugen, die wahrlich, wenn man die Summe zieht, noch armseligere Bücher dick angeschwellt haben, als nur jemals der Inhalt jener verbrannten Romane in der Bibliothek des Manchaners war. Und dieselben Hofleute, Gelehrte und gebildeten Damen, die geistreich mit dem edlen Cervantes über die Belianis, Esplandians und Tirante's lachten, erbauten sich an den Astrea's, den Cassandern, und wie sie alle heißen mögen, jene Werke der Scudery, d'Urfe's, und so vieler Scribenten jener Tage, gegen welche die frühere Arkadia des Sidney, und noch mehr die Diana des Montemayer, ja selbst die geschmähete Fortsetzung derselben, für Meisterwerke gelten können.

Fr. Diese getadelten und in der That höchst langweiligen Bücher der Franzosen konnten doch wohl nur

gefallen, weil sie so ganz ihre Gegenwart, wenigstens den vornehmen Schein derselben, darstellen.

Gewiß, wir sehen eben, wie man das Wahre, Große erkennen kann, freilich nur scheinbar, wie die damaligen Leser den Don Quixote, und doch zugleich in dem Unechten und völlig Nichtigen untergehen, indem man in diesem eine höhere Bildung sucht. Eine Erscheinung, die sich in allen Zeiten immer von neuem wiederholt.

Fr. Eben so konnte auch damals eine so nüchterne Parodie, wie die des Scarron, Glück machen, und freilich, wenn ich mir diese Zeit vergegenwärtige, in welcher Molière, Corneille, Racine, Boileau, Cervantes, Scarron, viele Spanier, und viele schwächere, jetzt vergessene, französische Autoren, nebst jenen bändereichen politischen Romanen bewundert wurden, so tritt mir eine so chaotische Verwirrung entgegen, daß ich an eine echte Kritik jener Tage nicht glauben kann.

Kritik! — Wohl nur bei den Griechen war sie wirklich da, und außerdem ein Versuch, eine Annäherung an sie bei uns Deutschen in den neuesten Tagen.

Fr. Doch bei den Griechen wohl nur auch mehr als Schule, so wie in ihrer Bildhauerkunst, die sich Jahrhunderte hindurch, selbst bei den Römern, großartig erhielt und als Schule noch spät Meisterwerke lieferte. In der

Poesie erlosch diese Schule freilich viel früher. Die neuere Zeit hat sich, seit sechzig oder siebenzig Jahren etwa, bemüht, die Kritik zu einer eigenen, selbstständigen Wissenschaft zu erheben. Diese Bestrebungen sind vorzüglich in Deutschland mit Glück und Anstrengung von den begabtesten Männern in vielseitiger Richtung zu einer außerordentlichen Höhe geführt worden, von welcher derjenige, der ihnen folgen kann, immer mehr und mehr mit Sicherheit das ganze Gebiet der Kunst und Schönheit überschauen mag. Neben andern ausgezeichneten Namen glänzen hier vorzüglich die von Lessing, Schiller, Wilhelm und Friedrich Schlegel, so wie Solger, dem es in seinem Erwin wohl zuerst gelungen ist, über das Schöne und die Grundsätze der Kunst genügend zu sprechen. — Wir haben uns aber jetzt ziemlich weit von unserm ersten Gegenstande entfernt. Mir schien es, als wenn Sie meinen Eifer gegen die Unzahl der schlechten Romane und das unmäßige Lesen derselben so wenig begriffen, daß Sie diese ganze zeitverderbende Anstalt für völlig unschädlich, wo nicht gar selber für nützlich zu erklären im Begriffe waren.

Wie man es nimmt; wenn wir nemlich nicht über Worte streiten wollen. Daß das Bedürfniß des Lesens in Deutschland ziemlich allgemein geworden ist, und sich

mit jedem Jahre wohl noch weiter ausbreiten wird, ist nicht abzuläugnen. Wenn das größere öffentliche Leben untergegangen ist, und ebenfalls jenes dürftige, wo der Bürger und Kaufmann sich nicht mehr in den öffentlichen Trinkstuben unterhalten und belehren will, indessen Weiber und Töchter in den langweiligsten Besuchen mit albernen Klätschereien und elender Verläumdung ihre Zeit tödten, so ist diese Lesesucht, die doch auch zuweilen auf das Gute fällt, wohl immer eine Erhebung zu nennen, da die Zustände jener traurigen Jahre, die Geselligkeit des Volks, der Umfang der Kenntnisse und die Gesinnungen von damals wohl nicht empfehlungswerth — will man anders die Toleranz nicht zu weit treiben — zu nennen sind. Dieser zu kleinstädtische Umfang der engsten und trübseligsten Stubenwände hat sich denn doch vergrößert und erheitert, das, was diese Gemüther bedürfen, wird ihnen doch meistentheils in einer ziemlich gebildeten Sprache gereicht, diese Bedürfnisse selbst wechseln und streben sich oft zu verklären, Verstand, Kenntnisse, zuweilen eine edle Ansicht des Lebens reihen sich an die mehr oder minder wunderbaren Erfindungen, und wenn dieser oder jener Autor ein aufgeregtes Gemüth irre führt, so hat dieselbe Büchersammlung auch das Gegenmittel gegen die doch nur schwächliche Vergiftung, und

die Mode der geistigen Putzwerke wechselt eben so wohlbehaglich, wie mit den baumwollenen und seidenen Kleidern und ihren vielfach geänderten Mustern.

Fr. Sie mögen nicht ganz Unrecht haben. Diese Art Schriften verräth dem schärferen Auge oft mehr vom Geiste der Zeit, als die moralischen oder historischen Autoren je von ihm gesehen haben. Zur selben Zeit, als man in Frankreich sich an jenen langweiligen feierlichen Romanen ergötzte, schilderte uns der deutsche Simplicissimus die Gräuel des dreißigjährigen Krieges. Der Verfasser selbst, noch mehr aber seine Nachahmer, verstiegen sich sogleich in eine so ungemeine Gemeinheit, in so widerwärtige Schilderungen, die aber fast immer mit Geist entworfen sind, daß ihre Abscheulichkeit bei weitem den spanischen Gusmann von Alfarache und ähnliche Bücher übertrifft, und sich die Phantasie mit Ekel von ihnen wendet.

Da berühren Sie den Punkt, der die Barbarei der Deutschen jener Tage, gegen die der andern Nationen gehalten, charakterisirt. Wie die Franzosen schon früh das Unzüchtige und Anstößige liebten und ausbildeten, so fand der Deutsche schon lange am Ekelhaften und Gemeinen ein verdächtiges Vergnügen. In der Geschichte wie in der Literatur sehen wir dies Volk schon seit den

Hussitenkriegen und noch früher, wie verbauert. Die große Angelegenheit der Reformation und die aus dieser erwachsenen Bürgerkriege, in welchen die Völker immer am meisten verwildern, rückte ihnen die Schönheit und das Bedürfniß nach echter Poesie auf lange aus den Augen. Und kehrt nicht dieser Zustand einer gewissen Verwilderung immerdar und bei allen Gelegenheiten zu uns zurück? Als unsere neuere Literatur schon durch Lessing und Göthe schön begründet war, als Schiller schon Freunde gewonnen hatte, ergriff bei den Nachrichten von der Französischen Revolution einen großen Theil unsers Volkes ein solcher Schwindel, daß die begeisterte Thorheit auf lange Kunst und Wissenschaft vergaß, die Unterdrückung der menschlichen und edlen Gefühle zum Heroismus stempelte, in grausamer Schadenfreude schwelgte, und den Verzückten die milde Schönheit als Kindertand und die Spiele der Phantasie als des Mannes unwürdig erschienen.

Fr. Sein wir billig. Die Poeten selbst nährten diesen Taumel, der im Anfang wohl eben so natürlich, als nicht unlöblich war. Und wie viele Kräfte wurden neu aufgeregt, wie manche Talente entwickelten sich in jenen inhaltschweren Tagen. Wie die Deutschen auf das große Schauspiel ein aufmerksames Auge wandten, und

an ihm ihren eigenen Zustand messend, gewissermaßen aus Betäubung und Schlaf erwachten, so kehrten sie auch besonnener zu ihrer Literatur zurück, und prüften sie mit neugeschärften Blicken. Von dieser Zeit an wenigstens schreibt sich die höhere Anerkennung ihres Goethe, dessen Werke nach einem kurzen Rausche früher Begeisterung schon vernachlässigt und ohngefähr doch den übrigen beigezählt wurden. Damals also, als man so scharf König, Adel und Geistlichkeit rezensirte, und die Rezensenten bald nichts mehr als sich selbst zu lesen hatten, erwachte doch auch, seit Lessing schwieg, die bessere Kritik wieder, und suchte Poesie und Kunst inniger und tiefer zu ergreifen.

Es war auch wohl natürlich, daß das größte Ereigniß der neuesten Jahrhunderte den Deutschen in mehr als einer Hinsicht zur Besinnung brachte, und dies bessere Erkennen seines größten und mildesten Dichters sänftigte auf lange jenen unnatürlichen Kosmopolitismus, und weckte zugleich bei Vielen das Studium der Dichtkunst und Philosophie. Aber auch in allen guten Bestrebungen artet der Deutsche so leicht, mit falscher Heftigkeit und ungebildeter Glut, in Einseitigkeit und Barbarei aus. Welchen Fanatismus, immer nur die Methode, niemals die rohe Anmaßung wechselnd, haben wir in den viel-

fältigen Schulen unserer Philosophie erlebt! Wie treuherzig gutmeinend und zugleich wie komisch steht der Deutsche da, indem er in den oft geänderten Erziehungskünsten das Heil seiner Nation und der Welt sucht, und mit verfolgendem Eifer das Glück aufbauen will, indeß der Stein immer wieder herabfällt, und der Arbeiter doch nicht müde wird, ihn in anderer Manier wieder hinauf zu wälzen Selbst die Regierungen bieten sich diesen wilden Träumen, die niemals von Erfahrung und wahrer Erkenntniß ausgehen können, und noch weniger jemals etwas Gutes bewirken werden. So gewaltig und roh diese Erzieher verfolgen und vernichten, was ihren Kram stört, so weichlich und unmännlich ist die Erziehung selber, in der Familie sowohl, wie in den öffentlichen Anstalten, geworden, und aus dieser Entwöhnung alles Gehorsams und aller Zucht sind uns auch schon traurige Früchte hervorgewachsen. Am meisten zerstörend und barbarisch hat sich wohl jene falsche Aufklärung bewiesen, die, so weit sie nur reichen konnte, das Christenthum und alles religiöse Gefühl zu vernichten strebte, die echte Philosophie verachten wollte, den Tiefsinn verhöhnte, Natur und Kunst auf ihre klägliche Weise umzudeuten suchte und die Poesie nur zum Träger armseliger Kunststücke erniedrigte. Vaterlandsliebe konnte dem,

der diese Ueberzeugungen theilte, auch nicht mehr ehrwürdig bleiben. Das Fremde, Ferne, ward sophistisch und gewaltthätig herbeigezogen, um Götzendienst mit ihm zu treiben. Deutsches Alterthum ward nicht nur verkannt, sondern verfolgt, und Gebäude, Gemälde, Bildsäulen, so wie Sitten und Feste der früheren Jahrhunderte vernichtet. Wie sollten Stiftungen, Vermächtnisse, Eigenthum nun noch geschont werden? Nun konnte, in einer bessern Zeit, unsere Vorwelt fast wie ein verloren gegangenes Land wieder neu entdeckt werden. Die Freude über diesen Fund verwandelte sich aber bald wieder in rohe Einseitigkeit. Mit kleinstädtischer Vorliebe ward das Fremde nun eben so eigensinnig geschmäht und verachtet, man war nur Patriot, indem man das Ausländische, und folglich auch das Vaterland, verkannte. In Kunst, Poesie und Geschichte wollte man mit Willkühr alte Zeiten wiederholen, und ein Mittelalter, wie es nie war, wurde geschildert und als Muster empfohlen, Ritterromane, kindischer als jene veralteten, drängten sich mit treuherziger Eilfertigkeit hervor, predigten süßlich ein falsch-poetisches Christenthum, und lehrten mit dem steifsten Ernst eine Rittertugend und Vasallenpflicht, Ergebenheit unter Herrschern und Herzogen, Minne und Treue; in Ton und Gesinnung so über allen Spaß des Don Quixote

hinaus, daß Scherz und Satire eben deshalb keine Handhabe an diesen Dingen fanden, um sie von den Tischen der Modegöttin herabzuwerfen. Die alte, erst verkannte und geschmähte Kunst galt nun für die einzige, das Zufällige und Ungeschickte an ihr für die höchste Vollendung. Die erneute religiöse Gesinnung artete bald in Sectengeist und Verfolgung aus, und selbst Lehrer der Wissenschaft glaubten nur fromm sein zu können, wenn sie die Wissenschaft zu vernichten suchten, so wie sich Künstler fanden, die nur begeistert zu sein vermochten, wenn sie sich von der Schönheit und den Göttergebilden der Griechen mit einem heiligen Grauen abwendeten. So wenig ist es in unserer Deutschen Natur, das Neue und Wahre mit Milde aufzunehmen, von dem Wein, der uns von der Göttertafel wohlwollend herabgesendet wird, mit weiser Mäßigung zu schlürfen, um uns nicht im wilden Rausch in Satyre und Faunen oder Bacchanten zu verwandeln, die in ihrer Verzückung alles eher, als Spaß verstehen, und von jener holdseligen, echt menschlichen Stimmung, die auch das Verschiedenartige im edlen Genuß verknüpft, durch eine Unendlichkeit von Verblendung und Irrthum getrennt sind.

Fr. Genug der Klagen. Diese unschuldigen Romane, um auf diese zurückzukommen, sind es denn doch

auch wieder, die alle diese Irrsale bestätigen, und sich recht eigen ein Geschäft daraus machen, die Verwirrung zu einer allgemeinen zu erhöhen.

Vielleicht nicht so durchaus. Unsere leidenschaftliche Nation, die den Ernst fast immer zu ernsthaft nimmt, würde in allem Anlauf zu einer neuen Heilsordnung vielleicht noch höher springen und noch müder zurückfallen, wenn nicht gerade eben so viele unserer Romanziers, als die neueste Mode bestätigen wollen, mit der Strömung des Zeitgeistes im Widerspruch segelten, sehr oft — muß ich zugeben — ohne daß sie recht begreifen, wovon die Rede sei: aber dennoch, sie witzeln, satirisiren, machen lächerlich, und wenn bessere Köpfe mitsprechen, bringen sie oft mit ihrem Veto früh genug durch. Auf allen Fall — aber sind es doch diese allgelesenen Schriften, die so häufig schon ein Gegengewicht, wenn auch anfangs nur Grane, in die andere Wagschale gelegt haben, und so durch die Vermittelung der Töchter. Frauen, Geliebten, dem eifernden Enthusiasten nach und nach eine mildere Gesinnung in Gesprächen und Scherzen eingeflößt haben, die sie selbst erst aus Poesie und Langeweile schöpfen mußten.

Fr. Wenn unser Gespräch für den Gegenstand oft zu ernst scheint, und die Sache zu schwer anfaßt, so haben Sie jetzt den Knoten wieder auf eine zu leichtsinnige

Art zerhauen. Möchte ich Ihnen auch nicht durchaus widersprechen, so können Sie doch nimmermehr leugnen, daß zu Zeiten diese Romanenleserei auf die schlimmste Art gewirkt hat, daß weichliche Bücher oft allen Sinn für Wahrheit und Ernst, so wie allen Trieb zur Arbeit in unzähligen jungen Leuten aufgelöst und zerstört haben, daß falsche Sentimentalität und nüchtern schwärmende Liebe, oft lüsterne Sinnlichkeit, die Gemüther verdorben, daß eben so oft ein Freiheitstaumel und Haß gegen Obrigkeit der unreifen Jugend beigebracht, und zu andern Zeiten durch ein sophistisches Geschwätz der Glaube an Moral, oder mit süßlicher Mystik, mit Freigeisterei wechselnd, Vernunft und Religion, bis zu den niedrigsten und dienenden Ständen hinab, ist erschüttert worden. Ja es ist wohl ausgemacht, daß durch diese Lesewuth selbst Bücher großer Autoren, echte Kunstwerke, indem sie in unrechte Hände gerathen, gefährlich werden können. Wollen Sie mir diese Wahrheiten wieder wegstreiten, oder denken Sie darüber so leicht hin, daß Ihnen eine solche Ueberzeugung gleichgültig ist?

Nein, ich denke nur von der menschlichen Natur anders als Sie, und meine, daß die Geschichte, die im steten Wechsel begriffen ist und sein muß, bald diesen bald jenen Stand mehr zur Thätigkeit oder zum Leiden ergreift und

auffordert, daß es keine Geſchichte gäbe, wenn die Gemüther der Menſchen nicht auf mannigfaltige Weiſe, durch vielerlei Triebe und Bedürfniſſe aufgereizt würden, und aus dem Gemüth wieder äußerliche Begebenheiten erwüchſen. Die Zeichen, an denen dieſe Strömung zu erkennen iſt, wechſeln nach den verſchiedenen Jahrhunderten, und in unſern Tagen gehört für den Beobachter dieſe von Ihnen verſchmähte Gattung von Büchern eben auch zu jenen Zeichen, um ſich zu erkennen und zurecht zu finden. So wie dieſe Schriften manchen ſchadenden Stoff ableiten und mildern, ſo erregen und verbreiten ſie auch wieder Krankheit oder Geſundheit, wie wir es nennen wollen, die ſich aber immer wieder gelind zu Boden ſetzen und in der Maſſe unſchädlich werden; dies aber, iſt ein Volk erſt fanatiſirt und der verſtändigen Regierung Ordnung und Zügel aus den Händen geriſſen, kann man von Libellen, politiſchen Flugſchriften, Tageblättern, oder religiöſen Schwärmer-Büchern gewiß nicht behaupten.

Fr. Wenn ich Sie verſtehe, ſo meinen Sie, daß dieſe Erfindungen, indem ſie ſich einerſeits an das Leben innigſt anſchmiegen, doch wieder dadurch, daß ſie ſich eben nur für Erfindung geben, und nicht abſolute Wahrheit darſtellen wollen, ſich ſelbſt wieder durch dieſe mannigfaltig geſtellten Bedingungen ſänftigen. Wie ſie aus

Leichtsinn hervorgehn, so werden sie auch dem Leichtsinne wieder preis gegeben. Aber, ist dies wohl derselbe Fall mit den Gedichten, in welchen die Leidenschaft der Liebe erregt und gelehrt wird, die das Herz zerreißen, indem sie es erheben wollen, und das empörte Gemüth bis zum Wahnsinn steigern können, um, wie es so oft heißt, die Seele zu malen und die Natur zu ergründen? Die schlimmen Einflüsse sind zu oft schon da gewesen, kehren nur allzuhäufig wieder, um vor dergleichen wild und zugleich allzu weichlich aufregenden Büchern unverschanzte Gemüther nicht warnen und bewahren zu müssen. — Sie schweigen? —

Können wir diese Periode, welche Sie jetzt bezeichnen wollen, nicht die allerneueste nennen? Fängt sie nicht eigentlich mit dem Werther an?

Fr. Allerdings; wenn wir nicht Rousseau's neue Heloise voranstellen, die mir ebenfalls so merkwürdig und originell erscheint, daß ich immer geglaubt habe, der Werther hätte nicht entstehen können, wenn dieses wunderbare Buch nicht schon das neue Land aus der Ferne gesehen hätte.

Wenn Sie recht haben, so haben Sie auch schon Ihre Frage selbst, und zwar in meinem milderen Sinne beantwortet und anders gestellt.

Fr. Wie das?

Diese großen Erscheinungen sind dann eben nur merkwürdige und tiefsinnige Andeutungen der Geschichte und Anzeigen mächtiger und umgreifender Revolutionen in Verhältnissen des Lebens, Denkens und Empfindens. Und in wiefern diese Veränderungen des Innern, die anfangs oft dem blöden Auge noch unsichtbar bleiben, auch auf die äußere Geschichte und den großen Gang der Weltbegebenheiten, den Fortschritt und Rückschritt der Menschheit, die Bildung und den Charakter der Nationen wirken, bleibe dem echten Geschichtschreiber zu bemerken und zu würdigen überlassen.

Fr. Sollte in der wahren Darstellung der Geschichte nicht beides zusammenfallen müssen? Nur möchte freilich die Ausführung von der höchsten Schwierigkeit sein.

Ohne Zweifel, im höchsten Sinne vielleicht unmöglich. — Darum eben ist der echte Dichter so groß und lehrreich, für Gegenwart und Zukunft. Auf jener Schaukel, die sich erhebt und senkt, und auf welcher er die Laute spielend hin und wieder schwankt, erschaut er, wenn ihn die Begeisterung hoch hinauf wirft, neben der Muse sitzend, von oben viele Wunder und ihre Erklärung, die der Philosoph und der Wissenschaftkundige nicht sieht, oder nicht

verſteht. Mit den ausgeſtrömten Liedern ſpielt dann die Menge, und Knaben und Thörichte ahmen ſie nach, und dasjenige, was als ein Orakel aus geweihtem Munde erklang, wird oftmals bald Narrentheiding der ſchwatzenden Menge. Seit Rouſſeau, und noch mehr ſeit Werther, iſt die Wunde des Lebens, die Krankheit der Liebe, weil ſie ſchon vorher mit allen Schmerzen da war, auch der Menge durch geweihte Prieſter ſichtbar und bekannt geworden. Wie oft war ſeit dem graueſten Alterthum in allen Zungen ſchon von der Liebe geſprochen worden; auch das Unglück dieſer Leidenſchaft und ihre tragiſchen Folgen waren ſchon, wie oft, bis zum Entſetzlichen geſungen; aber dennoch war allen Fühlenden, als ſie den Werther laſen, als hätte noch niemand je das vernommen, als ſei eine neue Sprache entdeckt. Wie lallte und ſtotterte alles in dieſer Manier, und wie ſchwach ſüßlich klang der Misverſtand aus dem Siegwart und ähnlichen Büchern. Schon damals glaubten viele Deutſche, die Nation verdürbe an dieſem Schmerz und dieſer Weichlichkeit, und gutgemeinte Mittel aller Art, der Parodie und des ſeichteſten Spaßes wurden verſucht, um nur wieder Geſundheit hervorzubringen. Und doch iſt es gewiß, daß auch das blöde Auge die Natur ſeitdem anders betrachtet, daß ſelbſt dem Kälteſten Gefühle wunderbarer Natur da-

durch näher getreten sind. Diese Auflösung des Lebens, diese Entfaltung des Geheimnißreichen unserer Brust, diese Angst und Freude klingt seitdem immerfort, am tiefsten schneidend und am zerstörendsten wohl in dem Meisterwerke desselben großen Dichters, den Wahlverwandtschaften. Seit das Wort gefunden und ausgesprochen ist, läßt sich das Dasein dieser Krankheit weder mehr leugnen, noch ignoriren, und wie sie schmerzend um sich greift, welche Kuren oder Palliative Religion und Staat, oder Philosophie, mit Glück oder Unglück versuchen werden, muß die Folgezeit lehren; was wir in unsern Tagen haben beobachten können, was die Revolution unternahm, was in süßlichen oder aufgeklärt moralischen Büchern geschehen ist, war ungeziemend oder unbedeutend. Die laueste und ohnmächtigste Hülfe ist jenes Maskenspiel häuslichen Glücks, dessen kraftlose Heuchelei in so vielen gut gemeinten Büchern und langweiligen Familien seitdem herrscht. Wie mächtig tönt die Verzweiflung aus dem Faust? Und hat der Dichter beruhigende Töne aufgefunden? Kann er sie wohl finden? Ganz anders als im Hamlet erhebt sich die Angst der Seele und der Zwiespalt des Daseins. Der größte, der heilendste Trost ist immer der, daß das tödtendste Uebel dadurch schon gemildert wird, wenn der große Dichter nur das Wort gefunden, und es ausgesprochen hat.

Fr. Und früher wäre diese Krankheit, wie Sie es nennen, noch niemals von der Poesie berührt oder angedeutet worden?

Die Ausgleichung des Lebens, die Enthüllung seiner Räthsel haben die Alten wenigstens in einem ganz andern Sinne versucht; und was sie in ihrer Tragödie Schicksal nannten, das Unbegreifliche, Unabwendbare, und wo Religion, Versöhnung, und der Schmerz den Schmerz selbst besiegte, alles dies Irrsal, das Ungeheure und Furchtbare, das immerdar das Menschengeschlecht mit ahnungsvollem Grauen umgiebt, bedeutete ihnen ganz etwas anderes, löste sich milder, oder großartiger, wenn gleich im Innersten selbst der Widerspruch und die Verzweiflung blieb. Aber sie deckten die Wurzel des Lebens nicht so vorwitzig auf, wie wir es gethan haben, die wir nur zu oft durch Anatomiren Kunde vom Geist und den Empfindungen zu erhalten streben.

Fr. So angesehen, muß Ihnen freilich alles, was damals in Deutschland gegen die sogenannte Empfindsamkeit geschah, nur in einem komischen Lichte erscheinen.

Um so mehr, da alles der Art, was die Kritik mit Recht tadelt, immer wieder von einer andern Seite hereinbricht, und als unverdächtig eingelassen wird. Ueber Siegwart glauben sie hinweg zu sein, viele Vernünftige ta-

deln ihn wohl noch jetzt, und bewundern in dem herrlichsten Humoristen, Jean Paul, eine noch schlimmere Weichlichkeit, die, wenn sie jemals ein zartes Wesen ganz ergreifen sollte, es nothwendig völlig aushöhlen, und ihm auf ein Zeit lang allen Sinn für Wahrheit und Natur rauben müßte. Wer zuckt nicht über den verschollenen Cramer und seine rohen Ritterromane jetzt die Achseln? Selbst der Gemeinheit ist er zu gemein geworden, und doch schreit den feinsten Lesern aus manchem neuen gefeierten Autor das Aehnliche entgegen, ohne daß sie es im Enthusiasmus bemerken: manche Kapitel des weltberühmten Walter Scott erinnern mich an jene herabgesetzten Bücher, ohne daß ich darum das große Talent und die Erfindungsgabe dieses Autors zu verkennen brauche. England und Deutschland nennt jetzt manches im Tom Jones unsittlich, Jungfrauen wollen das Buch nicht mehr lesen oder gelesen haben, und erfreuen sich doch laut eines Clauren und ähnlicher Schriftsteller, gegen deren unsittliche Lüsternheit der Menschenkenner Fielding wahrhaft unschuldig ist. Ja es giebt eine Darstellung der Keuschheit und Unschuld, im wirklichen Leben wie in so vielen gepriesenen Büchern, die einem freien Sinne und reinen Herzen höchst anstößig ist, und deren zu schamhafter Schamhaftigkeit man sich selber schämt,

weil man hinter der moralischen Maske die verderbte Phantasie nur zu deutlich wahrnimmt. Auch die Engländer predigen in ihrem puritanischen Eifer zu oft diese falsche Sittlichkeit, sie lassen sich aber wenigstens die groben Widersprüche der Deutschen nicht zu Schulden kommen: der Muthwille ihres Sterne ist ihnen jetzt anstößig, aber in ihrer Prüderie verstehen sie auch unseres Goethe Wilhelm Meister nicht.

Fr. Vieles, also, was die Welt Fortschritt des Zeitalters, Verbesserung der Sitten und Tugend, höheren moralischen Sinn, feineres und edleres Gefühl nennt, taufen Sie nach Ihren freigeistigen Ansichten nur als Mode?

Vieles wie sie sagen: das Rechte zu finden, ist eben schwer, und gelingt selbst den Besten nicht immer. Weiß ich doch, daß ich mit manchem verehrten Freunde wegen mancher jener edelmännischen Dichtungen in Streit gerieth, denen ich, wenn ich sie nicht komisch nahm, gar keine Seite des Verständnisses abgewinnen konnte. Jetzt hat freilich die Mode selbst längst wieder eingerissen, was sie aufbaute, und man ist nun schon gegen das Talent dieses Autors eben so unbillig, wie man es früher zu hoch erhob.

Fr. Ich hoffe, daß Sie diese Gedanken und Ueber-

zeugungen, die ich jetzt so zufällig von Ihnen vernehme, einmal gründlicher und umständlicher darlegen. Wie Sie in der neuesten Zeit eine Auflösung des Lebens sehn, des häuslichen, der Ehe und der Verhältnisse der Liebe, der Zufriedenheit, der Sicherheit, und so weiter, so trat freilich um dieselbe Zeit auch ein Mißbehagen gegen den Staat und die öffentlichen großen Verhältnisse sichtbar hervor. Auch hier geschah das, was geschah, in einem andern, viel zerstörenderen Sinn, als in früheren Zeiten. Die Kraft der Zerstörung ist noch fühlbar, und das meiste, was zur Wiederherstellung versucht ist, scheint mir unverständig und ohnmächtig.

Eben, weil man nur wieder herstellen will, und mancher sogar denselben Thurm mit denselben Bausteinen, die zerschmettert vor seinen Füßen liegen. Neu sein, und doch alt, fortgehen in der Zeit, und doch nicht der Sclave jeder Thorheit werden, die Weisheit des Bestehenden, Festen, mit dem spielenden Witz des Wandelbaren verknüpfen, diese Widersprüche zu lösen, war die große Aufgabe aller Zeiten, wenn nicht das Starre bald welken und abbrechen, oder der flatternde Schmetterling der Tagesneuigkeit für Kraft und Schönheit gelten soll. Freilich mag es in unserm Jahrhundert schwieriger sein, als ehemals, weil alles verwickelter, künstlicher gestaltet ist,

und die Revolution zu schmerzhaft und abschreckend gelehrt hat, daß das Durchhauen wohl nur einem Alexander, und auch nur bei einem geflochtenen Knoten zu verzeihen ist.

Fr. Und wo bleiben die Romane? oder gar unsere Insel Felsenburg, von welcher wir anhoben? Ist es nicht dennoch verdächtig, ein Buch wieder auftreten zu lassen, dessen barbarische Schreibart uns empfindlich daran erinnert, wie zu derselben Zeit Richardson und Fielding, vieler anderer zu geschweigen, den Engländern ihre gebildeten Werke gaben? So wie Frankreich schon damals seine berühmtesten Autoren besaß.

Die Deutschen erwachten eben später, weil sie in dem ungeheuren Bürgerkriege zu ohnmächtig geworden waren. Wo alles verloren gegangen war, konnte sich die Literatur nicht retten. Seit dem großen Umschwung aller Verhältnisse durch die Reformation war der Kampf gegen das Papstthum, das an die Stelle der Hierarchie getreten war, eingeleitet, mit ihm der Streit gegen den Ueberrest des Kaiserthums, dessen hohe Würde im fünften Karl noch einmal und zum letztenmal hell aufgeleuchtet hatte. Alles, was fest bestanden, was die Welt regieret und geordnet hatte, versank, und es schien kaum möglich, bei der allgemeinen Zerfrümmerung noch neue

Stützen aufzufinden. Ein kläglicher Friede, der aus der allgemeinen Ohnmacht hervorging, schläferte endlich die letzten Kräfte betäubend ein. Hundert Jahr später erhob sich der Streit wieder, nicht mehr gegen Kirche und Papst, sondern gegen das Christenthum selbst, gegen die Religion ohne Weiteres, und in diesem Gelüst nach Auflösung, in welchem zugleich ein Krieg gegen Stände und Verfassung, gegen Geistlichkeit und Adel, gegen König und Gesetz hervorbrach, zeigte sich auch endlich jenes Streben, welches wir vorher bezeichneten, Ehe, Liebe, Treue, Häuslichkeit, Verstand und Vernunft durch eben so phantastische Sehnsucht als tiefsinnige Melancholie aufzulösen, und alles einem verzweifelnden Lebensüberdruß preiszugeben. Wie hat man nun auch hier den Grund und Boden wiederfinden wollen! Möchte derjenige, dem Frömmigkeit und Wahrheit ein Bedürfniß ist, nicht fast jene alte verrufene Aufklärung wieder zurückwünschen, die doch wenigstens redlich war, und doch etwa nur Christenthum, und was sie Schwärmerei nannte, (freilich auch unendlich viel) verfolgte? da die neue Religiosität ihren Eifer darin zeigt, alles, was noch irgend Wahrheit und Schönheit bietet, Kunst, Poesie, Philosophie und Wissenschaft, bilderstürmerisch zu vernichten, und sich selbst zugleich? Mit dem Fanatismus, das ewig Wahre in jeder Verirrung zu tödten?

Fr. In dem Einschlag der vielfarbigen Lebenstapete werden aber, so hoffe ich, von dem Webemeister schon muntere und helle Fäden eingelegt sein, die auch wohl schon in Bewegung sind, um das Gemälde mit Lichtern zu erfreuen.

Sie rührte wohl sonst — weder Zeichnung noch Ausführung — von keinem weisen Meister her. — Von diesem Standpunkte aus, wo wir über so vieles Wichtige zu klagen Ursach fänden, möchten wir aber die Romane, die doch fast alle ziemlich unschuldig sind, nur unten in der Menge ungestört umlaufen lassen, bald dieses, bald jenes Bedürfniß befriedigend, vermittelnd, die Trauer und den Schmerz des Lebens sänftigend, sich an die Poesie lehnend, und vieles Wahre und Unwahre verspottend. Denn noch schlimmer wäre es, wenn der Mensch nicht seinem Treiben und so oft falschem Eifer wieder selbst hemmende Kräfte einschöbe, um sich das, was er das Gute und Rechte nennt, zu erschweren und zu verzögern. Verfährt die sogenannte Natur doch eben auch nicht anders.

Fr. In diesem Sinne könnte aber eine nicht uninteressante Geschichte der Romanenlectüre geschrieben werden. Wir haben in unserer Literatur viel mit den Worten „Naiv" und „Sentimental" gespielt: mir scheint, als könne man dergleichen Benennungen, wenn

man sich erst über die Bedeutung der Zeichen verstanden hat, auch auf Zeitalter übertragen. In diesem Sinne möchte man die Jahre seit Rousseau, im Gegensatz der früheren, sentimental nennen, und jene früheren, da sie alle die Bedürfnisse, die sich seitdem ausgesprochen haben, noch nicht kannten, mit naiv bezeichnen.

Am meisten aber die Versuche jener Schriftsteller, die noch ohne Kunst und Bildung, ohne eigentliches Studium, aber auch ohne alle Kränklichkeit und süße Verweichlichung, wie ohne falsches Bewußtsein und literarischen Hochmuth, nur ihrer Phantasie und den Eingebungen ihrer Laune so bescheiden und redlich folgten, und eben deshalb so vieles in einem richtigen Verhältniß, ja mit einem großartigen Verstande darstellen konnten, was bei anscheinend größern Mitteln so vielen ihrer Nachfolger, die so oft das Verzerrte für das Geniale nahmen, nicht gelingen wollte. Und so wären wir denn doch wieder zu unserer Insel Felsenburg angelangt. Ich weiß wohl, daß lange Zeit dieser Name bloß galt, um etwas ganz Verächtliches zu bezeichnen. Auch damals noch, als der Rinaldo Rinaldini (das trockenste, was je diese Art Literatur hervorgebracht hat) viele Editionen und selbst eine Prachtausgabe erlebte. Aber eben, weil jene treuherzige Chronik der Insel, und das Leben des Altvaters, so wie

# Die Insel Felsenburg.

## Erstes Bändchen.

# Geschichte
# des Eberhard Julius.

Ob den Kindern, die beim Eintritt von Sonnen- oder Mondfinsternissen geboren werden, besondere Lebensschicksale prophezeit werden dürfen, will ich den Naturkundigen zur Erörterung überlassen. Ich, Eberhard Julius, habe das Licht der Welt am 12. Mai 1706 um eben die Stunde erblickt, wo die bekannte große Sonnenfinsterniß ihren höchsten und fürchterlichsten Grad erreicht hatte. Mein Vater, der ein wohlbemittelter Kaufmann war, und mit meiner Mutter noch kein völliges Jahr im Ehestande gelebt, mag damals aus zwiefacher Bestürzung fast ganz außer sich gewesen sein; doch, da er gleich darauf das Vergnügen gehabt, meine Mutter ziemlich frisch und munter zu sehen, mich aber als seinen erstgeborenen jungen gesunden Sohn zu küssen, hat er sich, wie mir erzählt worden vor Freuden kaum zu bergen gewußt.

Ich wage Bedenken, von den Tändeleien viel Wesens zu machen, die zwischen meinen Eltern, als jungen Eheleu-

ten, und mir, als der ersten Frucht ihrer Liebe, während meiner frühsten Kinderjahre vorgegangen, — genug, ich wurde von ihnen, obwohl etwas zärtlich, doch christlich und ordentlich erzogen. Da sie mich, von Jugend an, dem Studiren gewidmet, so ließen sie es keinesweges an gelehrten oder sonst geschickten Lehrmeistern mangeln, deren treue Unterweisung nebst meinem unermüdeten Fleiße so viel wirkte, daß ich auf Anrathen erfahrener Männer, die mich examinirt hatten, in meinem siebzehnten Jahre, nämlich um Ostern des Jahres 1723, in Begleitung eines guten Führers auf die Universität Kiel reisen konnte.

Ich legte mich daselbst auf die Rechtsgelahrtheit, nicht sowohl aus eigenem Antriebe, als auf Begehren meiner Mutter, welche eines vornehmen Rechtsgelehrten Tochter war. Allein ein hartes Verhängniß ließ mich nicht lange die Früchte des Vergnügens genießen, welches sie über meinen guten Fortgang gehabt; denn schon nach einem Jahre lief die schmerzliche Zeitung bei mir ein, daß meine treue Mutter am 16. April 1724 in Kindesnöthen Todes verblichen sei. Mein Vater verlangte mich nunmehr zu seinem Trost auf einige Wochen nach Hause, weil, wie er schrieb, weder meine einzige Schwester noch andere Verwandte seinem Schmerz einige Linderung verschaffen könnten. Da ich ihm indeß zurückschrieb: daß um diese Zeit alle Collegia aufs neue angiengen

und daß ich also nicht allein viel versäumen, sondern überdies seine und meine Herzenswunde eher noch weiter aufreißen als heilen würde, so erlaubte mir mein Vater, neben Uebersendung ~~eines Wechsels von~~ zweihundert Dukaten, noch ein halbes Jahr in Kiel zu bleiben; nach Ablauf desselben aber sollte ich nach Hause kommen, über Winter bei ihm ~~verharren~~, sodann im Frühjahr ~~das galante~~ Leipzig besuchen und meine Studien daselbst endigen.

Sein Wille galt mir als Richtschnur. Daher ich die noch übrige Zeit in Kiel nicht säumte, mich in der Rechtsgelahrtheit nach Möglichkeit festzusetzen, ~~gegen Martini~~ aber ~~mit den herrlichsten Zeugnissen meiner~~ Professoren versehen, ~~nach Hause~~ reisete. Nun war es mir zwar eine herzliche Freude, meinen Vater und meine Schwester nebst andern Verwandten und guten Freunden im besten Wohlsein anzutreffen; allein der Verlust meiner Mutter dämpfte diese Freude ungemein. Kurz, es war keine Ergötzlichkeit, die mir von meinem Vater oder andern Freunden gemacht wurde, vermögend, das einwurzelnde melancholische Wesen aus meinem Gemüth zu vertreiben. Ich nahm daher meine Zuflucht zu den Büchern, und suchte darin mein verlorenes Vergnügen, welches sich denn auch nicht selten in ~~selbigen~~ finden ließ.

Mein Vater bezeigte über mein stilles Wesen theils Leid, theils Freude, entschloß sich aber bald, meinem Ver-

langen gemäß, mich ohne Aufseher oder Hofmeister mit dreihundert Florin und einem Wechselbrief auf tausend Thaler nach Leipzig zu schaffen, woselbst ich den 4. März 1725 glücklich ankam.

Wer die Beschaffenheit dieses weltberühmten Ortes auch nur einigermaßen kennt, wird leicht glauben, daß ein junger Bursche, der mit vielem Gelde versehen, daselbst vergnügten Zeitvertreib jeder Art zu suchen Gelegenheit findet. Dennoch war mein Gemüth mit beständiger Schwermuth erfüllt, außer wenn ich meine Collegia besuchte, oder mich in meiner Studirstube mit den Todten unterredete.

Ein Landsmann von mir, Herr H***, der ein Mediziner war und sich bereits um den Doktorhut bewarb, bemerkte meinen Zustand und sagte daher einstmals ganz vertraulich zu mir: „Lieber Herr Landsmann, ich weiß ganz gewiß, daß Sie nicht die geringste Ursach haben, sich in der Welt über irgend etwas zu betrüben, außer über den Verlust Ihrer seligen Frau Mutter. Allein als vernünftiger Mensch können Sie sich nicht darüber so heftig und so langwierig betrüben, erstlich, weil Sie der Seligkeit derselben vollkommen versichert sind, zweitens, weil sie noch einen Vater haben, von dem Sie noch alles erwarten können, was von ihm und der Mutter zugleich zu hoffen gewesen, — anderer Beweggründe noch zu geschweigen. Ich setze indeß mei-

nen Kopf zum Pfande, daß Ihr niedergeschlagenes Wesen vielmehr von einer übeln Beschaffenheit des Geblüts herrühret, weswegen ich Ihnen aus gutem Herzen den Gebrauch einiger Arzneien, demnächst aber die Abzapfung etlicher Unzen Blutes empfohlen haben will. Was gilts, — fügte er hinzu — in vierzehn Tagen wollen wir aus einem andern Tone mit einander schwatzen!"

Dieser gegebene Rath schien mir nicht unvernünftig zu sein. Ich leistete daher demselben gehörige Folge, und fand mich in wenigen Tagen weit aufgeräumter und leichtsinniger als sonst, was denn meinen guten Freunden höchst angenehm, und mir selbst am gefälligsten war. Ich wohnte einem und dem andern Schmause bei, richtete selber einen aus, spazierte mit auf die Dörfer, — kurz ich machte alles mit, was ehrliebende Bursche ohne Nachtheil vorzunehmen pflegen. Doch kann ich nicht leugnen, daß dergleichen Vergnüglichkeiten zum öftern mir von einem bangen Herzklopfen unterbrochen wurden. Die Ursache desselben sollte zwar noch immer einer Vollblütigkeit zugeschrieben werden, allein mein Herz wollte mich fast im Voraus versichern, daß mir ein besonderes Unglück bevorstände, welches sich denn auch nach Verlauf weniger Tage, und zwar in den ersten Tagen der Meßwoche in folgendem Briefe, den ich von meinem Vater empfieng, offenbarte:

Mein Sohn!

Erschrick nicht, sondern ertrage vielmehr mein und Dein unglückliches Schicksal mit großmüthiger Gelassenheit. Du erhältst nämlich in diesen Zeilen von mir leider! die eigenhändige Versicherung, daß das falsche Glück durch drei fatale Streiche auf einmal meine Ehre und meinen Wohlstand, ja mein Alles zu Boden geschlagen. Fragst Du: wie? und auf welche Weise? so wisse, daß mein Compagnon einen Bankerot auf zwei Tonnen Goldes gemacht, daß das auf meine Kosten ausgerüstete ostindische Schiff auf der Rückfahrt von den Seeräubern geplündert worden, und letztlich zu meinem völligen Ruin das Fallen der Actien mich allein um 50,000 Thaler bringt. Ein mehreres will ich Dir hievon nicht schreiben, weil mir im Schreiben die Hände erstarren wollen. Laß Dir inliegenden Wechselbrief auf 2000 Floren in Leipzig von Herrn H** gleich nach Empfang dieses auszahlen. Deine Schwester habe ich mit eben so viel und ihren besten Sachen nach Stockholm zu ihrer Base geschickt. Ich aber gehe mit einigem Wenigen von hier ab, um in Ost- oder Westindien entweder mein verlorenes Glück oder den Tod zu finden. In Hamburg bei Herrn W** wirst Du vielleicht mit der Zeit Briefe von meinem Zustande finden. Lebe wohl, und bedaure das unglückliche Verhältniß Deines treugesinnten Vaters, dessen zu großer Hasard und Leichtgläubigkeit ihm und seinen

guten Kindern dies Unglück zugezogen. Doch in Hoffnung, Gott werde sich eurer und meiner nicht gänzlich entziehen, verharre ich

Dein bis ins Grab getreuer Vater
Franz Martin Julius.

Ich fiel nach Lesung dieses Briefes wie ein vom Blitz Gerührter rückwärts auf mein Bette, und blieb länger als zwei Stunden ohne Empfindung liegen. Denselben ganzen Tag und die darauf folgende Nacht brachte ich in größter Verzweifelung zu, ohne das Geringste von Speise oder Getränk zu mir zu nehmen. Da aber der Tag anbrach, beruhigte sich das ungestüme Meer meiner Gedanken einigermaßen; ich betete mein Morgengebet mit herzlicher Andacht, sang nach einem Morgenliede auch noch das: Gott der wird's wohl machen ꝛc., schlug nachher die Bibel auf, in welcher mir sogleich der 127. Psalm Davids in die Augen fiel, welcher mich ungemein rührte. Nachdem ich nun meine andächtigen, ungeheuchelten Betrachtungen darüber gehabt, schlug ich die Bibel nochmals auf, und traf unverhofft die Worte, Sprichw. Sal. 10: Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe.

Hierbei traten mir die Thränen in die Augen; mein Mund aber brach in die Worte aus: „Mein Gott, ich verlange ja eben nicht reich an zeitlichen Gütern zu sein, ich gräme mich

auch nicht mehr um die verlorenen, setze mich aber, wo es dir gefällig ist, nur in einen solchen Stand, worin ich deine Ehre befördern, meinem Nächsten nützen, mein Gewissen rein erhalten, ehrlich leben, und selig sterben kann."

Gleich denselben Augenblick kam mir in die Gedanken, umzusatteln und anstatt der Rechtsgelahrtheit die Theologie zu erwählen, weshalb ich meine Gelder einzukassiren, zwei Theile davon auf Zinsen zu legen, und mit dem übrigen mich auf die Wittenbergische Universität zu begeben gedachte. Allein der plötzliche Ueberfall eines hitzigen Fiebers hinderte mein eilfertiges Vorhaben. Denn, nachdem ich kaum Zeit gehabt, meinen Wechsel bei Herrn H. in Empfang zu nehmen, und meine Sachen etwas in Ordnung zu bringen, sah ich mich gezwungen, das Bette zu suchen, und einen berühmten Medicum wie auch eine Wartfrau holen zu lassen. Meine Landsleute, so etwas im Vermögen hatten, bekümmerten sich, nachdem sie den Unfall meines Vaters vernommen, nicht das geringste um mich; ein armer ehrlicher Studiosus dagegen, der ebenfalls mein Landsmann war, blieb fast Tag und Nacht bei mir, und ich kann ihm zum Ruhme nachsagen, daß ich in seinen mir damals geleisteten Diensten mehr Liebe und Treue, als Eigennutz gespürt. Mein Wunsch ist, ihn dereinst auszuforschen, und Gelegenheit zu finden, ihm meine Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Meine Krankheit dauerte inzwischen, zu meinem damaligen großen Verdrusse und doch noch größerem Glücke, bis in die dritte Woche; worauf ich die freie Luft wiederum zu vertragen gewohnte, und deshalb mit meinem redlichen Landsmanne täglich ein paarmal in das angenehme Rosenthal, doch immer bald wieder nach Hause spazierte, daneben im Essen und Trinken solche Ordnung hielt, als ich zu völliger Wiederherstellung meiner Gesundheit für rathsam erachtete. Denn ich war nicht gesinnt, als ein halber oder ganzer Patient nach Wittenberg zu kommen.

Der Himmel aber hatte beschlossen, daß sowohl aus meinen geistlichen Studien, als auch aus der nach Wittenberg vorzunehmenden Reise nichts werden sollte. Denn als ich etliche Tage nach meinem gehaltenen Kirchgange und erster Ausflucht so eben mein Morgengebet verrichtete, klopfte der Briefträger von der Post an meine Thür, und nach Eröffnung derselben wurde mir von ihm ein Brief eingehändigt, welchen ich mit zitternden Händen erbrach, und also lautend fand:

Mein Herr!

Ihnen werden diese Zeilen, so von einer Ihnen ganz unbekannten Hand geschrieben sind, ohnfehlbar viele Verwunderung verursachen. Allein als ein Studirender werden Sie

vielleicht besser als andere Ungelehrte zu begreifen wissen, wie unbegreiflich zuweilen der Himmel das Schicksal der sterblichen Menschen fügt. Ich Endes Unterschriebener bin zwar ein Teutscher von Geburt, stehe aber für jetzt als Schiffskapitain in holländischen Diensten, und bin vor wenigen Tagen hier in Ihrer Geburtsstadt angelangt, in der Meinung, Dero Herrn Vater anzutreffen, dem ich eine der vortheilhaftesten Nachrichten von der Welt persönlich überbringen wollte. Allein zu meinem größten Mißvergnügen habe ich nicht nur sein gehabtes Unglück, sondern überdies noch vernehmen müssen, daß er bereits vor Monatsfrist zu Schiffe nach Westindien gegangen. Dessen ungeachtet verbindet mich ein geleisteter Eidschwur, Ihnen, Herr Eberhard Julius, als dessen einzigem Sohne, ein Geheimniß anzuvertrauen, vermöge dessen Sie nicht allein Ihres Herrn Vaters erlittenen Schaden mehr als zweifach ersetzen, sondern auch sich und Ihre Nachkommen vielleicht bis auf späte Jahre hinaus glücklich machen können.

Ich versichere Sie nochmals, mein Herr, daß ich mir Ihre mancherlei Gedanken über diesen Antrag nur zu wohl vorstelle; allein ich bitte Sie inständig, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und sich möglichst geschwind auf die Reise nach Amsterdam zu machen, damit sie längstens gegen St. Johannis Tag daselbst eintreffen. Der 27. Junius ist, so Gott will, zu meiner Abfahrt nach Ostindien angesetzt.

Finden Sie mich nicht mehr, so haben Sie eine versiegelte Schrift, von meiner Hand, bei dem Bankier Herrn G. v. B. abzufordern, wonach Sie Ihre Maßregeln nehmen können. Doch ich fürchte, daß Ihre Angelegenheiten weitläuftiger werden und wohl gar nicht glücklich-ablaufen möchten, wofern Sie es verabsäumten, mich in Amsterdam auf dem Ostindischen Hause, wo ich täglich anzutreffen und bekannt genug bin, persönlich zu sprechen. Schließlich will ich Ihnen um Ihres zeitlichen Glücks willen die Beschleunigung Ihrer Reise nochmals freundlich rekommandiren, Sie der guten Hand Gottes empfehlen, und verharren ꝛc.

Leonhard Wolfgang.

N. S. Damit Herr Julius in meinen Bericht kein Mißtrauen setzen darf, folgt hierbei ein Wechselbrief auf 150 Dukaten, an den Herrn S. in Leipzig gestellt, welche zu Reisekosten aufzunehmen sind.

---

Der Leser wird mir leicht glauben, wenn ich sage, daß ich nach Durchlesung dieses Briefes eine ganze Weile wie ein Träumender sitzen geblieben; ja, ich kann versichern, daß diese neue und für mich so vortheilhafte Zeitung fast eben so sehr mein Gemüth zerrüttete, als die vorige von dem Unglück meines Vaters. Doch konnte ich mich hiebei etwas

eher fassen und mit meinem Verstande ruhiger zu Rathe gehen. Nach wenigen Stunden war von mir bereits der Entschluß gefaßt, mit ehester Post die Reise nach Amsterdam anzutreten. Mir fiel hiebei der tröstliche Vers ein: Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen ꝛc., und ich unterließ nicht, Gott herzlich anzuflehen, daß er meine Jugend in dieser bedenklichen Sache doch ja vor des Satans und der bösen Welt gefährlichen Stricken, Listen und Tücken gnädig bewahren, und lieber in größte Armuth, als Gefahr der Seele wolle gerathen lassen.

Nachdem ich mich so mit Gott und meinem Gewissen wohl berathen, blieb es bei dem gefaßten Entschlusse, nach Amsterdam zu reisen, und ich fieng daher an, alles dazu aufs eiligste zu veranstalten. Bei Herrn S. ließ ich mir noch selbigen Tages die 150 Dukaten auszahlen, packte meine Sachen ein, bezahlte alle die, so mir Dienste geleistet hatten, nach meinem wenigen Vermögen sehr reichlich, verdung mich mit meinen Sachen auf die Casselische oder Holländische Post, und fuhr in Gottes Namen mit besonderer Gemüthslust von Leipzig ab.

Auf der Reise begegnete mir nichts Außerordentliches, außer daß ich, theils aus Mattigkeit, theils aus Neugier, um die berühmten Seltenheiten in und bei der landgräflichen Residenzstadt Cassel zu betrachten, mich entschloß, einen Post-

tag zu verpassen. Nachdem ich nun daselbst ziemlich ausgeruht, und das Merkwürdigste in Augenschein zu nehmen vielfältige Gelegenheit gehabt, verfolgte ich meine Reise weiter, und gelangte noch vor der mir gesetzten Zeitfrist glücklich in Amsterdam an.

Mein Logis nahm ich auf Anrathen meines Cofferträgers in der Wermuthsstraße im Wappen von Ober-Yssel, und fand daselbst für einen ermüdeten Passagier alle mögliche Bequemlichkeit. Doch das Verlangen, den Kapitain Wolfgang zu sehen und ausführlich mit ihm zu sprechen, ließ mich kaum sieben Stunden schlafen. Den folgenden Tag ließ ich mich von einem müßigen Burschen gegen ein gutes Trinkgeld in ein anderes Schenkhaus, wohin gemeiniglich Seefahrer zu kommen pflegten, begleiten. Ich machte mich mit guter Manier bald an diesen bald an jenen, um einen Vorbericht über des Kapitain Wolfgangs Person und Wesen einzuziehen, doch meine Mühe war überall vergebens. Wir hatten binnen drei oder vier Stunden mehr als zwölf Kaffee-, Wein-, und Branntweinhäuser durchstrichen, mehr als funfzig Seefahrer angeredet, und doch Niemanden angetroffen, der den erwähnten Kapitain kennen wollte.

Mein Begleiter fieng schon an zu taumeln, weil er von dem Weine, den ich ihm an verschiedenen Orten geben ließ, ziemlich betrunken war, weshalb ich es für das Dienlichste

hielt, mit demselben den Rückweg nach meinem Quartiere zu suchen. Er ließ sich dies auch gefallen. Kaum aber waren wir hundert Schritte zurück gegangen, als uns ein alter Bootsknecht begegnete, welchem er zurief: „Wohlauf, Bruder, kannst Du Nachricht geben von dem Kapitain Wolfgang? Hier ist ein Trinkgeld zu verdienen." — „Well, Bruder," antwortete der Bootsknecht; „was soll Kapitain Wolfgang? soll ich ihn nicht kennen? soll ich nicht wissen, wo er logirt? habe ich nicht zwei Fahrten mit ihm gemacht? habe ich nicht noch vor drei Tagen zwei Floren von ihm geschenkt bekommen?" — „Guter Freund," fiel ich ihm in die Rede, „ist's wahr, daß Ihr den Kapitain Leonhard Wolfgang kennt, so gebet mir weitere Nachricht, ich will" — — „Mar Dübel," erwiederte der Grobian," meint Ihr, daß ich Euch belügen will, so gehet zum Teufel und sucht ihn Euch selber." — Diese mit einer verzweifelt boshaften und scheelen Miene begleiteten Worte waren kaum ausgesprochen, als er sich ganz verächtlich von uns abwendete, und sich in einen Weinkeller verfügte. Mein Begleiter rieth mir, nachzugehen, ihm gute Worte und etliche Stüver an Gelde zu geben, auch etwa ein Glas Wein zuzutrinken, mit der Versicherung: er würde mir sodann schon auf's neue und viel höflicher zur Rede stehen. Da mir nun so viel daran gelegen war, überwand ich meinen innern Verdruß, den ich

über die Grobheit dieses Menschen empfand, und gehorchte meinem halb betrunkenen Rathgeber.

Paul — so hieß der grobe Bootsknecht — hatte kaum einen halben Gulden, nebst einer tüchtigen Kanne Wein, und die erste Sylbe von einem guten Worte bekommen, als er sogleich der höflichste Klotz von der Welt zu werden schien. Er küßte mit aller Gewalt wohl funfzig mal meine Hand, hielt wider die Gewohnheit dieser Leute seine Mütze stets in Händen, und wollte, alles meines Bittens ungeachtet, sein Haupt in meiner Gegenwart durchaus nicht bedecken. Mein Begleiter trank ihm auf meine Gesundheit fleißig zu, Paul that noch fleißiger Bescheid, erzählte mir aber dabei haarklein Alles, was er von des Kapitain Wolfgang's Person, Leben und Wandel in dem Innersten seines Herzens wußte, und diese Erzählung dauerte über zwei Stunden, worauf er sich erbot, mich sofort in des Kapitains Logis zu führen, welches nahe an der Börse gelegen sei. Allein ich ließ mich verlauten, daß ich meinen Besuch bei demselben noch etliche Tage aufschieben, und vorher von der Reise recht ausruhen wollte. Hierauf bezahlte ich noch sechs Kannen Wein, den die beiden Zechgesellen getrunken hatten, verehrte dem treuherzigen Paul noch einen Gulden, und begab mich allein auf den Rückweg nach meinem Quartiere, weil mein allzu sehr berauschter Wegweiser gar nicht von der Stelle zu bringen war.

Ich ließ mir hierauf von meinem Wirthe die Mahlzeit für mich allein auf meine Kammer bringen, und wiederholte dabei in Gedanken Alles, was mir Paul von dem Kapitain Wolfgang erzählt hatte. Hauptsächlich hatte ich mir gemerkt, daß derselbe ein trefflich kluger und tapferer Seemann, daneben zuweilen wohl sehr hitzig, doch aber auch bald wieder gelassen, gütig und freigebig sei: wie er denn zum öftern nicht allein seine Freunde und Bootsknechte, sondern auch ganz Fremde mit seinem größten Schaden und Einbuße aus der Noth gerissen. Gleichwohl hätten seine Untergebenen vor einigen Jahren unter Weges wider diesen ehrlichen Mann rebellirt, demselben bei nächtlicher Weile Hände und Füße gebunden, und ihn, auf einem wüsten Felsen ausgesetzt, zurückgelassen. Doch hätte das Glück den Kapitain vor einigen Monaten wieder gesund zurückgeführt, und zwar mit vielem Geld und Gut versehen, — auf welche Weise er dasselbe erworben, wußte Paul nicht zu sagen. Im übrigen sei er ein Mann von mittler Statur, wohl gebildet und gewachsen, von Geburt ein Teutscher, etwas über vierzig Jahr alt, und lutherischer Religion.

Da ich nun mit allem Fleiß dahin gestrebt hatte, bevor ich mich dem Kapitain zu erkennen gäbe, erst noch bei fremden Leuten sichere Kundschaft über seinen Zustand, sein Wesen, seine Gemüths- und Lebensart einzuziehen, so konnte mir diese

Nachricht nicht anders als höchst angenehm sein. Die aufgetragenen Speisen nebst der Bouteille Wein schmeckten mir unter diesen Gedanken vortrefflich wohl. Nach der Mahlzeit machte ich meinem auf der Post ziemlich zerschüttelten Körper eine kleine Motion, und hielt darauf ein paar Stunden Mittagsruhe. Gegen Abend ließ ich mich von meinem vorigen Begleiter, der seinen Rausch bereits ausgeschlafen, abermals ausführen, und zwar in ein berühmtes reputirliches Kaffeehaus, wo sich unzählige Personen auf mancherlei Art belustigten. Ich meinerseits sah mich nach Niemandem anders als nach Seeofficieren um, und war auch so glücklich, einen Tisch anzutreffen, welcher mit sechs Personen dieses Schlages besetzt war, doch unten am Ende noch Platz genug für mich hatte.

Nachdem ich ihnen höflich mein Kompliment gemacht, nahm ich mir die Freiheit, mich mit meinem Kaffeekännchen zu ihnen zu setzen. Ihre gewohnte Ungezwungenheit veranlaßte sie sehr bald, mich auf eine leutselige Weise zu fragen, wer und woher ich wäre? welches meine Verrichtungen hier am Orte seien? ob ich mich lange in Amsterdam aufzuhalten gedächte? wie es mir hier gefiele? u. s. w. Ich beantwortete alle ihre Fragen nach meinem Gutachten und zwar mit sittsamer Bescheidenheit, ohne sclavische Demuth. Hierauf wendeten sie das Gespräch auf die Beschaffenheit verschied-

ner Staaten und Oerter Teutschlands, worüber ich ihnen denn nach meinem besten Wissen hinlänglichen Bericht gab. Auch kamen sie auf die verschiedenen Universitäten und Studenten zu sprechen, wobei ich ihnen ebenfalls zu hinlänglicher Auskunft nichts schuldig blieb. Worauf der vornehmste unter ihnen zu mir sagte: „Mein Herr, ich gestehe, daß Ihr mir älter an Verstande als an Jahren vorkommt, und, bei Gott! von dergleichen jungen Leuten pflege ich viel zu halten."

Ich mochte über diese unverhoffte Rede etwas roth werden, machte aber ein höfliches Kompliment und antwortete: „Mein Herr, Sie belieben allzu vortheilhaft von Ihrem Diener zu sprechen. Ich kann freilich nicht leugnen, daß ich erst vor wenigen Wochen in mein zwanzigstes Jahr getreten bin, und ungeachtet ich mich fast von Kindheit an eifrig aufs Studiren gelegt, so weiß ich doch nur zu wohl, daß mir noch sehr viel an Conduite und Wissenschaft mangelt, welches ich indeß mit der Zeit durch emsigen Fleiß und Umgang mit geschickten Leuten zu verbessern trachten werde."

„So Ihr Mittel habt," setzte ein anderer hinzu," so wäre es Schade um Euch, wenn ihr nicht wenigstens noch zwei oder drei Jahre auf Universitäten zubrächtet, und nach diesem Gelegenheit suchtet, die vornehmsten Länder von Europa zu durchreisen; denn eben durch das Reisen erlernt man

die Kunst, seine erlangte Wissenschaft hier und da glücklich anzubringen."

„Eben dies," versetzte ich, „ist mein Vorsatz, und obgleich meine eigenen Mittel hiezu nicht zulänglich sein möchten, so habe ich doch das feste Vertrauen zu Gott, daß er etwa hier oder da gute Gönner erwecken werde, die mir mit Rath und That, um meinen Zweck zu erreichen, an die Hand gehen können." — „Ihr verdienet es sehr woht," erwiederte der erstere, „und ich glaube, es wird Euch hinfür selten daran mangeln."

Hier wurde das Gespräch durch ein auf der Straße entstandenes Lärmen unterbrochen, welches sich jedoch bald wieder stillte, die Herren Seeofficiere aber blieben eine kleine Weile ganz still sitzen. Ich trank meinen Kaffee ebenfalls in der Stille, und rauchte eine Pfeife Knaster-Taback; da ich aber merkte, daß einer von ihnen mich öfters sehr freundlich ansah, nahm ich mir die Kühnheit, ihn zu fragen: ob sich nicht hier in Amsterdam ein gewisser Schiffskapitain, Namens Bernhard Wolfgang, aufhielte? — „Mir ist," antwortete jener, „dieser Name nicht bekannt." — „Wie?" fiel ihm derjenige, welchen ich für den vornehmsten hielt, in die Rede, „solltet Ihr den berühmten Kapitain Wolfgang nicht kennen?" Welches jener sowohl als die andern mit einem Kopfschütteln verneinten. — „Mein Herr," sagte er

hierauf zu mir, „ist Wolfgang etwa Euer Befreundeter oder Bekannter?" — „Nein, mein Herr," versetzte ich, keines von beiden; sondern ich habe nur unter Weges auf der Post mit einem Passagier gesprochen, der sich für einen Vetter von ihm ausgab, und dabei sehr viel Merkwürdiges von seinen Thaten erzählte."

„Meine Herren," fuhr jetzt der ansehnliche Seemann in seiner Rede fort, „ich kann Euch versichern, daß selbiger Kapitain ein vollkommener Seeoffizier und dabei ein sehr großer Avanturier ist, der aber doch sehr wenig Wesens von sich macht, und gar selten etwas von seinen eigenen Begebenheiten erzählt, es sei denn, daß er bei außerordentlich guter Laune anzutreffen wäre. Er ist ein besonders guter Freund von mir, ich kann mich aber deshalb doch nicht rühmen, viel von seinen Geheimnissen ausgeforscht zu haben. Bei was für Gelegenheit er zu seinem großen Vermögen gekommen, kann ich nicht sagen; denn ich habe ihn vor etlichen zwanzig Jahren, da er noch auf dem Schiffe, der Holländische Löwe genannt, die Feder führte, als einen armen Teufel gekannt, nach diesem hat er den Degen ergriffen, und sich durch seine Tapferkeit zu dem Posten eines Kapitains emporgeschwungen. Sein Umgang ist dermaßen angenehm, daß Jedermann mit ihm in Gesellschaft zu sein wünscht. Vor Kurzem hat er sich ein vortreffliches neues Schiff, „der ge-

treue Paris," ausgerüstet, mit welchem er eine neue Reise nach den Barbarischen Küsten und nach Ostindien zu thun gesonnen, und das, wie ich glaube, in wenigen Tagen absegeln wird. Hat einer oder der andere Lust, ihn vor seiner Abfahrt kennen zu lernen, der stelle sich morgen Vormittag auf dem Ostindischen Hause ein, wo ich nothwendiger Verrichtungen halber mit ihm zu sprechen habe, und Abrede nehmen werde, an welchem Orte wir uns Nachmittags belustigen können. Hiermit stand der ansehnliche Herr von seiner Stelle auf, um in sein Logis zu gehen. Die andern folgten ihm; ich aber blieb, nachdem ich von ihnen höflich Abschied genommen, noch eine Stunde sitzen, hatte meine eigenen vergnügten Gedanken über das angehörte Gespräch, und gieng hernach mit meinem abermals ziemlich berauschten Begleiter zurück in mein Logis, wo ich mich sogleich niederlegte und viel sanfter als gewöhnlich ruhte.

Den folgenden Morgen begab ich mich in reinlicherer Kleidung in die neue lutherische Kirche, und nach verrichteter Andacht spazierte ich auf das Ostindische Haus zu. Da ich im Begriff war, die Merkwürdigkeiten desselben staunend zu betrachten, hörte ich seitwärts an einem etwas erhabenen Orte die Stimme des gestrigen Seeofficiers, der zu einem andern Folgendes sagte: „Herr Kamerad, seht dort jenen wohlgesitteten jungen Teutschen stehen, der erst vor wenigen

Tagen mit der Post von Leipzig angekommen und gestern Abend in meiner Gesellschaft nach Euch gefragt hat, weil er unter Weges einen Eurer Vettern gesprochen!" Es wurde hierauf sogleich etlichemal gepistet. Sobald ich merkte, daß es mich angienge, machte ich gegen die zwei neben einander stehenden Herren meinen Reverenz. Sie dankten mir sehr höflich, beurlaubten sich aber sogleich von einander. Der Unbekannte kam drauf augenblicklich auf mich zu, machte mir ein sehr freundliches Kompliment, und sagte: „Mein Herr, wo ich mich nicht irre, werden Sie vielleicht den Kapitain Wolfgang suchen?" — „Mein Herr Gönner," antwortete ich, „so ist es, und ich bin deshalb von Leipzig nach Amsterdam gereist." — „Um Vergebung," fragte er weiter, „wie ist Ihr Name?" — „Ich heiße Eberhard Julius," war meine Antwort. Augenblicklich fiel er mir nun um den Hals, küßte mich auf die Stirn, und sagte: „Mein Sohn, an mir findet Ihr denjenigen, den Ihr sucht, nämlich den Kapitain Leonhard Wolfgang. Gott sei gelobt, der meinen Brief und Eure Person die rechten Wege geführt hat! Doch habt die Güte, eine kleine Stunde hier zu verziehen, bis ich, nachdem ich meine wichtigen Geschäfte besorgt, wieder hieher komme und Euch abrufe." Ich versprach, seinem Befehl nachzukommen. Er aber gieng eilends fort, kam dann, ehe noch eine Stunde verstrichen, wieder zurück, nahm

mich bei der Hand und sagte: „So kommet denn, mein Sohn, und folget mir in mein Logis, wo ich Euch ein Geheimniß entdecken werde, das, je unglaublicher es anfangs scheinen mag, um so kostbarer für Euch sein wird."

Die verschiedenen Gemüthsbewegungen, die bei dieser Zusammenkunft in mir ganz wunderlich durch einander giengen, hatten meinen Kopf dermaßen verwirrt, daß ich fast nicht mehr wußte, was ich antworten oder wie ich mich stellen sollte; doch unter Weges, da der Kapitain bald mit diesen bald mit jenen Personen etwas zu schaffen hatte, bekam ich Zeit, mich etwas wieder zu sammeln. Sobald wir in sein Logis eingetreten waren, umarmte er mich aufs neue und sagte: „Seid mir vielmals willkommen, allerwerthester Freund, und nehmet nicht ungütig, wenn ich Euch hinfort meinen Sohn nenne, weil die Zeit lehren soll, daß ich als ein Vater handeln und Euch an einen Ort hinführen werde, wo Ihr den Grundstein zu Eurer zeitlichen Glückseligkeit finden könnet, die, wie ich glaube, durch das Unglück Eures Vaters auf einen sehr schwachen Fuß gesetzt worden ist. Indeß, da ich nicht gesonnen bin, vor eingenommener Mittagsmahlzeit von unsern wichtigen Angelegenheiten ausführlich mit Euch zu sprechen, so werdet Ihr Euch belieben lassen, dieselbe bei mir einzunehmen, zuvor aber, bis die Speisen zubereitet sind, mögt Ihr mir eine

kurze Erzählung von Eurem Geschlecht und Eurer Jugenderziehung geben." Ich weigerte mich nicht, seinem Verlangen Genüge zu leisten, und, obwohl ich alles möglichst kurz faßte, brachte ich doch länger als eine Stunde damit zu, und war gerade fertig, als die Speisen aufgetragen wurden.

Nachdem wir beiderseits satt und aufgestanden waren, befahl der Kapitain Taback und Pfeifen herzugeben, auch Kaffee zurecht zu machen. Hierauf holte er aus seinem Kabinette einen dreimal versiegelten Brief, und überreichte mir denselben, ohne ein Wort zu sprechen. Ich sah nach der Ueberschrift, und fand diese zu meiner größten Verwunderung also lautend:

„Dieser im Namen der h. Dreifaltigkeit versiegelte Brief soll von keinem andern erbrochen werden, als einem, der den Geschlechtsnamen Julius führt, von dem Anno 1633 unschuldig enthaupteten Stephan Julius erweislich abstammt, und in keuscher Ehe erzeuget worden."

Dergleichen Titel und Ueberschrift eines Briefes war Zeit meines Lebens nicht vor meine Augen gekommen; doch da ich ein gutes Gewissen hatte, so konnte ich mich gar bald in den Handel schicken. Der Kapitain Wolfgang sah mich starr an, ich aber machte eine frohe Miene und sagte: „Mein Vater, es fehlt nichts als Dero gütige Erlaubniß, sonst hätte

ich Macht und Freiheit, dieſen Brief zu erbrechen." — „Erbrechet denſelben," antwortete er, „im Namen der h. Dreifaltigkeit." — „Weil er," verſetzte ich, „im Namen der h. Dreifaltigkeit geſchrieben und verſiegelt worden, und mein Gewiſſen von allen Betrügereien rein iſt, ſo will ich — doch nicht anders als auf Dero Befehl — denſelben auch im Namen der h. Dreifaltigkeit erbrechen." Mit dieſen Worten löſte ich die Siegel, und fand den Inhalt alſo lautend:

Mein Enkel!

Anders kann und will ich Euch nicht nennen, und wenn Ihr gleich der mächtigſte Fürſt in Europa wäret. Denn es fragt ſich, ob meine glückſelige Lage nicht der Eurigen vorzuziehen ſein möchte, da ich ein ſolcher Souverain bin, deſſen Unterthanen eben ſo viel Liebe als Furcht, und eben ſo viel Furcht als Liebe hegen, und da ich überdieß an baarem Gelde und Juwelen einen ſolchen Schatz aufzuweiſen habe, als einem großen Fürſten zu Führung ſeines Hofhaltes genügen würde. Doch was nützt mir das Prahlen? ich lebe vergnügt und will vergnügt ſterben, wenn ich nur erſt das Glück erlebt, einen von denen, welche meinen Geſchlechtsnamen führen, geſehen zu haben. Machet Euch daher auf und kommet zu mir, Ihr möget arm oder reich, krumm oder lahm, alt oder jung ſein, es gilt mir gleich viel; nur einen Julius von

Geschlecht, der gottesfürchtig und ohne Betrug ist, verlang ich zu umarmen, und ihm den größten Theil der, mir und den Meinigen unnützen, Schätze zuzuwenden. Dem Herrn Leonhard Wolfgang könnt Ihr sicher trauen, weil er seine linke Hand auf meine alte Brust gelegt, die rechte aber zu Gott dem Allmächtigen in die Höhe gestreckt, und mir also einen körperlichen Eid geschworen, diejenigen Anforderungen, die ich an ihn gethan, nach Möglichkeit zu erfüllen. Er wird Alles, was ich an Euch zu schreiben Bedenken trage, besser mündlich ausrichten, und Euch eine ziemliche Beschreibung von meinem Zustande machen. Folget ihm in Allem, was er Euch befiehlt, bleibt gesund und kommet mit ihm bald zu mir. Gegeben Felsenburg, den 29. September im Jahre 1724, meiner Regierung im 78, und meines Alters im 97sten Jahre.

Albert Julius.

---

Ich überlas den Brief wohl fünf bis sechsmal, konnte mir aber doch in meinen Gedanken keinen völligen und richtigen Begriff von der Sache machen. Der Kapitain Wolfgang bemerkte dies, und sagte daher zu mir: „Mein Sohn, alles Euer Nachsinnen wird vergebens sein, bevor Ihr nicht von mir die Auflösung dieses Räthsels in Erzählung der wunderbaren Geschichte Eures Vettern, Albert Julius,

vernommen habt; setzt Euch demnach nieder, und höret mir zu."

Hierauf begann er eine der wunderbarsten Begebenheiten zu erzählen, die ich dem Leser an einem andern Orte dieses Buches vollständig und ausführlich mittheilen werde. Für jetzt will ich nur so viel sagen, daß, nachdem der Kapitain über zwei Stunden damit zugebracht und mir erstaunliches Vergnügen verursacht hatte, ich mich auf eine verbindliche Art bei ihm bedankte, mich in allen Stücken seiner gütigen Fürsorge empfahl, und daneben ihm allen kindlichen und schuldigen Gehorsam zu leisten versprach.

Nachdem festgesetzt war, daß ich mit ihm zu Schiffe gehen würde, ließ er meine Sachen aus dem Gasthofe abholen, und behielt mich in seinem Quartier. Eine ganz besondere Freude bezeigte er über einige schriftliche Urkunden und andere Dinge, welche Zeugniß gaben, daß ich und meine Vorfahren in gerader Linie von dem Stephan Julius herstammten, indem derselbe meines Großvaters Großvater, Johann Balthasar Julius aber, als meines leiblichen Vaters Großvater, ein leiblicher Bruder des Albertus Julius und jüngster Sohn des Stephan gewesen.

Unsere Abfahrt blieb auf den 27. Junius festgesetzt, binnen welcher Zeit ich zweihundert Stück teutsche, hundert Stück englische Bibeln, vierhundert Gesang- und Gebetbü-

cher nebst vielen andern, sowohl geistlichen als weltlichen, höchst nützlichen Büchern, alle sauber gebunden, kaufen und zum Mitnehmen einpacken mußte. Ueberdieß mußte ich noch für etliche tausend Thaler allerhand sowohl künstliche als gemeine Werkzeuge, vielerlei Hausrath, etliche Ballen weißes Papier, Dintenpulver, Federn, Bleistifte, nebst mancherlei Kleinigkeiten einhandeln, welches alles, wozu es gebraucht worden, ich am gehörigen Orte melden will.

Mein werther Kapitain Wolfgang merkte, daß ich nicht gern müßig gieng; er überließ mir daher die Besorgung alles dessen, was er sich nach und nach, je nachdem es ihm beigefallen, auf ein Blatt Papier verzeichnet hatte, und bezeigte in den wenigen Stunden, die er zu Hause zubringen konnte, mir über meine Emsigkeit und Ordnung sein Wohlgefallen.

Am 24. Junius, als am Tage Johannis des Täufers, ließ sich, da wir eben Mittags bei Tische saßen, ein Fremder bei dem Kapitain anmelden. Dieser gieng hinaus, um denselben abzufertigen, kam aber sogleich wieder zurück ins Zimmer, brachte einen ansehnlichen Mann in Priesterkleidung an der Hand hereingeführt, und nöthigte denselben, sich zu uns zu Tische zu setzen. Kaum hatte ich dem fremden Priester recht ins Gesicht gesehen, als ich in ihm meinen ehemaligen Informator, Herrn Ernst Gottlieb Schmelzer,

wiedererkannte, ihn sofort umarmte und wiederholt küßte, denn er hatte von meinem zehnten bis zu meinem vierzehnten Jahre ungemein wohl gegen mich gehandelt und mich herzlich geliebt.

Als er mich nun ebenfalls erkannt und herzlich geküßt hatte, gab er mir seine Verwunderung darüber zu verstehen, daß er mich hier angetroffen. Ohne ihm zu antworten, that ich einen Blick auf den Kapitain, und bemerkte, daß diesem über unsere herzliche Bewillkommung die Augen voll Freudenthränen standen. Darauf sagte er: „Setzet Euch, meine Lieben, und speiset; denn wir werden nachher noch Zeit genug haben, um mit einander zu sprechen." Gleichwohl konnte ich die Zeit nicht erwarten, sondern fragte bald darauf meinen lieben Herrn Schmelzer, ob er bei den Lutheranern hier in Amsterdam seine Beförderung gefunden? Er antwortete lächelnd: „Nein!" Der Kapitain aber sagte: „Mein Sohn, dieser Herr soll auf dem Schiffe unser und demnächst auch Eurer Vettern und Muhmen einstiger Seelsorger sein. Ich hege die Hoffnung von ihm, daß er mit göttlicher Hilfe dort mehr Wunder thun und in seinem Amte fruchtbarer wirken werde, als sonst unter hundert lutherischen Predigern kaum einer." Auch hatte wirklich der Kapitain ihn in förmliche Bestallung genommen, ihn auf seine Kosten

zum Priester weihen lassen, und ihm befohlen, in Amsterdam bei uns einzutreffen; welchem allen er denn auch aufs genaueste nachgekommen war.

Nachdem nunmehr alles, was der Kapitain entworfen, in gehörige Ordnung gebracht war, wandte dieser die zwei letzten Tage bloß dazu an, bei seinen guten Freunden Abschiedsbesuche zu machen, wobei Herr Schmelzer und ich ihn mehrentheils begleiteten. Endlich am 27. Junius 1725 verließen wir im Vertrauen auf den Beistand des Allmächtigen die weltberühmte Stadt Amsterdam, und kamen den 30. dieses Monats auf dem Texel an, wo wir vierzehn Tage verweilten, den 15. Julius nebst vielen andern Schiffen unter Segel giengen, und von einem günstigen Winde nach Wunsch fortgetrieben wurden. Nach Mitternacht wurde derselbe etwas stärker. Zwar wollte keiner von den Seekundigen daraus sonderlich viel machen; doch mir, der ich schon ein paar Stündchen geschlummert hatte, dünkte es einer der größten Stürme zu sein, weshalb alle Herzhaftigkeit von mir weichen wollte. Die folgenden Tage litt ich an heftigem Erbrechen, und obwohl es Herrn Schmelzern und vielen andern, die ebenfalls zum erstenmal auf die See kamen, eben nicht anders gieng, so war ich doch am übelsten daran, weil ich nicht eher außer dem Bette ausdauern konnte, bis wir den Kanal völlig zurückgelegt hatten, während dagegen die

andern sich in wenigen Tagen wieder gesund und frisch befanden.

Meinem Kapitain war bei meiner anhaltenden Krankheit im Ernst bange geworden, und bei seiner theilnehmenden Gesinnung ließ er es an keiner Sorgfalt für mich fehlen, bis meine Gesundheit wieder völlig hergestellt war, so daß ich nichts weiter zu bedauern hatte, als daß ich nicht im Stande gewesen, etwas von den französischen und englischen Küsten im Vorbeifahren in Augenschein zu nehmen.

Nunmehr sah ich nichts um mich, als Wasser, Himmel und unser Schiff, von den zurückgelegten Ländern aber nur eine dunkle Schattirung; doch hatte ich kurz darauf das besondere Vergnügen, die Küsten von Portugall bei schönem hellem Wetter der Länge nach betrachten zu können.

Eines Tages, da der Kapitain, der Schiffslieutenant Horn, ferner Johann Ferdinand Kramer, ein sehr geschickter Chirurgus von etwa acht und zwanzig Jahren, Friedrich Litzberg, ein artiger Mensch von ungefähr gleichem Alter, der sich für einen Mathematikus ausgab, und ich, an einem sehr bequemen Orte beisammen saßen und von diesem und jenem sprachen, sagte der Lieutenant Horn zu dem Kapitain: „Herr Kapitain, Sie könnten uns allerseits kein größeres Vergnügen machen, als wenn es Ihnen beliebte, einige von den Begebenheiten zu erzählen, die Ihnen auf

Ihren vielen Reisen zugestoßen sind. Mich wenigstens würden Sie dadurch sehr verbinden, wofern es anders ohne Verdruß von Ihrer Seite geschehen kann."

Der Kapitain gab lächelnd zur Antwort: „Sie bitten mich um etwas, das ich von selber gethan haben würde, weil ich gewisser Ursachen wegen schon seit zwei bis drei Tagen mich dazu geneigt fühle. Ich bitte mir daher ein geneigtes Gehör aus, und werde meine Erzählung sogleich anfangen, sobald Herr Plager und Harkert unserer Gesellschaft noch beigetreten sein werden. Litzberg, der, wie ich, voll Ungeduld war, etwas erzählen zu hören, lief stracks fort, um diese Männer zu rufen, die beiderseits Leute von feinem Ansehen waren, und zwar der erstere ein Uhrmacher, der andere ein Posamentirer. Kaum hatten sie sich eingestellt, als sich der Kapitain zwischen uns hinsetzte, und die Erzählung seiner Geschichte folgendermaßen begann.

# Geschichte
# des Kapitain Wolfgang.

Ich bin kein Mann von vornehmen Geschlecht, sondern eines Posamentirers oder Bortenwürkers Sohn, aus einer mittelmäßigen Stadt in der Mark Brandenburg gebürtig. Mein Vater hatte, bei seinen eben nicht reichlichen Vermögensumständen, acht lebende Kinder: nämlich drei Töchter und fünf Söhne, unter denen ich, als der jüngste, ihm in seinem Alter der liebste war. Meine vier Brüder lernten nach ihrem Belieben Handwerke, ich aber, weil ich eine besondere Liebe zu den Büchern zeigte, wurde fleißig zur Schule und zum Privatunterricht angehalten, und brachte es so weit, daß ich in meinem neunzehnten Jahre auf die Universität nach Frankfurt an der Oder ziehen konnte. Ich wollte zwar die Rechte, mußte aber auf ausdrücklichen Befehl meines Vaters die Arzneikunde studiren, ohne Zweifel deshalb, weil nicht mehr als zwei, bereits sehr alte Medici, oder deutlicher zu reden, privilegirte Lieferanten des Todes in un-

serer Stadt waren, die vielleicht mehr an den gestorbenen als an glücklich kurirten Patienten verdient haben mochten. Dem einen derselben gedachte mich mein Vater mit guter Manier, und zwar durch eine Heirath zu substituiren, weil er eine einzige Tochter hatte, die nach meinem Bedünken die schönste unter den häßlichsten Jungfern war, und welcher die letzten oder Weisheitszähne wohl schon vor zwölf oder sechzehn Jahren gewachsen sein mochten.

Ich hatte anfangs guten Fortgang in meinen Studien, weil ich alle Quartale bloß dreißig Thaler zu meinen Ausgaben bekam, also wenig verschwenden durfte, sondern fein zu Hause bleiben und fleißig sein mußte. Doch meine Lage auf der Universität verbesserte sich mit der Zeit. Da ich nämlich nach anderthalbjähriger Abwesenheit die Pfingstferien bei meinen Eltern zubrachte, fand ich Gelegenheit, bei meinem dereinstigen Schwiegervater mich dermaßen zu insinuiren, daß er als ein Mann, der in der Stadt etwas galt, ein jährliches Stipendium von sechzig Thalern für mich zuwege brachte, welches ich nebst meinen väterlichen dreißig Thalern auf einem Brette ausgezahlt empfieng, und hierauf mit einem viel freudigeren Herzen wieder nach Frankfurt zurückeilte, als ich vor wenigen Wochen von da abgereis't war.

Nunmehr meinte ich keine Noth mehr leiden zu dür-

sen, führte mich demnach auch einmal als ein rechtschaffener Bursche auf, und gab einen Schmaus für zwölf bis sechzehn meiner besten Freunde, wurde hierauf von dem einen und dem andern wieder zum Schmause eingeladen, und lernte recht burschikos leben, das heißt, fressen, saufen, speien, schreien, wetzen und dergleichen.

Aber meine Schmauserei bekam mir wie dem Hunde das Gras. Als ich nämlich einmal des Nachts ziemlich berauscht nach Hause gieng, und zugleich mit dem Degen in der Faust mein Müthlein an den unschuldigen Steinen kühlte, kam mir unversehens ein eingebildeter Eisenfresser mit den tröstlichen Worten auf den Hals: „Bärenhäuter, steh!" Ich weiß nicht, was ich nüchterner Weise gethan hätte, wenn ich Gelegenheit gesehen, mit guter Manier zu entwischen; so aber hatte ich mit dem vielen getrunkenen Weine doppelten Muth eingeschlürft, setzte mich also, da mir der Paß zur Flucht ohnehin verhauen war, in gute Verfassung, griff beherzt meinen Feind an, und streckte denselben nach kurzer Gegenwehr mit einem tödtlichen Stoße zu Boden. Er rief mit schwacher Stimme: „Bärenhäuter, du hast dich gehalten als ein braver Kerl, mir aber kostet es das Leben. Gott sei meiner armen Seele gnädig!"

In diesem Augenblick dünkte ich mir wieder ganz nüchtern zu sein, rief auch Niemanden, um mich nach Hause zu

begleiten, sondern schlich viel hurtiger davon als der Fuchs vom Hühnerhause. Dennoch war es, ich weiß selbst nicht wie, herausgekommen, daß ich der Thäter sei, und es wurde deshalb stark nach mir gefragt und gesucht; allein meine Freunde hatten mich nebst allen meinen Sachen so künstlich versteckt, daß binnen acht Tagen mich Niemand finden, viel weniger glauben konnte, daß ich noch in der Stadt sei. Nach Ablauf dieser ängstlichen acht Tage wurde ich eben so geschickt zum Thore hinaus geschafft; ein anderer guter Freund kam mit einem Wagen hinterdrein, nahm mich unter Weges dem Scheine nach aus Mitleid zu sich in den Wagen, und brachte mich Zitternden glücklich über die Gränze an einen solchen Ort, wo ich wegen des Nachsetzens nicht sonderlich viel mehr zu fürchten hatte. Doch für ganz sicher durfte ich mich noch immer nicht schätzen. Daher suchte ich durch allerlei Umwege nach der an der Ostsee gelegenen königlich-schwedischen Universität Greifswalde zu gelangen, wo ich von nun an auch wirklich in guter Ruhe hätte leben können, wofern mir nur mein unruhiges Gewissen Ruhe vergönnt hätte. Denn außerdem, daß ich die schwere Blutschuld auf der Seele hatte, kam noch die traurige Nachricht hinzu, daß mein Vater, sobald er diesen Streich erfahren, vom Schlage gerührt worden und wenige Stunden darauf gestorben sei. Meinen Antheil an der Erbschaft hatten die Gerichte in Be-

schlag genommen, doch schickten mir meine Geschwister aus Mitleiden jedes zehn Thaler von dem ihrigen, und baten mich um Gottes willen, daß ich so weit, als ich nur könnte, in die Welt gehen möchte, damit sie nicht etwa die noch betrübtere Nachricht von meiner Enthauptung vernehmen möchten.

Ich hatte nach Ablauf eines halben Jahres ohnehin keine Lust mehr, in Greifswalde zu bleiben, weil es mir nicht sowohl an Lebensunterhalt, als an Gemüthsruhe fehlte. Demnach entschloß ich mich, zu Schiffe zu gehen, und auf der unruhigen See meine Ruhe zu suchen. Ich entdeckte dies Vorhaben einem Studiosus der Theologie, der mein sehr guter Freund und Sohn eines bedeutenden Kaufmanns in Lübeck war, und dieser empfahl mich an seinen Vater, der gerade zugegen und bei seinem Sohne zum Besuch war. Der Kaufmann, nachdem er mich geprüft und gemerkt hatte, daß ich im Schreiben und Rechnen wohl erfahren, auch sonst einen ziemlich guten Kopf hatte, versprach mir jährlich hundert Thaler Silbermünze, beständige Beköstigung sowohl zu Hause als auf Reisen, und bei gutem Verhalten dann und wann ein außerordentliches Accidenz.

Ich ergriff diese schöne Gelegenheit mit beiden Händen, reis'te mit ihm nach Hause, und machte mich durch unermüdeten Fleiß dermaßen bei ihm beliebt, daß er in kurzer Zeit

großes Vertrauen auf mich setzte, und mich mit den wichtigsten Kommissionen in diejenigen Seestädte versendete, wo er seinen meisten Verkehr hatte.

Nachdem ich zwei Jahre bei ihm in Diensten gestanden, wurde mir, als ich einst nach Amsterdam verschickt war, daselbst eine weit vortheilhaftere Condition angetragen, die ich auch annahm. Zuvor aber reis'te ich noch erst nach Lübeck wieder zurück, und forderte von meinem Prinzipal ganz höflich den Abschied. Dieser wollte indeß sich nur ungern dazu verstehen, sondern versprach im Gegentheil mir mein jährliches Gehalt um funfzig Thaler zu verbessern; allein ich hatte mir nun einmal die Fahrt nach Ostindien in den Kopf gesetzt, und ließ mir dieselbe nicht mehr ausreden. Sobald ich nun von meinem Prinzipal meinen ehrlichen Abschied nebst einem Geschenk von funfzig Thalern über meinen Lohn erhalten, sagte ich demselben gerührt Lebewohl, wobei er mich bat, daß ich bei meiner Rückkunft, ich möchte nun glücklich oder unglücklich gewesen sein, wieder bei ihm einsprechen solle, und reis'te in Gottes Namen nach Amsterdam, wo ich auf dem Schiff, der Holländische Löwe genannt, den köstlichsten Dienst, wie mich dünkte, bekam, indem ich jährlich auf 600 holländische Gulden sicher rechnen konnte.

Mein eigenes Vermögen, das ich ohne meines Kaufherrn Schaden zusammengespart, belief sich auf 800 holländ-

diſche Floren, und ich legte daſſelbe meiſt in ſolchen Waaren an, womit man ſich auf der Reiſe nach Oſtindien oft zehn- bis zwanzigfachen Profit machen kann.

Unterdeß betrug ich mich ſowohl auf dem Schiffe als auch an andern Orten ſo ſparſam und heimlich, daß ein jeder glauben mußte, ich hätte nicht zehn Floren in meinem ganzen Vermögen; an meinem Muth und freien Weſen aber hatte Niemand das geringſte auszuſetzen, weil ich mir von keinem, wer es auch ſein mochte, auf dem Munde trommeln ließ.

Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo wir etliche Wochen zu verweilen genöthigt waren, begegnete mir ein verzweifelter Streich, und zwar durch folgende Veranlaſſung.

Ich gieng eines Tages von dem Vorgebirge zum Zeitvertreib etwas tiefer ins Land hinein, um mit meiner Flinte ein anſtändiges Stück Wildpret zu ſchießen, und gerieth von ungefähr an ein nach daſiger Art ganz zierlich gebautes Luſthaus, das mit feinen Gärten und Weinbergen umgeben war. Es ſchien mir einer näheren Betrachtung werth zu ſein, und ſo gelangte ich denn an eine halb offenſtehende kleine Gartenthür, trat hinein, und ſah ein ſehr ſchönes und wohl gekleidetes Frauenzimmer nach dem Klange einer kleinen Trommel, die ein anderes Frauenzimmer ziemlich tactmäßig ſpielte, ſehr zierlich tanzen.

Obwohl sie, wie ich bemerkte, meiner gewahr wurde, so ließ sie sich dennoch nicht stören, sondern tanzte noch eine gute Weile fort; endlich aber, als sie aufgehört und einer alten Frau etwas ins Ohr gesagt hatte, kam die letztere auf mich zu, und sagte mir auf ziemlich gut holländisch: „Mein Herr, Ihr habt ohne erbetene Erlaubniß Euch die Freiheit genommen, meiner gnädigen Frau im Tanze zuzusehen: deshalb verlangt sie zu wissen, wer Ihr seid, und zugleich, daß ihr derselben den Tanz bezahlen sollt." — „Liebe Mutter," gab ich zur Antwort, „vermeldet Eurer gnädigen Frau meinen unterthänigsten Respect, und zugleich, daß ich ein Unter-Officier von dem hier am Vorgebirge liegenden holländischen Schiffe sei, und das Vergnügen, welches mir dieselbe durch ihr zierliches Tanzen gemacht, herzlich gern bezahlen will, wofern nur die Forderung mein Vermögen nicht übersteigt."

Die Alte hatte ihren Bericht kaum abgestattet, als sie mir auf Befehl der Tänzerin näher zu kommen winkte. Ich folgte, und mußte mit ihnen in eine dicht belaubte Weinlaube eintreten, und darin neben der schönen Tänzerin Platz nehmen. Die nicht minder wohlgebildete Trommelschlägerin entfernte sich von selbst, und so war denn Niemand weiter bei uns, als die alte Frau, in deren Gegenwart mich die vornehme Tänzerin mit der freundlichsten Miene auf geradebrecht holländisch anredete und bat, ich möchte doch die Güte

haben und ihr erzählen, wer, woher, und was ich sei, und wohin ich zu reisen gedächte. Ich beantwortete alles so, wie es mir gerade einfiel, weil ich wohl wußte, daß ihr ein wahrhaftes Bekenntniß eben so viel gelten könnte, als ein erdachtes. Sie redete hierauf in einer mir unbekannten Sprache einige Worte mit der Alten, welche etlichemal mit dem Kopfe nickte, und sodann zur Hütte hinausgieng. Kaum hatte diese uns den Rücken gekehrt, so nahm mich die Dame bei der Hand und sagte: „Mein Herr, die jungen Europäer sind schöne Leute, und besonders Ihr seid sehr schön." — „Gnädige Frau," gab ich zur Antwort, „es beliebt Euch, mit eurem Sclaven zu scherzen; denn ich weiß, daß aus meinem äußern Ansehen eben nicht viel zu machen ist." — „Ja, ja," war ihre Gegenrede, „Ihr seid in Wahrheit sehr schön; ich wünschte im Ernst, daß Ihr mein Sclave wäret, Ihr solltet gewiß keinen schlimmen Stand bei mir haben. Aber," fuhr sie fort, „sagt mir, wie es kommt, daß auf diesem Vorgebirge bloß alte und übelgebildete, und keine schöne und junge Europäer zurückbleiben?" — „Gnädige Frau," versetzte ich, „wenn nur auf diesem Vorgebirge noch mehr solche schöne Frauen, als Ihr seid, anzutreffen wären, so kann ich Euch versichern, daß auch viele junge Europäer hier bleiben würden." — „Wie?" sagte sie darauf, „meint Ihr, daß ich schön sei und Euch gefalle?" — „Ich

müßte," war meine Antwort, „keine gesunden Augen noch Verstand haben, wenn ich nicht gestände, daß mir Eure Schönheit recht im Herzen wohlgefällt." — „Wie kann ich dies glauben?" erwiederte sie; „Ihr sagt, daß ich schön sei, Euch im Herzen wohlgefalle, und Ihr küßt mich nicht einmal, da Ihr doch allein bei mir seid, und Euch vor Niemandem zu fürchten habt." Ihre artige, lispelnde, wiewohl unvollkommene holländische Sprache kam mir so lieblich, der Inhalt der Rede aber nebst ihrem holdseligen Angesicht so entzückend vor, daß ich, anstatt zu antworten, so kühn war, einen feurigen Kuß auf ihre vollen, purpurrothen Lippen zu drücken. Sie aber, anstatt mir dies zu verwehren, erwiederte meinen Kuß durch zehn andere, und da ich ihr nun nichts schuldig bleiben wollte, so wechselten wir eine gute Weile gegenseitige Küsse, bis endlich Mund an Mund ruhen blieb, wobei sie mich so heftig an ihre Brust drückte, daß mir fast der Athem hätte vergehen mögen. Endlich ließ sie mich los, und sah sich um, ob uns etwa die Alte belauschte; da aber Niemand vorhanden war, ergriff sie meine Hand, und legte dieselbe auf ihre, wegen der tief ausgeschnittenen Kleidung mehr als halb entblößte Brust. Das Küssen ward nun von neuem begonnen, und ich weiß nicht, wie weit es mit mir gekommen sein würde, hätte sich nicht zum guten Glück noch die Alte von fern mit ihrem Husten vernehmen lassen. Wir

trennten uns nun augenblicklich, und saßen so bescheiden einander gegenüber, als hätten wir niemals ein Wasser getrübt.

Die Alte brachte in einem Korbe zwei Bouteillen köstlichen Wein, eine Flasche Limonade, verschiedene Früchte und Confecturen, wozu ich mich nicht lange nöthigen ließ, sondern gleich der Dame, die mir nun noch tausendmal schöner vorkam, mit größtem Appetit davon genoß. So lange die Alte zugegen war, redeten wir von ganz gleichgültigen Dingen; als sie sich indeß noch auf eine kurze Zeit entfernte, um eine gewisse Frucht von der andern Seite des Gartens herbeizuholen, gab mir die Dame unter den feurigsten Küssen Folgendes zu verstehen: „Ich sollte mir morgen, ungefähr zwei Stunden früher, als ich heute gekommen, einen Anlaß nehmen, um wieder an dieser Stelle bei ihr zu erscheinen, wo sie mir denn eine gewisse Nacht bestimmen wolle, in welcher wir ohne Furcht ganz allein beisammen sein könnten." Weil mir nun die Alte zu schnell wiederkam, so mußte ich ihr die Antwort schuldig bleiben; doch da es mir Zeit zu sein dünkte, Abschied zu nehmen, sagte ich noch: „Gnädige Frau, Ihr werdet mir das Glück vergönnen, daß ich morgen Nachmittag Euch noch einmal meine Aufwartung machen, und Euch für die heute genossene Bewirthung einige Seltenheiten aus Europa überreichen darf." — „Mein Herr," gab sie zur Antwort, „Euer Besuch soll mir lieb sein, aber

die Seltenheiten werde ich nicht anders annehmen, als gegen baare Bezahlung. Reiset wohl, Gott sei mit Euch!"

Bei diesen Worten machte ich ihr ein nochmaliges Kompliment, und gieng meines Weges. Die Alte begleitete mich fast eine halbe Stunde weit, und unter Weges erfuhr ich von ihr, daß diese Dame eine geborene Prinzessin von der Insel Java wäre. Der auf dem Vorgebirge unter dem holländischen Gouverneur in Diensten stehende Adjutant, Namens Signor Canengo, ein Italiäner von Geburt, habe sich bereits in ihrem zwölften Jahre in sie verliebt, da ihn ein Sturm gezwungen, in Java die Ausbesserung seines Schiffs abzuwarten. Er habe die zu ihr gefaßte Liebe sich nicht aus den Gedanken schlagen können, und deshalb Gelegenheit gesucht und gefunden, sie vor zwei Jahren im siebzehnten Jahre ihres Alters durch List den Ihrigen zu entführen und auf das Vorgebirge zu bringen. Das Lusthaus, worin ich sie getroffen, gehöre nebst den meisten umliegenden Weinbergen und Gärten ihm zu, und sie müßte sich die meiste Zeit des Jahres über hier aufhalten, weil er diese seine Geliebte nicht gern von andern Mannspersonen sehen lasse und sie besonders verborgen hielte, wenn fremde, europäische Schiffe an dem Vorgebirge vor Anker lägen. „Er weiß zwar," fügte die Alte zuletzt noch hinzu, „daß sie ihm, ungeachtet er schon ein Herr von sechzig Jahren ist, dennoch allein getreu und be-

ständig ist, doch hat er zum Ueberfluß mich zur Hüterin ihrer Ehre bestellt. Allein ich habe es heute für eine Sünde erkannt, wenn man dem armen Kinde allen Umgang mit andern fremden Menschen abschneiden wollte, und deswegen habe ich Euch, weil ich weiß, daß mein Herr vor Nachts nicht nach Hause kommt, diesen Mittag zu ihr geführt. Ihr könnt auch morgen um dieselbe Zeit wiederkommen. Allein das sage ich Euch, wofern Ihr etwa in sie verliebt sein solltet, so laßt Euch nur alle Hoffnung vergehen, denn sie ist die Keuschheit selber, und würde eher sterben, als sich von einer fremden Mannsperson nur ein einziges Mal küssen lassen. Indeß seid versichert, daß, wofern Ihr meiner Gebieterin etwas Seltenes aus Europa mitbringen werdet, sie Euch den Werth desselben mit baarem Gelde doppelt bezahlen wird, weil sie dessen genug besitzt."

Ich sah während dieser Reden der lieben Alten beständig ins Gesicht, und da ich merkte, daß sie in vollem Ernst und in treuherziger Einfalt redete, so wird man leicht muthmaßen, was ich dabei in meinem Innern dachte. Meine Antwort war übrigens folgende: „Liebe Mutter, glaubt mir sicherlich, daß sich mein Gemüth um Liebessachen wenig oder, soll ich die Wahrheit sagen, gar nicht bekümmert. Ich hege die größte Hochachtung für Eure Dame, aber bloß wegen ihres ungemeinen Verstandes und ihrer großen Höflichkeit.

Uebrigens verlange ich nichts weiter, als derselben für die heutige gütige Bewirthung morgen ein kleines Andenken zu hinterlassen, und zum Abschied ihre Hand zu küssen; denn ich glaube schwerlich, daß ich sie und Euch mein Lebtage je wiedersehen werde, weil wir vielleicht schon in wenigen Tagen von hier absegeln."

Bei diesen Worten drückte ich der Alten drei neue spanische Kreuzthaler in die Hand, weil sie, wie ich sagte, sich heute meinethalben so viele Wege gemacht hätte. So verblendet als sie nun von dem hellen Glanz des Silbers stehen blieb, so hurtig machte ich mich nach genommenem Abschiede von dannen, und langte nach einem Gange von zwei kleinen deutschen Meilen glücklich wieder in meinem Logis an.

Ich mußte, sobald ich mich allein befand, über die heute gespielte Komödie herzlich lachen, konnte gleichwohl aber doch nicht leugnen, daß ich in die wunderschöne Brunette unbeschreiblich verliebt war, denn ich hatte bei ihr eine solche Schönheit, Klugheit, Offenheit und Liebe in so seltenem Vereine angetroffen, als ich noch bei keinem Frauenzimmer auf der Welt gefunden. Deshalb wollten mir die Stunden zu Jahren werden, bis ich mich wieder zu ihr auf den Weg machen konnte.

Den folgenden Morgen stand ich sehr früh auf, öffnete meinen Kasten, und nahm allerhand Sachen heraus, näm-

lich zwei kleine und einen etwas größeren Spiegel von der neuesten Art, einen Sonnenfächer mit goldener Quaste, eine zinnerne Schnupftabacksdose in Gestalt einer Taschenuhr, zwei Gesteck saubere Frauenzimmer-Messer, dreierlei Scheeren, zwanzig Ellen Seidenband von viererlei Farbe, allerlei aus Elfenbein gedrechseltes Frauenzimmergeräth, nebst Spiel- und anderen Kindersachen, deren ich mich jetzt nicht mehr erinnern kann. Alle diese Waaren packte ich ordentlich zusammen, begab mich nach Anweisung meiner Taschenuhr, die ich ihr aber nicht zu zeigen Willens war, zwei Stunden vor Mittagszeit auf die Reise, und langte ohne Hinderniß bei dem Lusthause meiner Prinzessin an. Die drei spanischen Thaler hatten die gute Alte so dienstfertig gemacht, daß sie mir über hundert Schritt vor die Gartenthür entgegenkam, mich bei der Hand faßte und sagte: „Willkommen, mein lieber Herr Landsmann! (sie war eine Holländerin und ich ein Brandenburger) Ach, eilet doch; meine Gebieterin hat schon über eine halbe Stunde auf Euern verheißenen Zuspruch gehofft und sogar das Tanzen heute unterlassen." Ich schenkte ihr zwei große gedruckte Leinwand-Halstücher, zwei Paar Strümpfe, ein Messer, einen Löffel und andere Kleinigkeiten, worüber sie vor Freuden fast rasend werden wollte, doch auf mein Zureden mich eiligst zu ihrer Frau führte.

Diese saß in der Laube, und hatte sich nach ihrer Tracht

sehr schön geputzt, auch muß ich gestehen, daß sie mir in diesem Anzuge ungemein reizend vorkam. Die Alte gieng fort, und ich wollte meine Siebensachen auspacken; da indeß meine Schöne sagte, es habe damit noch etwas Zeit, so nahm ich ihre Hand und küßte dieselbe. Dies schien sie zu verdrießen; daher schloß ich sie in meine Arme, und küßte sie mehr als hundertmal, wodurch sie wieder völlig aufgeheitert wurde. Als ich ferner auch auf ihre Brust Küsse zu drücken wagte, wäre sie vor Entzücken fast in Ohnmacht gesunken, hätte ich es nicht bei Zeiten bemerkt und ihre Lebensgeister wieder zu sammeln versucht, und zwar gerade noch vor Ankunft unserer Alten, die noch weit köstlichere Erfrischungen brachte als gestern.

Wir genossen dieselben mit vielem Appetit; darauf legte ich meinen Kram aus, über dessen Seltenheit meine Prinzessin nicht wenig erstaunte. Sie konnte sich nicht satt sehen und satt fragen, wozu dieses und jenes diente, und nachdem ich ihr einer jeden Sache Nutzen und Gebrauch gewiesen, zählte sie mir funfzig holländische Dukaten auf den Tisch, die ich, wofern ich sie nicht erzürnen wollte, durchaus in meine Tasche stecken mußte. Die Alte erhielt hierauf Befehl, etwas aus ihrem Zimmer zu holen. Kaum war sie fort, so überlieferte mir meine Schöne noch einen Beutel mit hundert Dukaten nebst einem kostbaren Ringe: „Mein Augapfel," fügte sie hinzu, „nehmet dies kleine Andenken hin, und liebet mich,

so werdet Ihr vor Eurer Abreise noch weit Mehreres von mir erhalten." Ich mochte mich weigern, wie ich wollte, es half nichts, sondern ich mußte, um sie nicht zu kränken, das Geschenk in meine Verwahrung nehmen. Sie bezeigte sich darüber höchst vergnügt, erwies mir alle erfinnlichen Liebkosungen, und sagte sodann mit einem Seufzer: „Sagt mir doch, mein Geliebter, woher es kommt, daß Eure Person und Liebe in mir ein solches entzückendes Vergnügen erwecken? Ja, ich schwöre bei dem h. Glauben der Christen und der Tommi, daß meine Seele noch nie eine solche Süßigkeit gekostet." Ich versicherte ihr, daß es mit mir vollkommen gleiche Bewandtniß habe, welches denn auch wirklich der Fall war. Indeß, da mir das Wort Tommi noch immer vor den Ohren schwebte, fragte ich ganz treuherzig, was sie denn darunter verstände? wo ich denn erfuhr, daß dieß eine gewisse Secte sei, wozu sich die Javaner bekannten und sich dabei für weit höher und heiliger achteten, als andere Mohamedaner, mit denen sie übrigens, was die Hauptlehren anbetrifft, ziemlich übereinstimmten. Ich stutzte etwas darüber, indem ich bedachte, daß ich allem Anschein nach in ihr eine Heidin vor mir hätte; allein die heftige Liebe, die bereits meine Sinne bezaubert hatte, vermochte den aufglimmenden Funken religiöser Bedenklichkeit leicht wieder auszulöschen. Dazu kam, daß ich bei weiterem Nachforschen von

ihr erfuhr, daß ſie ungemeine Luſt zu dem chriſtlichen Glauben hegte, auch ſich gern darin gründlich unterweiſen und taufen laſſen wollte; allein ihr Liebhaber, der Signor Canengo, verzögere dieſes von einer Zeit zur andern, habe auch ſeit einem Jahre faſt gar nicht mehr daran gedacht, ungeachtet es anfangs ſein ernſtlicher Vorſatz geweſen und er deshalb ſich viele Mühe gegeben. Nächſtdem klagte ſie über ihres Liebhabers wunderliches Betragen, beſonders über ſeine zwar willigen, doch ohnmächtigen Liebesdienſte, und wünſchte in einfältiger Treuherzigkeit, daß ich bei ihr ſeine Stelle vertreten möchte. Sobald ich dies vernommen, war ich ſogleich bereit, ihr meine willigen und zärtlichen Dienſte anzutragen, und hoffte ſehr bald meinen Zweck bei ihr zu erreichen; indeß die Heidin war in dieſem Stück noch tugendhafter als ich, indem ſie ſich ſcheute, dergleichen auf eine ſo leichtfertige Weiſe und an einem Orte, wo es faſt ſo wie unter freiem Himmel war, vorzunehmen. Unterdeß führten wir ſo zärtliche Vertraulichkeiten mit einander, daß ich vollends in Liebe entbrannte und faſt ſchon entſchloſſen war, allmälig Gewalt zu gebrauchen; allein die Brunette, obwohl ſie nicht minder erhitzt war, wußte mich dennoch durch ſo artige Liebkoſungen im Zaume zu halten, daß ich ihr endlich nachgab, da ſie mir hoch und theuer verſprach, mir morgen Nacht in ihrem Schlafgemache alles das, was ich jetzt verlangte, auf

eine weit angenehmere und sicherere Art zu gewähren. Denn, so viel sie gehört habe, werde ihr Liebhaber selbige Nacht nicht nach Hause kommen, sondern bei dem Gouverneur bleiben. Uebrigens würde sie alle Anstalten schon so zu machen wissen, daß unser Vergnügen auf keine Weise gestört werden sollte: ich dürfte mich demnach bloß bei anbrechender Dämmerung getrost vor der Thür ihres Lusthauses einfinden.

Kaum waren wir mit dieser Verabredung fertig, als uns die Zurückkunft der Alten eine andere Stellung anzunehmen nöthigte. Es wurde nun das Gespräch auf unsere europäischen Frauen gelenkt, deren Lebensart, Moden und anderweitige Sitten die Dame mit besonderer Aufmerksamkeit sich beschreiben ließ, zumal da die Alte durch ihr Dazwischenreden dieses und jenes bekräftigte oder wohl noch vergrößerte. Mittlerweile hatten wir uns in diese andächtigen Gespräche so sehr vertieft, daß wir an gar nichts anderes dachten. Um so heftiger war daher unser Schrecken, als der Signor Canengo ganz unvermuthet und zwar mit funkelnden Augen zur Laube hereintrat. Anfangs sagte er kein Wort, bloß der armen Alten gab er eine dermaßen tüchtige Ohrfeige, daß sie zur Thür hinausflog und sich etlichemal überpurzelte. Meine schöne Brunette dagegen warf sich zu meinem größten Verdrusse vor diesem alten Maulesel auf die Erde, und kroch ihm mit niedergeschlagenem Gesicht, unter-

würfig entgegen; doch war er so höflich, sie aufzuheben und zu küssen. Endlich kam die Reihe auch an mich, und er fragte mit einer gebietenden Miene: wer mich hierher gebracht, und was ich hier zu suchen hätte? — „Signor," gab ich zur Antwort, „Niemand anders als das Glück hat mich von ungefähr hierher geführt, indem ich ausgegangen war, um einige seltene europäische Waaren zu verhandeln." — „Und vielleicht," fügte er hinzu, „um anderen Männern ihre Geliebten zu verführen?" Ich gab ihm mit einer verächtlichen Miene zur Antwort: daß dies eben meine Sache nicht sei. Hierauf fragte er die Dame: ob sie die auf dem Tische noch ausgelegten Waaren schon bezahlt habe? und da sie dies mit Nein beantwortete, griff er in seine Tasche, und legte sechs Dukaten mit folgenden Worten auf den Tisch: „Nehmet hier diese doppelte Bezahlung, und packet Euch zum Teufel! von nun an aber lasset Euch nie wieder bei dieser Dame antreffen, wofern Euch Euer Leben lieb ist." — „Signor," antwortete ich, „an diesem Bagatellgelde ist mir wenig gelegen, und um Euch zu zeigen, daß ich kein Lumpenhund bin, will ich diese Sachen der Dame geschenkt haben; Euch aber bitte ich, mir etwas höflicher zu begegnen, wenn ich nicht Gleiches mit Gleichem vergelten soll." Er sah mich hiebei scheel über die Achsel an, seine Adern schwollen vor Zorn auf, er legte die Hand an den Degen und stieß

die heftigsten Schimpfworte gegen mich aus. Dies spornte meine Herzhaftigkeit an; wir zogen fast zu gleicher Zeit unsere Degen, und tummelten uns vor der Hütte weidlich mit einander herum, doch mit dem Unterschiede, daß ich ihm mit einem kräftigen Hiebe den rechten Arm lähmte, und deren noch zwei ihm auf den Schädel versetzte. Ich that einen Blick nach der Dame, die in Ohnmacht gesunken war; doch da ich bemerkte, daß Canengo sich entfernte, und in hottentottischer Sprache vielleicht nach Hilfe schrie, so nahm ich meine im Grase versteckt liegende Flinte, warf noch ein paar Laufkugeln hinein, und eilte durch eine Oeffnung des Gartenzauns nach meiner Wohnung zu.

Anfangs lief ich ziemlich schnell, dann aber nahm ich meinen gewöhnlichen Schritt an. Unterdeß wurde ich inne, daß zwei Hottentotten, die so geschwind als Windspiele laufen konnten, mich verfolgten. Der vorderste war kaum so nahe gekommen, daß er sich seiner angeborenen Geschicklichkeit gegen mich bedienen konnte, als er auch schon mit seiner Zagaye, welches ein mit Eisen beschlagener, vorn sehr spitziger Wurfspieß ist, nach mir schoß, zum größten Glück aber, da ich eine hurtige Wendung machte, bloß meine Rockfalten traf. Da der Spieß in meinen Kleidern hangen blieb, so mochte er glauben, mich getroffen zu haben, blieb deshalb gleich mir still stehen, und sah sich nach seinem Ka-

meraden um, der mit einem eben solchen Gewehr herzueilte. Doch da ich nunmehr wußte, wie sicher diese rohen Menschen zu treffen verstehen, so wollte ich die Annäherung desselben nicht erst abwarten, sondern gab Feuer, und traf beide in einer Linie so glücklich, daß sie zu Boden fielen und an der Erde wunderliche Bewegungen machten. Ich gab meiner Flinte eine frische Ladung, als ich von weitem noch zwei herankommen sah. Ohne Noth Stand zu halten, wäre ein Frevel gewesen; daher verfolgte ich, obwohl beständig mich umsehend, den Weg nach meinem Quartiere, und gelangte auch ohne einen ferneren Unfall eine Stunde vor Abends daselbst an. Ohne Zweifel hatten meine zwei letzten Verfolger bei dem traurigen Schicksal ihrer Vorläufer die Lust verloren, mir weiter nachzueilen.

Sobald ich in meinem Quartiere, das heißt, in einer von den Hütten, die nicht weit vom Vorgebirge zur Bequemlichkeit der Seefahrenden errichtet sind, angelangt war, kleidete ich mich aus, und gieng in meinem Schlafrock spazieren, setzte mich an's Meeresufer zwischen etliche dichtbelaubte Sträuche, machte meine heute erworbene Goldbörse auf, und hatte mein besonderes Vergnügen, die schönen gelben Pfennige zu betrachten. Indem mir nun dabei die Liebe zu meiner schönen Brunette in die Gedanken kam, sagte ich: „Ach, du liebes Geld, wie viel schöner wärest du,

wenn ich dich nur mit ruhigem Herzen besäße!" Ich machte meinen Beutel, nachdem ich das Geld hinein, den saubern Ring aber an meinen Finger gesteckt hatte, wieder zu, stützte meinen Kopf auf beide Hände und sann nach, ob ich meiner heftigen Liebe ferner nachhängen und Mittel zur Befriedigung derselben suchen, oder ob ich wegen der damit verknüpften Gefahr ganz und gar davon abstehen sollte.

Es wollte bereits anfangen Nacht zu werden, als ich mich aus meinem tiefen Nachsinnen zwar in etwas ermuntert, aber doch immer noch keinen festen Entschluß gefaßt hatte. Ich stand indeß auf, um in meinem Logis die Ruhe zu suchen. Noch hatte ich dasselbe nicht einmal erreicht, als ein Officier mit sechs Mann von der Besatzung auf mich loskam und mich mit Gewalt nach der Festung abführte. Die ganze Nacht hindurch hatte ich eine besondere Schildwache neben mir sitzen, welche auf meine geringsten Bewegungen Acht gab, und Niemandem, weder mit mir zu sprechen, noch an mich heranzukommen, gestattete.

Wer hätte nicht denken sollen, daß ich der mit dem Adjutanten und den Hottentotten gehabten Händel halben in Arrest gekommen sei. Ich selbst glaubte in meinem Herzen völlig davon überzeugt zu sein, und doch hatte ich weit gefehlt. Am folgenden Morgen in aller Frühe ließ mich unser Schiffskapitain vor sich führen, und redete mich, obwohl

ohne Jemandes Beisein, folgendermaßen an: „Mein lieber Wolfgang, ich weiß, daß Ihr ein armer Teufel seid; deshalb mag Euch die Begierde, reich zu werden, verleitet haben, einen Diebstahl zu begehen. Glaubet mir, daß ich etwas von Euch halte, und mehr als zu viel Mitleiden und Liebe für Euch hege; allein seid nun auch aufrichtig, und stellet mir den Beutel mit den hundert Dukaten, die dem William von Raac verwichene Nacht entwendet worden, mit offenem Geständniß in meine Hände. Ich schwöre bei Gott, daß ich die Sache auf eine geschickte Weise bemänteln und Euch völlig bei Ehren zu erhalten suchen werde, weil es Schade um Eure Jugend und Geschicklichkeit ist."

Ich hätte vor Bestürzung über diese Reden augenblicklich in Ohnmacht sinken mögen. Mein Gewissen war völlig rein, da ich in Wahrheit sagen kann, daß ich Zeit Lebens vor keinem Laster so großen Abscheu gehabt, als vor dem der Dieberei; doch dergleichen Verdacht gieng meiner Seele zu nahe. Sobald ich mich nun von meiner Verwirrung, die der Kapitain für ein Zeichen meines bösen Gewissens hielt, einigermaßen erholt hatte, bemühte ich mich, demselben meine Unschuld durch die stärksten Betheurungen zu versichern, — wie ich denn auch wirklich nichts davon gehört noch gesehen hatte, daß dem William von Raac, der ein Kaufmann und unser Reisegefährte war, Geld gestohlen worden sei. Allein

der Kapitain schien sich über meine Entschuldigungen zu erzürnen und sagte: „Ich hätte nie geglaubt, Wolfgang, daß Ihr gegen mich so verstockt sein würdet, da Euch doch nicht allein Euer ganzes Wesen, sondern Euer eigener Mund zur Genüge verrathen hat. Sagt mir, ob Ihr leugnen könnt, daß Ihr gestern am Meeresufer in der Einsamkeit das dem von Raac gestohlene Geld überzählt und folgende nachdenkliche Worte dabei gebraucht habt: Ach, du liebes Geld, wie viel schöner wärest du, wenn ich dich nur mit ruhigem Herzen besitzen könnte!" — „Mein Herr," gab ich zur Antwort, „ich rufe nochmals Gott und das ganze himmlische Heer zum Zeugen an, daß mir dieser Diebstahl ungerechter Weise Schuld gegeben wird. Dasjenige aber, was Ihr mir jetzt zuletzt vorgehalten habt, verhält sich wirklich so. Ich habe einen Beutel mit 150 Dukaten bei mir, und gebe denselben zu Eurer sichern Verwahrung, bis meine Unschuld wegen des Diebstahls ans Licht gekommen sein wird. Seid aber so gütig, eine besondere Begebenheit von mir anzuhören, und mich Eures Schutzes genießen zu lassen."

Hiermit überreichte ich ihm den Beutel mit 150 Dukaten, und erzählte sodann ausführlich, was ich als ein junger Liebesritter seit drei Tagen für besondere Zufälle gehabt hatte. Er hörte alles mit ziemlicher Verwunderung an, und sagte am Ende: „Ich muß gestehen, daß dieß ein sehr verwickelter

Handel ist, und besonders wird mir die Sache wegen des verwundeten Adjutanten und der erschossenen Hottentotten ganz gewiß Verdruß machen. Wegen des letzteren verspreche ich Euch indeß meinen Schutz; allein was den William von Raac anbelangt, so bedarf dieß noch einer ferneren Untersuchung, weshalb ich Euch eben so wenig als die andern deshalb verhafteten Personen in Freiheit setzen kann."

Ich war und mußte auch damit zufrieden sein; gleichwohl verdroß mich die schändliche und dabei so schlecht begründete Diebstahlsbeschuldigung weit tiefer als der andere Vorfall. Doch zu meinem großen Vergnügen lief gegen Mittag die Nachricht ein, daß William von Raac seinen Beutel mit den hundert Dukaten an einem Orte, wo er ihn in Gedanken selbst hin versteckt hatte, wiedergefunden, und dennoch solches gern verschwiegen hätte, wenn ihn nicht andere dabei betroffen und sein Gewissen geschärft hätten. Demnach mußte Raac und ich, so wie auch die drei andern, Nachmittags bei dem Hauptmann erscheinen, welcher die Sache beilegen wollte, weil die drei Mitbeschuldigten dem William von Raac den Tod geschworen hatten. Es wurde auch glücklich ausgeglichen; denn Raac erbot sich, einem jeden von uns zehn spanische Thaler für den Schimpf zu geben, und außerdem noch seine Uebereilung knieend abzubitten, welches er auch sogleich in Gegenwart des Kapitains that; doch ich für

meine Person wollte meine Großmuth sehen lassen, gab ihm seine zehn Thaler wieder zurück, und ließ ihn auch seine Abbitte gegen mich nicht kniend, sondern stehend verrichten.

Nachdem dieser verdrießliche Handel zu allerseitiger Zufriedenheit geschlichtet war, und wir uns in Freiheit von dem Kapitain hinweg begeben wollten, nöthigte mich derselbe, noch etwas bei ihm zu bleiben, bat mit den höflichsten Worten um Verzeihung, daß er auf Angabe eines wunderlichen Menschen fast gezwungen worden, mich so zu beschimpfen, und versprach mir in Zukunft desto größere Beweise seiner Achtung zu geben, weil er bei diesem Vorfall sich von meiner trefflichen Aufführung — wie er es zu nennen beliebte — erst recht vollkommen überzeugt habe. Zugleich gab er mir mit freundlichem Lächeln den Beutel, worin sich meine 150 Dukaten befanden, wieder zurück, nebst der Nachricht, daß zwar der Gouverneur schon Kunde von der mit dem Adjutanten vorgefallenen Streitigkeit erhalten, auch daß die beiden Hottentotten fast tödtlich verwundet seien, der Thäter aber sei ihm noch unbekannt, und so müßte man abwarten, was weiter geschehen würde. Unterdeß gebe er mir den guten Rath, alle meine Sachen in sein — nämlich des Kapitains — Logis heimlich schaffen zu lassen, auch mich selbst bei ihm verborgen aufzuhalten, bis man ferner Mittel fände, der bevorstehenden Gefahr zuvorzukommen.

Auch entstand noch denselben Tag, ganz wie der redliche Kapitain vermuthet hatte, ein nicht geringer Lärm wegen dieses Vorfalls. Man hatte mich als den Thäter so genau beschrieben, daß Niemand zweifelte, Herr Wolfgang sei derjenige, der den Signor Canengo, als er von ihm bei seiner Geliebten betroffen worden, so übel zugerichtet, ferner den zwei Hottentotten die tödtlichen Pillen eingegeben, und jetzt dem Gouverneur auf dessen Verlangen zu exemplarischer Bestrafung ausgeliefert werden solle. Indeß der redliche Kapitain vermittelte die Sache noch so glücklich, daß wir einige Tage nachher ohne das geringste Hinderniß von dem Vorgebirge absegeln, und unsere Fahrt nach Ostindien fortsetzen konnten. Ich weiß ganz gewiß, daß er dem Gouverneur für meine Befreiung und Sicherheit ein ansehnliches Geschenk gemacht; allein er hat gegen mich nie etwas davon erwähnt, viel weniger mir einen Stüver Unkosten abgefordert, sondern im Gegentheil, wie ich ferner erzählen werde, stets die größte Gewogenheit für mich gehabt.

Unterdeß führte mir der auf dem Vorgebirge erlebte Vorfall zu Gemüthe, was für Gefährlichkeiten und üble Folgen daraus entstehen können, wenn man sich durch die böse Lust auf verbotene Wege verleiten läßt. Meine bräunlich-schöne Prinzessin schwebte mir zwar immer noch am Herzen, da ich sie indeß andrerseits doch als eine Heidin und als die Mai-

treffe eines alten Adjutanten betrachten mußte, so kam ich bald wieder zu Verstande und mir vergieng alle Lust nach dieser verbotenen Frucht. Gleichwohl war ich noch lange nicht zu dem Grade von Frömmigkeit gelangt, daß ich mein bei ihr erworbenes Gut an die Armen vertheilt hätte, sondern ich sparte es vielmehr für meinen Gebrauch auf, und wünschte ihr dafür viel Vergnügen, bedauerte auch gar oft der schönen Brunette seine Gestalt, seltsames Schicksal, und das gute Gemüth, das sie zu mir gehabt.

William von Raac mochte, als er mich näher kennen gelernt, etwas an mir gefunden haben, das ihm gefiel; denn er kam oft zu mir, unterhielt sich mit mir gern über politische Gegenstände, und verehrte mir bei Gelegenheit mit guter Manier allerlei seltene Sachen. Ich suchte dies zwar stets durch ähnliche Geschenke zu erwiedern, merkte aber doch, daß er nicht eher ruhte, bis er wieder so viel bei mir angebracht, daß es den Werth des meinigen weit überstieg.

Ein gewisser Sergeant auf dem Schiffe, Namens Böckling, mit welchem William früher sehr gute Freundschaft gehalten, seit meiner Verhaftung aber mit ihm zerfallen war, sah unser häufiges Beisammensitzen mit vielem Verdrusse an, wandte auch allerlei Ränke an, um uns zusammen zu hetzen, weil er ein sehr wüster Kopf und eben derjenige war, der mich am Meeresufer, als ich meine Dukaten zählte und die

oben erwähnten Worte sprach, beschlichen und verrathen hatte, die mir von Raac nunmehr offen gestand. Doch alle seine boshaften Anstiftungen waren nicht im Stande, unsere Freundschaft zu trennen; sondern es schien vielmehr, als ob dieselbe dadurch nur noch mehr befestigt würde. Ich hatte mir fest vorgenommen, dem Sergeanten bei erster Gelegenheit den Kopf zu waschen, doch ich wurde dieser Mühe überhoben, indem er, als wir uns eine Zeitlang in Batavia auf der Insel Java aufhalten mußten, daselbst von einem andern erstochen, und ich von dem Kapitain an seine Stelle als Sergeant gesetzt wurde.

Da ich nun auf diese Weise doppelten Sold zog, so konnte ich schon Staat machen und in wenigen Jahren ein ziemliches Kapital sammeln. Nächstdem handelte ich, zwar fleißig, doch nicht so schelmisch als ein Jude, und erwarb damit binnen drei Jahren ein ansehnliches Vermögen, — denn so lange waren wir auf dieser ersten Reise unter Weges. Sonst begegnete mir auf derselben eben nichts ungewöhnliches, weshalb ich auch nur noch so viel davon erwähnen will, daß wir auf dem Rückwege von zwei Saleeischen Raubschiffen in der Gegend der Kanarischen Inseln angegriffen wurden. Das Gefecht war sehr hitzig, und wir schwebten in der größten Gefahr, neben unserer Freiheit alles Gut, ja wohl gar unser Leben zu verlieren. Endlich, nachdem wir den

grimmigsten Widerstand gethan, wendete sich das Blatt so, daß sie zwar die Flucht, aber dabei unsere reichbeladene Beute mitnehmen wollten; allein, da wir ihre Absicht noch zeitig genug merkten und bereits im Vortheil waren, so ward nicht allein ihr Vorhaben vereitelt, sondern auch noch das beste Schiff mit allem, was darauf war, ihnen abgenommen.

Wenn ich von der Art wäre, daß ich mich gern lobte oder loben hörte, so könnte ich bei dieser Gelegenheit gar manches vorbringen, das mich bei einem oder dem andern in den Ruf eines tapfern Mannes setzen würde; allein ich versichere vielmehr, daß ich niemals mehr gethan als ein rechtschaffener Soldat, dessen Ehre, Leben, Freiheit, nebst allem seinem Gut, auf dem Spiele steht, unter solchen Umständen zu thun schuldig ist. Gleichwohl kann man unter dem Vorwand der Schuldigkeit bisweilen der guten Sache zu viel oder zu wenig thun; mein Beispiel wenigstens mag Andern für solche Fälle zur Warnung dienen. Als wir uns nämlich an das Raubschiff, welches wir nachher auch glücklich eroberten, angehängt hatten und bloß noch mit dem Degen in der Faust gegen einander stritten, hatte sich ein einziger Räuber auf seinem fast schon eroberten Schiffe einen ganz eigenen Kampfplatz erwählt. Er hatte sich nämlich durch etliche gegen und über einander gesetzte Kasten seinen Rücken frei gemacht, und hauste nun mit seiner Mordsense so übel, daß alle

von unserem Schiff hinüberspringenden Leute entweder todt niederfallen oder sich stark verwundet zurückbegeben mußten.

Ich war unter dem Kapitain mit etwa zwölf Mann von den Unsrigen auf dem Vordertheile des feindlichen Schiffes Posto zu fassen beschäftigt, merkte aber, daß wir hier mehr Arbeit fanden, als wir bestreiten konnten, indem dieser einzige Räuber wie ein Satan unser Vordringen abzuwehren schien. Sogleich drang ich mit Blitzesschnelle durch die Feinde, ersah meinen Vortheil, und suchte ihm meinen Pallasch in den Leib zu stoßen; indeß der Mordbube war überall stark geharnischt und gepanzert, so daß ich nach dem Abgleiten meines Stoßes mich in der größten Lebensgefahr sah. In dieser Angst griff ich ihm zufällig in den weit aufgesperrten Mund, riß den Rasenden zu Boden, suchte am Unterleibe eine Oeffnung und stieß meinen Pallasch so tief hinein, als ich nur konnte.

Kaum war dies geschehen, als etliche zwanzig und immer mehr von den Unsrigen nach und nach in das feindliche Schiff herüber gesprungen kamen, mit beistanden, und noch vor völlig errungenem Siege Victoria! riefen. Doch es verging nicht eine halbe Stunde, so konnten wir dies Freudenwort mit Recht und mit völliger Sicherheit ausrufen, weil wir nämlich bereits Meister vom Schiffe, und die noch lebenden Feinde unsere Sclaven waren. Ich für meine Person

hatte als erste Beute einen ziemlichen Hieb über den Kopf, einen über die linke Schulter, und einen Pikenstich in die rechte Hüfte bekommen; dazu hatte der unbescheidene Unhold, dem ich in's Maul gegriffen, mir die vordersten Gelenke zweier Finger an der linken Hand zum Zeitvertreib abgebissen, und da dieselben, wie ihr sehet, noch bis jetzt fehlen, ich sie auch auf der Wahlstatt nirgends finden können, so kann ich nicht anders glauben, als daß er sie verschlungen haben muß.

Ich gönnte ihm diese theuer genug bezahlten Bissen ziemlich gern, und war nur froh, daß an meinen bisher gesammelten Schätzen nichts fehlte; überdies wurde ich noch mit Ruhm und Ehre überhäuft, indem nicht nur der Kapitain, sondern auch die meisten andern Miterfechter dieses Sieges mir wegen des einzigen Streichs, den ich gewagt, den ersten Preis zuerkannten. Ich für mein Theil wäre der überflüssigen Lobeserhebungen gern entübriget gewesen, und hätte mir dafür lieber eine baldige Linderung meiner schmerzenden Wunden gewünscht, da ich, auf beiden Seiten verwundet, kaum auf dem Rücken liegend ein wenig ruhen konnte; doch durch einen geschickten Chirurgus und meine gute Natur gelangte ich mit Gottes Hilfe so weit, daß ich in wenigen Tagen wieder auf dem obersten Schiffsboden herumspazieren konnte. Der Kapitain, der mir gleich bei meiner

ersten Ausflucht entgegenkam und mich so munter sah, sagte mit Lachen: „Herr Wolfgang, ich gratulire zum Ausgange, und versichere, daß nichts als der Degen an Eurer Seite fehlt, um uns zu überreden, daß Ihr kein Patient mehr seid." — „Gnädiger Herr," gab ich ebenfalls lächelnd zur Antwort, „wenn es bloß daran fehlt, so will ich denselben sogleich holen." — „Bemühet Euch nicht," versetzte er, „ich will dafür sorgen." Mit diesen Worten gab er seinem Diener Befehl, einen Degen für mich zu holen. Dieser brachte sehr bald einen schönen silbernen Degen nebst dem Gehenke, und ich mußte denselben — wie ich meinte, bloß zum Spaß — mir umgürten. Sobald ich dies gethan hatte, ließ er das Schiffsvolk zusammenberufen, und sobald sich dies in gehörige Ordnung gestellt hatte, sagte er zu mir: „Herr Wolfgang, Ihr wisset so gut wie die andern Gegenwärtigen, daß im letzten Gefecht unsere beiden Lieutenants geblieben sind; deshalb will ich, in Rücksicht auf Euern letzthin bewiesenen Heldenmuth, Euch hiemit als Ober-Schiffslieutenant vorgestellt haben, jedoch mit Vorbehalt der Bestätigung unserer Oberen, und da ich weiß, daß keiner der Anwesenden etwas dagegen einzuwenden haben wird, so will ich zugleich der erste sein, der Euch zu dieser neuen Würde Glück wünscht." Hiermit reichte er mir seine Hand. Ich wußte anfänglich nicht, wie mir geschah; doch da ich sah, daß es Ernst war,

machte ich das gebräuchliche Gegenkompliment und ließ mir die Beförderung gefallen.

Bald darauf gelangten wir nebst unserer gemachten Beute glücklich wieder in Amsterdam an. Ich ward hier nicht nur in meinem neuen Posten bestätigt, sondern erhielt auch noch eine unerwartete, sehr ansehnliche Belohnung, außer der rückständigen Besoldung, die ich noch zu fordern hatte. Die aus meinen mitgebrachten Waaren gelöst'ten Gelder schlug ich dazu, legte die Hälfte davon als ein Kapital in die Bank, die andere Hälfte aber verwandte ich theils auf meinen Lebensunterhalt, theils dazu, mir das Nöthige zu einer neuen Seereise anzuschaffen."

---

Bis hierher war der Kapitain Wolfgang in seiner Erzählung gekommen, als er wegen einbrechender Nacht für diesmal abbrach, mit dem Versprechen, daß er uns bei der ersten Gelegenheit den noch übrigen Theil seiner Begebnisse mittheilen wolle. Jeder von uns suchte nun seine gewohnte Ruhestelle; kaum aber hatten wir drei Stunden auf derselben gelegen, als wir alle wegen eines sich erhebenden Sturmes wieder ermuntert wurden. Wir verließen uns nun zwar auf die Stärke und Festigkeit unseres „getreuen Paris," welchen Namen nämlich unser Schiff führte; da indeß die Wuth des Sturms und das Toben der Wellen, nachdem es zwei Nächte

und zwei Tage ohne Unterlaß fortgedauert, nicht aufhören wollte, im Gegentheil bei Anbruch der dritten Nacht sich noch vervielfältigte, gaben wir alle Hoffnung auf unsere Lebensrettung auf, bekümmerten uns fast gar nicht mehr darum, in welcher Gegend wir uns befänden, und erwarteten theils mit zitterndem, theils mit gelassenem Herzen die schreckliche Zerscheiterung unseres Schiffs und das damit verknüpfte jämmerliche Ende unseres Lebens. Allein die erhaltende Kraft des Himmels zeigte sich hier weit mächtiger, als die Kraft des Windes und der berstenden Wolken; denn unser Schiff sollte nicht bloß unbeschädigt bleiben, sondern auch zu unserer großen Verwunderung wieder auf die rechte Straße geführt werden. Etwa zwei Stunden nach Mitternacht legte sich das gewaltige Brausen, die dichten Wolken zertheilten sich, und bei anbrechendem schönen und hellen Tage erhoben die Bootsleute ein Freudengeschrei, weil sie ganz unverhofft den Pico erblickten, und wir uns ganz nahe an der Insel Teneriffa befanden. Ich für meine Person wußte nicht, ob ich mehr Freude oder Staunen empfand, als ich diesen ungeheuern Koloß zu Gesicht bekam. Der bis zum Himmel empor reichende entsetzliche Berg erschien oben herum ganz weiß, weil er Sommers und Winters stets mit Schnee bedeckt ist. Man konnte den aus seinem Gipfel steigenden Dampf deutlich erblicken, und ich konnte mich an diesem hohen Gegenstande

nicht satt sehen, bis wir gegen Abend an die Insel anfuhren, um so lange daselbst auszuruhen, bis die zerrissenen und beschädigten Theile unseres Schiffs ausgebessert sein würden.

Ich fand ein besonderes Vergnügen daran, die Merkwürdigkeiten der Insel zu betrachten, besonders den Pico, an dessen Fuße eine Art von Bäumen stand, deren Holz in keinem Wasser verfaulen soll. Doch die Spitze des Berges zu erklettern, und dessen Rauchloch, welches Kaldera genannt wird, in Augenschein zu nehmen, konnte mich Niemand bewegen, ungeachtet es noch die schönste Jahreszeit dazu sein mochte. Entweder war ich nicht so neugierig, als Plinius der Aeltere beim Vesuv gewesen, oder ich hatte nicht Lust, mich dergleichen Fatalitäten, wie er gehabt, auszusetzen, oder ich war nicht Willens eine Naturgeschichte aus eigener Erfahrung zu schreiben. Kurz, ich war hiezu entweder zu faul, zu furchtsam oder zu nachlässig.

Dagegen kann ich nicht leugnen, daß ich mir bei dem Kapitain den Kanarien-Sect ganz vortrefflich schmecken ließ, welcher mir auch besser bekam, als andern der Schwefeldampf auf dem Pico bekommen war. Auch nahmen wir eine ziemliche Menge dieses berühmten Getränks nebst vielem Zucker und andern Delikatessen von dieser Insel mit, und fuhren am 12. September vergnügt nach dem Capo Verde ab.

Es war um diese Zeit ungemein stille See und schönes Wetter, weshalb der Kapitain Wolfgang auf unser Ansuchen sich gefallen ließ, seine Geschichtserzählung in folgender Weise fortzusetzen.

---

„Wo ich mich noch recht erinnere," begann der Kapitain, „so war ich in meiner Erzählung neulich da stehen geblieben, wo ich zu einer zweiten Seereise die nöthigen Anstalten traf. Allein die Generalstaaten waren unterdeß mit Frankreich und Spanien in Krieg verwickelt worden, und so bekam denn alles eine andere Gestalt. Ich hielt mich nun zwar stets an meinen Wohlthäter, nämlich an den Kapitain, der mich bisher so glücklich gemacht hatte, indeß ich konnte weder die Ursache seines Zögerns noch seine ferneren Pläne errathen. Doch endlich brach er sein Stillschweigen, und eröffnete mir, daß er treffliche Freibriefe erhalten, gegen alle Feinde der Republik als ein Freibeuter zu verfahren, weshalb er sich auch bereits vermittelst der Unterstützung anderer Waghälse ein überaus schönes Schiff mit allem Zubehör angeschafft habe, so daß ihm nichts fehle, als die erforderliche Mannschaft. Wollte ich nun, fügte er hinzu, als sein Oberlieutenant mitreisen, so müßte ich mich bemühen, wenigstens zehn bis zwölf Freiwillige aufzutreiben; wofern mir dies aber etwa unmöglich schiene, oder ich etwa keine Lust zu dergleichen

Unternehmungen hätte, so wollte er mir zwar bald eine Officierstelle auf einem Kriegsschiffe verschaffen, allein ob dies für mich eben so vortheilhaft sein würde, wisse er nicht zu sagen. Augenblicklich versicherte ich nun dem Kapitain, daß ich mit dem größten Eifer unter und mit ihm mein Glück oder Unglück zu suchen, auch wohl mit ihm zu leben und zu sterben bereit sei. Er schien über diesen meinen Entschluß nicht wenig vergnügt zu sein. Ich gieng nun von ihm, und schaffte ihm, anstatt der zwölf, drei und zwanzig tüchtige und freiwillige Waghälse, unter denen die meisten viel Geld bei sich hatten. Als ich dieselben meinem Kapitain vorstellte, küßte mich dieser vor Freuden, und da er unterdeß auch nicht müßig gewesen, sondern alles Nöthige herbeigeschafft hatte, so segelten wir bald darauf vergnügt ab.

Aus Furcht vor den Franzosen durften wir nicht den Kanal passiren, sondern mußten unsere Fahrt um die brittischen Inseln herum nehmen, und obwohl der Kapitain schon große Lust hatte, den Spaniern auf der Straße nach Amerika einen und den andern Streich zu spielen, so wollte er doch zuvor noch erst genauere Kunde einziehen. Indeß noch ehe dies geschah, thaten wir einen herrlichen Zug an einer französischen nach Irland abgeschickten Fregatte, auf welcher 16000 Louisdor nebst andern trefflichen Sachen und etlichen Staatsgefangenen unsere Beute wurden. Die vornehmsten

und war Willens, sich zwischen Cuba und Hispaniola durchzuschleichen und dann nach Virginien zu segeln. Allein man hat uns nachher versichert, daß ihn die Spanier ertappt, geplündert und schändlicher Weise ermordet haben.

Unsere Kapitaine fanden indessen nicht für gut, einen Angriff der Spanier abzuwarten, zumal da nicht bloß unsere Schiffe einer schleunigen Ausbesserung bedurften, sondern auch von unsern Leuten viele nicht so wohl geblieben, als vielmehr von den vielen Strapazen höchst entkräftet waren. Wir richteten daher unsere Fahrt nach der, unseren Landsleuten zugehörigen Insel Curaco oder — wie sie einige nennen — Curassau, erbeuteten aber unter Weges noch ein mit Cacao, Vanille, Marmelade, Zucker und Taback beladenes Schiff. Wenige Tage nachher war uns das Glück noch günstiger, indem uns ganz von ungefähr und ohne vieles Blutvergießen drei Barken mit Perlenaustern in die Hände fielen.

Mit diesen Reichthümern landeten wir nun glücklich bei Curaco an. Der dasige Gouverneur empfieng uns, nachdem wir ihm unsere Pässe gezeigt, auch von dem einen und dem andern ihm umständlich berichtet hatten, sehr freundlich, zumal da er von uns ein ansehnliches Geschenk erhielt. Indeß, nach sorgfältiger Ueberlegung fanden unsere Kapitaine es für zuträglicher, die Insel Bonatry *) zu unserem Ruheplatz zu erwählen

*) Auch Bon Air oder Buon Ayres genannt.

und unsere Schiffe daselbst auszubessern. Hierauf wurde nun aller mögliche Fleiß verwendet, sodann aber beschlossen, eine völlige Niederlassung daselbst anzulegen. Mit Hilfe der daselbst wohnenden Indianer fiengen wir daher an, kleine Häuser zu erbauen, auch für den Anlauf eine artige Festung anzulegen, die wir immer mehr zu verbessern Willens waren. Die Indianer bezeigten sich ungemein dienstfertig gegen uns. Wir gaben ihnen von dem Unsrigen, was sie irgend brauchen und wir entbehren konnten, dagegen bauten sie uns fleißig das Feld, und zeugten Mais, James, Palates, auch guineisch Korn, welches uns alles wohl zu statten kam. Nächstdem legten sie sich auch mehr als sonst auf ordentliche Haushaltung und Viehzucht; denn es gab nun daselbst Ochsen, Kühe, Pferde, Schweine, besonders aber Ziegen im Ueberfluß, so daß wir nicht nur hinreichenden Unterhalt hatten, sondern auch unsere Landsleute auf den benachbarten Inseln mit eingesalzenem Fleisch und andern Sachen versorgen konnten. Daneben thaten wir manchen Ausflug in die See, und bereicherten uns mit spanischem und französischem Kaufmannsgut. Ich für meine Person hatte mir einen ziemlichen Schatz an Gold, Silber, Perlen und anderen kostbaren Sachen gesammlet, wovon ich das meiste auf der Insel an verschiedenen Orten vergrub, wo es nicht leicht Jemand ohne meine Anweisung finden konnte. Uebrigens lebten wir sämmt-

ses Glück, daß dieser, der ein sehr hitziger Mann war, uns nicht im ersten Zorne sogleich aufhängen ließ. Indeß, nachwir von unseren Wunden genesen, wurden wir wenig besser, ja fast eben so schlimm als türkische Sclaven behandelt. Am schmerzlichsten war es mir, daß ich gar keine Gelegenheit finden konnte, meinem redlichen Kapitain Nachricht von meinem Leben zu geben, weil ich versichert war, daß er nichts sparen würde, um mich zu befreien. Nachdem ich indeß drei Jahre in diesem traurigen Zustande zugebracht hatte, erhielt ich die Nachricht, daß mein redlicher Kapitain nebst meinen besten Freunden die Insel Bonatry verlassen, und zurück nach Holland gegangen sei, um sich die Statthalterschaft über dieselbe nebst anderen Vollmachten auszubitten. Daneben wurde mir der jetzige Zustand der Insel so schön beschrieben, daß mein sehnliches Verlangen nach derselben von neuem in mir erwachte, zumal wenn ich mich meiner daselbst vergrabenen Schätze erinnerte. Indeß ich wußte kein Mittel, wie ich, ohne meine Person und mein Vermögen in die größte Gefahr zu setzen, dem Gouverneur einen Vorschlag zu meiner Auslösung machen sollte, und so mußte ich denn noch zwei Jahr als Pferdeknecht in des Gouverneurs Diensten bleiben, ehe sich eine Gelegenheit, meine Freiheit wiederzuerhalten, zeigte.

Die Noth erweckt bisweilen im Menschen eine Ge-

müthsneigung, wozu er sonst von Natur keinen Hang hatte. Von mir z. B. kann ich in Wahrheit sagen, daß ich mich, selbst in meinen damaligen besten Jahren, um das Frauenzimmer und die Liebe fast gar nicht bekümmerte; auch war ich ja nichts weniger als aus der Absicht nach Hispaniola gegangen, mir eine Frau von daher zu holen, sondern nur, um meinen Muth zu zeigen und Geld zu gewinnen. Doch jetzt, wo ich in der größten Noth schwebte, und kein sicheres Mittel sah, um zu meiner Freiheit zu gelangen, nahm ich meine Zuflucht endlich zu der Venus, da mir Apollo, Mars und Neptunus ihre Hilfe ganz zu verweigern schienen.

Eines Tages, da ich des Gouverneurs Tochter nebst ihrem Kammermädchen auf ein nahe gelegenes Landgut spazieren gefahren hatte und mich mit der Erstern ganz allein im Garten befand, setzte sich dieselbe auf eine grüne Bank nieder, und redete mich ganz unbefangen auf folgende Weise an: „Wolfgang, sagt mir doch, was Ihr für ein Landsmann seid, und warum man Euch niemals so lustig sieht als andere Stallbediente?" Ich stutzte anfangs über diese Anrede, antwortete ihr aber bald darauf mit einem tiefen Seufzer: „Gnädiges Fräulein, ich bin ein Teutscher von Geburt, zwar von mittelmäßigem Herkommen, habe mich aber in holländischen Diensten durch meine Herzhaftigkeit bis zu dem Posten eines Unterhauptmanns emporgeschwungen,

und zuletzt auf dieser Insel das Unglück gehabt, gefährlich verwundet und gefangen zu werden." Hierauf erwiederte sie mit einer niedergeschlagenen und etwas verächtlich scheinenden Miene: „Ich hätte Euch wegen Eurer guten Gesichtsbildung zum wenigsten von adeliger Abkunft gehalten." Mit diesen Worten stand sie auf, und gieng eine gute Weile ganz allein und in tiefen Gedanken spazieren. Ich dachte über ihre Reden hin und her, und es war mir fast leid, daß ich von meinem Stande nicht etwas mehr geprahlt hatte. Jedoch vielleicht — dachte ich bei mir selbst — geht es in Zukunft mit guter Manier noch besser an. Es geschah auch wirklich. Denn ehe wir noch zurückfuhren, nahm sie Gelegenheit, mir mit einer ungemein huldvollen Miene noch Folgendes zu sagen: „Wolfgang, wofern Euch an Eurer Freiheit, Glück und Vergnügen etwas gelegen ist, so scheuet Euch nicht, mir von Eurem Stande und Wesen nähere Nachricht zu geben, und seid versichert, daß ich Euer Bestes schnell befördern will und kann, besonders wenn Ihr einige Zärtlichkeit und Liebe für meine Person hegt." Sie wurde bei diesen letzten Worten feuerroth, sah sich nach ihrem Mädchen um, und sagte dann noch zu mir: „Ihr habt die Erlaubniß, mir in einem Briefe Euer ganzes Herz zu offenbaren, und könnt denselben morgen meinem Mädchen übergeben. Seid aber redlich und verschwiegen.

Niemand wird mir verdenken, daß ich diese schöne Gelegenheit, meine Freiheit zu erlangen, mit beiden Händen ergriff. Donna Salome — so hieß das Fräulein — war eine überaus wohl gebildete Person von etwa siebzehn bis achtzehn Jahren, und sollte einen, zwar auch noch jungen und dabei wohlhabenden, aber überaus häßlichen und einäugigen Officier heirathen, welches zwar ihre Mutter selber nicht billigen wollte, aber doch von dem eigensinnigen Gouverneur erzwungen wurde. Ich könnte hier eine ziemlich weitläuftige Liebesgeschichte von derselben und mir erzählen; allein das ist nicht meine Sache. Kurz, ich schrieb an Donna Salome, machte mich nach ihrem Wunsche selber zum Edelmanne, entdeckte ihr meine zu ihr gefaßte heftige Liebe, und versprach alles, was sie verlangen könnte, wofern sie mich in meine Freiheit zu setzen vermögte.

Wir wurden in wenigen Tagen über die Sache einig. Ich schwur ihr einen Eid, daß ich sie an einen sichern Ort und von da, so bald als möglich, nach Europa führen, mich mit ihr ordentlich verheirathen und sie Zeit Lebens als meine rechtmäßige Ehegemahlin ehren und lieben wolle; sie dagegen versprach, mir neben einem Brautschatze von 12000 Dukaten einen sichern französischen Schiffer zu verschaffen, der uns gegen eine gute Bezahlung je eher je lieber nach der Insel Bon Air bringen sollte.

Unser Anschlag gieng glücklich von statten. Denn, als einst der Gouverneur in eigener Person jene Seite der Insel bereis'te, packten wir des Nachts unsere Sachen auf leichte, dazu gekaufte Pferde, und jagten, von Niemandem als ihrem Mädchen begleitet, in wenigen Stunden an das Ufer, wo der bereits bestellte französische Schiffer mit einem leichten Jagdschiffe unser wartete, uns einnahm, und mit vollen Segeln nach Bon Air davoneilte. Dort landeten wir ohne die geringste Gefahr. Anfangs wollte man uns zwar nicht gestatten, ans Land zu steigen, allein, sobald ich mich melden ließ und erkannt wurde, bezeigten meine Freunde und Bekannten eine unbeschreibliche Freude über meine glückliche Wiederkunft, denn man hatte mich seit etlichen Jahren bereits für todt gehalten.

Der Herr von der Baar, mein ganz besonderer Freund und ehemaliger Schiffsquartiermeister, war Vice-Gouverneur daselbst, und ließ für mich und meine Geliebte sogleich ein fein erbautes Haus einräumen; nach einigen Tagen aber, sobald wir uns nur ein wenig eingerichtet, mußte uns einer von den beiden daselbst anwesenden holländischen Predigern ehelich zusammengeben. Ich ließ bei dieser Gelegenheit für mehr als funfzig Personen eine, nach Beschaffenheit der Umstände sehr kostbare Mahlzeit zurichten, unter die Uebrigen aber, selbst unter die indianischen Familien,

weiß Brot, Fleisch, Wein und andere starke Getränke austheilen, damit sich nebst mir Jedermann zu freuen Ursache haben möchte. Der Unter-Gouverneur ließ mir zu Ehren beim Gesundheittrinken die Stücke auf den Festungswällen abfeuern, damit auch andere Insulaner hören möchten, daß in dieser Gegend etwas besonderes vorgienge, — kurz, wir lebten einige Tage auf meine Kosten sehr lustig. Meine nunmehrige Ehegattin, Donna Salome, war eben so herzlich vergnügt mit mir als ich mit ihr, indem ich nun erst in ihren süßen Umarmungen empfand, was wahre Liebe eigentlich sei. Mancher wird denken, daß ich zuerst nach meinen vergrabenen Schätzen hingeeilt sei; allein ich war hierin sehr gelassen, und suchte dieselben erst acht Tage nach unserer Hochzeit auf, fand sie auch glücklich wieder, und zeigte sie in der Stille meiner Frau. Diese erstaunte darüber, da sie mich niemals für so reich gehalten hatte, und da sie nun sah, daß sie sich an keinen Bettler verheirathet, war sie vollkommen zufrieden, ungeachtet ich ihr entdeckt hatte, daß ich kein Edelmann, sondern nur aus bürgerlichem Stande war.

Vier Monate nach unserer Verheirathung, nachdem wir unsere Haushaltung in vortrefflichen Stand gesetzt, hatte ich die Freude, meinen alten Kapitain zu umarmen, welcher so eben aus Holland wieder zurück kam, und nicht allein

seine Bestätigung als Statthalter, sondern auch noch weit wichtigere Vollmachten nebst andern nöthigen Sachen in drei Schiffen mitbrachte. Er erzählte mir, daß er auf die Nachricht von meinem Tode sofort mein zurückgelassenes Vermögen durch redliche Personen habe abschätzen lassen, und da es sich auf sechstausend Thaler belaufen, habe er hievon meinem jüngeren Bruder, den er von Amsterdam her zu sich kommen gelassen, für ihn und die übrigen Geschwister fünftausend Thaler ausgezahlt, eintausend aber für die meinetwegen gehabte Mühe als Erbtheil für sich behalten, welche er mir indeß jetzt, wo er mich wiederzufinden die Freude habe, doppelt zurückzahlen wolle. Allein ich hatte eine solche Freude über seine Redlichkeit, daß ich ihn beschwor, nichts davon zu erwähnen, indem ich mich reich genug schätzte, und wohl wüßte, daß ich ihm noch weit mehr schuldig sei.

Wir lebten hierauf in der schönsten Eintracht beisammen. Da Herr von der Baar mit funfzig Mann und dem übrigen Zubehör eine andere kleine Insel in Besitz zu nehmen befehligt wurde, so wurde ich an dessen Stelle Vicestatthalter. Von nun an beschloß ich, in Zukunft nie mehr auf Freibeuterei auszugehen, sondern bei meiner liebenswürdigen Salome mein Leben hinfort in Ruhe hinzubringen, zumal da auch sie ihre Sehnsucht nach Europa allmählig aufgab, und nichts mehr wünschte, als in meiner Gesellschaft lebenslang

auf dieser Insel zu bleiben. Allein, o Jammer! mein inniges Vergnügen währte nicht lange. Denn nachdem meine geliebte Ehefrau im zehnten Monat nach unserer Verbindung durch eine schwere Geburt eine todte Tochter zur Welt geboren, fühlte sie die Vorzeichen ihres herannahenden Todes. Sie hatte schon seit etlichen Wochen sich mit unseren Predigern über Religionssachen angelegentlich unterredet, und nun nahm sie kurz vor ihrem Ende die protestantische Religion an, und starb den Tag darauf sanft und selig.

Ich mag den Schmerz, den ich damals um sie empfunden, jetzt in Eurer Gegenwart nicht wieder erneuern, sondern nur so viel sagen, daß ich untröstlich war, und in meinem beständigen Tiefsinn nirgends Ruhe zu suchen wußte, als auf dem Grabe meiner Geliebten, welches ich mit einem zierlich ausgearbeiteten Steine bedeckte, und folgende Zeilen darauf meißelte:

Hier liegt ein schöner Raub, den mir der Tod geraubt,
Nachdem der Freiheitsraub den Liebesraub erlaubt.
Es ist ein selig Weib. Wer raubt ihr diesen Orden?
Doch ich als Wittwer bin ein Raub des Kummres worden.

Unten darunter meißelte ich eine kurze Nachricht über ihre und meine Person nebst der Jahrszahl ein, um die Neugier der Nachkommen zu befriedigen. Ich aber hatte von nun an kein Vergnügen mehr auf der Welt, und beschloß daher, wieder

nach Europa zurück zu gehen, ob ich dort in der alten Welt vielleicht einige Gemäthsruhe finden und meine Schmerzen bei der begrabenen Urheberin derselben in der Neuen Welt zurücklassen könnte. Ich entdeckte dies Vorhaben dem Kapitain, als unserm Gouverneur, welcher mir ohne Schwierigkeit, ja mit vieler Freude erlaubte, mir nicht nur die dazu erforderlichen freiwilligen Leute, sondern auch eines der besten, mit allem Zubehör versehenen Schiffe auszulesen, gleichwohl mich daneben inständig bat, bald wieder zu kommen, zumal wenn ich meine Meublen und Baarschaften gut angelegt haben würde.

Ich versprach alles, was er von mir verlangte, und segelte, nachdem er mich mit wichtigen Aufträgen und guten Pässen versehen, im Namen des Himmels von der mir so lieb gewordenen Insel nach Europa ab, und kam ohne sonderliche Hindernisse zu gehöriger Zeit glücklich in Amsterdam an.

Binnen zwei Monaten hatte ich alle mir gegebenen Aufträge ausgerichtet, überließ dann das Schiff dem Compagnon meines Kapitains, mit dem Bemerken, daß ich erst in mein Vaterland reisen und mich dort entschließen wolle, ob ich noch ferner zur See zu gehen Lust habe, oder nicht. Hierauf packte ich mein sämmtliches Vermögen zusammen, und gieng nach Lübeck zu meinem ehemaligen Prinzipal, der mich

mit großer Freude empfieng, und mich so lange in sein Haus aufnahm, bis ich mich entschlossen hatte, wohin ich mich ferner wenden wollte. Da mir nun mein Patron erzählte, daß sein Sohn, mit dem ich ehemals in Greifswalde studirt, bereits vor einigen Jahren einen ansehnlichen Dienst in Danzig bekommen hätte, so machte ich mich auf die Reise, um ihn da zu besuchen, nachdem ich zuvor meinem jüngsten Bruder schriftlich zu wissen gethan, daß er mich in Danzig antreffen würde.

Dieser hatte nun nicht gesäumt, sondern war noch zwei Tage früher als ich bei dem genannten guten Freunde eingetroffen. Da nun auch ich noch dazu kam, so weiß ich nicht, ob mein Freund oder mein Bruder mir mehr Liebe und Güte erzeigt hat, denn beide waren gleich erfreut. Nachdem wir uns einige Tage mit einander belustigt hatten, schickte ich meinen Bruder mit einer ansehnlichen Geldsumme nach meinem Vaterlande ab, und gab ihm den Auftrag, durch einen geschickten Rechtsgelehrten bei der Obrigkeit einen Pardonbrief wegen des in Frankfurt erstochenen Studenten für mich auszuwirken. Da nun auf der Welt durch Geld fast alles auszurichten ist, so erhielt ich denn auch schon nach Ablauf weniger Wochen den verlangten Pardonbrief, und konnte nun, nachdem ich in Danzig die Zeit ungemein vergnügt zugebracht, und mit den vornehmsten Kaufleuten und anderen

Personen gute Freundschaft und Umgang gepflogen hatte, sicher in meine Geburtsstadt zurückreisen.

Meine Geschwister, so wie meine Blutsverwandten und Gemüthsfreunde, empfiengen mich mit vieler Freude, und ich konnte in den ersten vier Wochen fast nichts weiter thun, als Gastbesuche machen. Nachher ließ ich mich bereden, daselbst mich in Ruhe niederzulassen, zu welchem Ende ich mir ein schönes Gut kaufen und eine vortheilhafte Heirath treffen sollte. Allein es schien, als sollte dies nicht sein. Denn mir stieß unverhofft eine Verdrießlichkeit zu, die zwar an sich wenig zu bedeuten hatte, mich aber dennoch zu dem Entschlusse bewog, wieder auf die See zu gehen. Ich reis'te daher, nachdem ich mich über ein Jahr zu Hause aufgehalten, und meine Verwandten und Freunde reichlich beschenkt hatte, ohne Zeitverlust nach Amsterdam.

Es hielt nicht schwer, einen neuen Freibrief für mich als Kapitain eines Freibeuterschiffs zu bekommen, zumal da ich mich selbst ausrüsten wollte. Ich warb nun Leute an, bekam aber, wie ich nachher zu meinem Unglück erfahren mußte, den Abschaum aller Schelme, Diebe und des allerliederlichsten Gesindels auf mein Schiff. Mit diesen wollte ich nun eine neue Reise nach Westindien unternehmen; sobald ich mich indeß auf dem weiten atlantischen Meere befand, kamen sie auf den Rath eines verruchten Bösewichts,

der sich Jean le Grand nannte, und den ich wegen seines guten Anscheins und verstellten Wesens zum nächsten Befehlshaber nach mir ernannt hatte, überein, mich zu zwingen, daß ich sie nach Ostindien führen sollte. Ihr ungestümes Wesen verdroß mich zwar; indeß ich mußte klüglich handeln und mich in die Zeit schicken. Da aber ihre Bosheit überhand nahm, und von einigen die tollsten und liederlichsten Streiche begangen wurden, ließ ich die Rädelsführer exemplarisch bestrafen, und glaubte dadurch alle Uebrigen in ziemliche Furcht gesetzt zu haben. Wir waren unterdeß bereits die Linie passirt, als uns ein heftiger Sturm von der Ostindischen Straße ab und nach dem brasilischen Meere hin trieb. Ich wandte alle meine Beredsamkeit an, um sie zu bewegen, diesen uns vom Glück gewiesenen Weg zu verfolgen, indem ich sie versicherte, daß wir in Amerika unsere Rechnung weit besser finden würden, als in Ostindien; allein meine Leute wollten fast alle anfangen zu rebelliren, und durchaus meinem Kopfe und Willen nicht folgen, weshalb ich ihnen denn zum andernmal nachgab, obwohl zu ihrem Schaden: denn bei wiederholten Stürmen kamen wir in Gefahr, das Leben und Alles zu verlieren. Endlich erholten wir uns etwas auf einer Insel, und waren bereits wieder über den Wendekreis des Steinbocks hinausgefahren, als mir einige der unruhigsten Köpfe wiederum allerlei verruchte Händel auf dem Schiffe

Hiemit und mit einigen halb verdorrten Kräutern und Wurzeln, die sehr spärlich an dem ringsum schroffen Felsen anzutreffen waren, konnte ich mich gleichsam zum Abschiedsschmause von der Welt noch etwas erquicken. Doch unversehens hörte die starke Wasserfluth auf einmal zu brausen auf, so daß bald kein Wassertropfen mehr herausgelaufen kam. Ich wußte vor Verwunderung und Schrecken nicht, was ich dazu denken sollte, brach indeß wehmüthig in folgende Worte aus: „So muß denn, armer Wolfgang, da der Himmel einmal deinen Untergang beschlossen hat, sogar die Natur den gewohnten Lauf des Wassers hemmen, was vielleicht an diesem Orte, so lange die Welt steht, nicht geschehen ist! ach, so bete denn, und stirb!" Ich begann nun mit weinenden Augen den Himmel um Vergebung meiner Sünden zu bitten, und hatte den festen Vorsatz, in dieser heißen Andacht zu verharren, bis mir der Tod die Augen zudrücken würde.

Was kann man doch für ein andächtiger Mensch werden, wenn man erst aller menschlichen Hilfe beraubt und in seinem Innern überzeugt ist, daß man der göttlichen Barmherzigkeit nicht würdig sei! Ach, da heißt es recht: Noth lehrt beten. Auch ich bin ein lebendiger Zeuge, daß man die göttliche Hilfe dann erst recht erkennen lerne, wenn uns alle Hoffnung auf die menschliche entnommen worden. Doch

da mich Gott vielleicht zu seinem Werkzeuge ausersehen, andern Menschen zu helfen, so hat er mich in meiner größten Lebensgefahr auf folgende Weise wunderbar erhalten.

Als ich mich nach dem Ausbleiben der Wasserfluth in eine Felsenkluft hinein geschmiegt hatte, und unter lautem Seufzen und Beten eine baldige Endigung meiner Quaal wünschte, hörte ich eine Menschenstimme in meiner Nähe folgende Worte in teutscher Sprache zu mir sprechen: „Guter Freund, wer seid Ihr? und warum gehabt Ihr Euch so übel?" Sobald ich nun die Augen aufschlug, und sechs Männer in seltsamer Kleidung mit Schieß- und Seitengewehr vor mir stehen sah, kehrte mein schon auf dem Wege zur Ewigkeit begriffener Geist plötzlich wieder zurück; ich konnte aber, theils vor Schrecken, theils vor Freuden, auch nicht ein Wort hervorbringen. Sie redeten mir indeß weiter zu, erquickten mich mit einem besonders wohlschmeckenden Getränke und etwas Brot, worauf ich ihnen meine gehabten Unfälle kürzlich erzählte, sie sodann bat, mich vor dem Hungertode zu schützen, und zuletzt mich erkundigte, wie es denn möglich sei, an diesem wüsten Orte Personen anzutreffen, die meine Muttersprache redeten? Sie bezeigten mir durch Mienen und Geberden ihre mitleidige Theilnahme, und sagten: „Guter Freund, sorget für nichts; Ihr werdet an diesem wüst und unfruchtbar scheinenden Orte alles finden, was

zu Eurer Lebensfristung nöthig sein wird. Gehet nur mit uns, und es soll Euch in dem, was Ihr zu wissen verlanget, vollkommene Genüge geleistet werden."

Ich ließ mich nicht zweimal nöthigen, und wurde nun von ihnen in den Schlund des Wasserfalles hinein geführt, wo wir etliche Stufen in die Höhe stiegen, sodann wie in einem finstern Keller, zuweilen etwas gebückt, immer aufwärts giengen, so daß mir wegen verschiedener Gedanken, die mir einfielen, fast angst und bange werden wollte, indem ich in den sechs Männern bald Zauberer, bald böse, bald gute Engel zu erblicken glaubte. Endlich, da in diesem düstern Gewölbe von fern das Tageslicht wieder erschien, faßte ich wieder Muth, bemerkte, daß, je höher wir stiegen, desto heller es wurde, und zuletzt kamen wir an einer Stelle heraus, wo meine Augen eine der schönsten Gegenden von der Welt erblickten. An diesem Ausgange waren einige in Stein gehauene bequeme Sitze, auf deren einen ich mich hinzusetzen und auszuruhen genöthigt wurde. Meine Führer setzten sich gleichfalls zu mir hin, und fragten mich: ob ich furchtsam oder müde geworden sei? Ich antwortete: „Nicht sonderlich;" hatte aber meine Augen beständig nach der schönen Gegend hingewendet, die mir ein irdisches Paradies zu sein schien. Unterdeß stieß der eine von meinen Begleitern dreimal in ein ziemlich großes Horn, das er umhängen hatte; als nun hier-

auf sechsmal geantwortet wurde, ward ich mit Erstaunen gewahr, daß eine gewaltig starke Wasserfluth in dem leeren Wassergraben dahergeschossen kam, und sich mit gräßlichem Getöse und wilder Wuth in die Oeffnung hineinstürzte, durch welche wir heraufgekommen waren."

---

„Das war es, meine Herren," sagte hierauf der Kapitain Wolfgang, „was ich Euch für diesmal von meiner Lebensgeschichte erzählen wollte. Den übrigen Theil werdet Ihr bei guter Gelegenheit von mir erfahren; geduldet Euch aber nur, bis es Zeit dazu ist." Mit diesen Worten nahm er, da es bereits ziemlich spät geworden, Abschied von den Uebrigen, mich aber führte er mit in seine Kammer, und sagte: „Merket Ihr nun wohl, mein Sohn, Eberhard Julius, daß eben diese Gegend, welche ich jetzt als ein irdisches Paradies rühmte, eben das gelobte Land ist, worüber Euer Vetter, Albert Julius, als ein souverainer Fürst regiert? Ach, betet fleißig, daß uns der Himmel glücklich dahin führt, und wir denselben noch am Leben antreffen; denn den weitesten Theil der Reise haben wir nun fast zurückgelegt, indem wir in wenigen Tagen die Linie passiren werden." Hierauf wurde noch eins und das andere zwischen uns verabredet, worauf wir uns beiderseits zur Ruhe legten.

Was der Kapitain gesagt hatte, traf wirklich ein. Denn

fünf Tage nachher kamen wir unter die Linie, wo indeß die sonstige Hitze nicht eben sonderlich zu spüren war, indem wir unsere gewöhnliche Kleidung ertrugen, und sie nicht erst mit Leinwandkitteln verwechseln durften. Unsere Matrosen dagegen vergaßen bei dieser Gelegenheit ihre wunderlichen Gebräuche in Hinsicht des sogenannten Taufens nicht, sondern nahmen mit allen denen, welche die Linie zum erstenmal passirten, und sich nicht mit Gelde lösen wollten, eine lächerliche Maskerade und eine arge Wäsche vor; ich nebst einigen andern blieb ungehudelt, weil wir jeder einen Speciesthaler erlegten, und dabei angelobten, Zeit Lebens, so oft wir an diesen Ort kämen, die Zeremonie der Taufe an den Neulingen vorzunehmen.

Die schöne Witterung, die damals herrschte, machte unsere Fahrt wegen der ungemeinen Windstille zwar langsam, aber doch sehr angenehm. Unser größter Verdruß war der, daß das süße Wasser, welches wir auf dem Schiffe mit uns führten, ganz stinkend und mit ekelhaften Würmern angefüllt wurde, welches Ungemach wir so lange erdulden mußten, bis uns der Himmel an die Insel Sanct Helena führte. Diese Insel ist von sehr guten Leuten englischer Nation bewohnt, und wir konnten daselbst nicht bloß den Mangel des Wassers, sondern auch vieler andern Bedürfnisse ersetzen, welches uns von Herzen wohlgefiel, ungeachtet wir die zwölf

Tage hindurch, welche wir daselbst zubrachten, den Geldbeutel beständig in der Hand haben mußten.

Wenn der Kapitain unserem üppigen Schiffsvolk hätte zu Gefallen sein wollen, so lägen wir vielleicht noch jetzt bei dieser Insel vor Anker, da das Frauenzimmer auf derselben sehr artig und hübsch von Angesicht war; allein er fand für gut, bei guter Zeit abzusegeln, und so passirten wir denn am 15. October den Wendekreis des Steinbocks, wo die Matrosen zwar wieder eine neue Taufe anstellten, doch nicht so scharfe Lauge gebrauchten, als unter der Linie.

Wenige Tage darauf fiel sehr widerwärtiges Wetter ein; denn obwohl es nicht gerade beständig fort regnete, so verfinsterte doch ein anhaltender, gewaltig dichter Nebel fast die ganze Luft, und wir konnten selbst um Mittagszeit die Sonne nur sehr selten und trübe durch die Wolken schimmern sehen. Wenn uns der Wind eben so ungewogen als das Wetter gewesen wäre, so hätten wir das Schlimmste befürchten müssen; doch dieser hielt sich noch in Schranken, obgleich Regen und Nebel bis in die dritte Woche anhielt.

Endlich zertheilte sich zu unserem nicht geringen Vergnügen sowohl Regen als Nebel, indem sich die Sonne unsern Augen in ihrer schönsten Klarheit, der Himmel aber sich ohne alle Wolken wie ein blau gemaltes Gewölbe zeigte. Und gewiß diese Werke der Allmacht erweckten in uns desto

größere Verwunderung, da wir außer ihnen nichts weiter sahen als unser Schiff, die offene See, und dann und wann einige schwimmende Kräuter. Einige Tage nachher bekamen wir zwar noch verschiedene andere Merkwürdigkeiten, nämlich Seekühe, Seekälber, Seelöwen, Delphine, seltene Vögel, und anderes dergleichen zu Gesicht, doch nichts überraschte mich angenehmer, als da eines Morgens früh bei aufgehender Sonne der Kapitain mir sein Fernrohr gab, und sagte: „Sehet, mein Sohn, dort von fern den Felsen, worauf nächst Gott Eure zeitliche Wohlfahrt gegründet ist!" Ich wußte mich vor Freude kaum zu lassen, als ich diesen für mich so glücklichen Ort von fern erblickte, obwohl ich weiter nichts wahrnehmen konnte, als eine ungeheure aufgethürmte Steinmasse, die, je näher wir kamen, desto fürchterlicher erschien. Doch, da mir der Kapitain bereits eine sehr anziehende Beschreibung davon gemacht hatte, so wurden mir die Stunden fast zu Jahren, ehe wir diesem, den Winden und stürmenden Meereswellen trotzenden Felsen gegenüber Anker geworfen hatten.

Es war am 12. November 1725 nach Sonnenuntergang, als wir in gehöriger Weite vor dem Felsen die Anker niedersenkten, weil sich der Kapitain vor den ihm sehr wohl bekannten Sandbänken hütete. Sobald dies geschehen war ließ er rasch nach einander drei Kanonenschüsse thun, und

nachher drei Racketen aufsteigen. Nach einer Viertelstunde mußten abermals drei Kanonen abgefeuert und bei jedem Schuß zwei Racketen angezündet werden; worauf sofort von dem Felsen her mit drei Kanonenschüssen geantwortet wurde, während zugleich drei Racketen auf unser Schiff zu geflogen kamen, welches bei denen, die um die Sache nichts wußten, große Verwunderung verursachte. Der Kapitain aber ließ noch sechs Schüsse thun, und bis gegen Mitternacht alle Viertelstunden eine Rackete steigen, auch Luftkugeln und Wasserkegel in die See spielen, da denn unseren Racketen jedesmal andere von dem Felsen entgegen kamen, um Mitternacht aber von beiden Schiffen durch drei Kanonenschüsse der Beschluß gemacht wurde.

Wir legten uns hierauf meistentheils zur Ruhe, bis auf Einige, welche des Kapitains Freigebigkeit benutzten, und sich theils bei einem Glase Branntwein, theils bei einer Schale Kaffe oder Kanarien-Sect noch wacker lustig machten, bis der helle Tag anbrach. Daher hatten wir schon ausgeschlafen, während diese lustigen Zechgesellen noch nicht einmal müde waren. Sobald die Sonne aufgegangen war, ließ der Kapitain Wolfgang den Lieutenant Horn nebst allen auf dem Schiffe befindlichen Personen zusammen rufen, trat auf den Oberlof und hielt an die Versammelten folgende Anrede:

„Meine Herren und besonders gute Freunde! Es kann

Euch nicht entfallen sein, was ich mit einem jeden insbesondere und sodann auch mit allen öffentlich verabredet habe, als ich Euch theils in meine Reisegesellschaft, theils in meine Dienste aufnahm. Die meisten von Euch haben mir über gewisse Punkte, die ich ihnen vorgelegt, einen freiwilligen Eid geschworen, und ich kann Euch zum Ruhme nachsagen, daß nicht einer von Euch, selbst nicht einmal mit einer Miene, dawider gehandelt hat, sondern daß sich jeder gegen mich so betragen, als ich es von redlichen und wackern Leuten nur irgend erwarten konnte. Nunmehr aber, lieben Kinder, ist der Ort und die Stunde da, wo ich nebst denen, die ich dazu mir ausersehen, von Euch scheiden will. Nehmet es mir nicht übel, denn es ist ganz unserer Abrede gemäß. Ich stelle Euch nun hier den Lieutenant Philipp Wilhelm Horn an meiner Statt als Kapitain vor. Ich kenne seine Erfahrenheit im Seewesen, seine trefflichen Eigenschaften und andere hiezu erforderlichen Verdienste. Folget meinem Rathe und seiner Führung in guter Eintracht, so dürft Ihr mit Gottes Hilfe an der glücklichen Ausführung Eures Vorhabens nicht zweifeln. Ich gehe nun an den von mir auserwählten Ort, wo ich die übrige Zeit meines Lebens, so Gott will, in stiller Ruhe hinzubringen gedenke. Gott sei mit Euch und mir! Ich wünsche Euch allen, und einem jeden insbesondere, tausendfaches Glück und Segen; gedenket meiner stets im Besten,

und seid versichert, daß ich Eure an mir bewiesene Redlichkeit und Treue allezeit dankbar zu erkennen suchen werde, denn wir können einander in Zukunft vielleicht noch ferner einmal dienen. Da ich mein Schiff nebst allem, was Ihr zur ostindischen Reise nöthig habt, in Folge eines billigen Contracts an den Kapitain Horn überlassen habe, so wird gewiß Niemand scheel sehen, wenn ich diejenigen Meubeln, die ich für mich allein mitgenommen, daraus hinwegnehme, sodann freundlichen Abschied von Euch nehme und Euch insgesammt dem göttlichen Schutz empfehle."

Man kann sich kaum vorstellen, wie sehr nach dieser kleinen Anrede des Kapitains alle und jede, selbst die rohsten Bootsknechte, niedergeschlagen waren. Jeder drängte sich zu ihm, um ihn mit thränenden Augen zu umarmen. Der eine fiel ihm um den Hals, ein anderer küßte ihm die Hände, und noch andere demüthigten sich noch tiefer vor ihm, so daß er selbst weinen und mit Manier Gelegenheit suchen mußte, von allen Liebkosungen loszukommen. Er hielt hierauf noch eine kleine Rede an den neuen Kapitain, stellte ihm das Nöthige nochmals vor, ließ allen, die sich auf dem Schiffe befanden, nochmals Wein und andere starke, auch mildere und liebliche Getränke reichen, und zugleich aus den Kanonen wacker feuern. Während dieser Zeit wurden unsere Sachen von dem Schiff auf Boote gepackt, und nach

und nach hinüber an den Felsen geschafft, womit wir zwei volle Tage zubrachten, ungeachtet von früh bis in die Nacht ohne Unterlaß gearbeitet wurde.

Am wunderbarsten kam es einem jeden vor, daß der Kapitain auf einem solchen Felsen bleiben wolle, wo weder Gras, Kraut noch Bäume, viel weniger Menschen zu sehen waren; weshalb sich auch einige nicht enthalten konnten, ihn darum zu befragen. Indeß er gab ihnen lächelnd zur Antwort; „Sorget nicht, lieben Kinder, um mich und die, so ich bei mir habe; denn ich weiß, daß uns Gott wohl erhalten kann und wird. Wer von Euch in des Kapitain Horn's Gesellschaft einst wieder mit zurückkehrt, soll uns, so Gott will, wieder zu sehen und zu sprechen bekommen."

Nachdem also alle Personen und Sachen, die auf dem Felsen bleiben sollten, hinübergeschafft waren, lichtete der Kapitain Horn seine Anker, und nahm mit vier Kanonenschüssen von uns Abschied. Wir dankten ihm gleichfalls aus vier Kanonen, die Herr Kapitain Wolfgang mit auf den Felsen zu bringen befohlen hatte. Am vergnüglichsten war es aber für uns, daß die unsichtbaren Einwohner des Felsens ebenfalls kein Pulver sparten, um uns zu bewillkommen, und jenen Glück auf die Reise zu wünschen.

Kaum hatte sich das Schiff aus unsern Augen verloren, als die sämmtlichen Zurückgebliebenen ihre Augen voll Er-

wartung auf den Kapitain Wolfgang wendeten, um von ihm zu erfahren, was er nun mit uns anfangen werde. Unsere ganze Gesellschaft bestand aber aus folgenden Personen:

Kapitain Leonhard Wolfgang; Magister Gottlieb Schmelzer; Friedrich Litzberg, ein Gelehrter, der sich meist auf die Mathematik legte; Johann Ferdinand Kramer, ein erfahrener Barbier; Jeremias Heinrich Plager, ein Uhrmacher und sonst sehr künstlicher Arbeiter in Metall und anderer Arbeit; Philipp Harkert, ein Posamentier; Andreas Klemann, ein Papiermacher; Wilhelm Herlich, ein Drechsler; Peter Morgenthal, ein Kleinschmied, und zugleich ein sehr kunstreicher Eisenarbeiter; Lorenz Wetterling, ein Tuchmacher; Philipp Andreas Krätzer, ein Müller; Jacob Bernhard Lademann, ein Tischler; Johann Melchior Grabe, ein Böttner; Nicolaus Schreiner, ein Töpfergeselle; sodann ich, Eberhard Julius.

Wir alle hatten ein großes Verlangen, das vor uns liegende gelobte Land und dessen Bewohner zu sehen. Kapitain Wolfgang merkte dies und sagte deshalb zu uns: wir möchten uns nur gefallen lassen, diese Nacht noch auf dieser Stäte zuzubringen, weil es ohnehin schon spät sei; der morgende Tag aber solle der Tag unseres fröhlichen Einzugs sein.

Die Unsrigen setzten sich demzufolge an ein Feuer nieder,

welches sie angemacht hatten, während der Kapitain mit Magister Schmelzer, mir und noch einigen andern am Fuße des Felsen spazieren gieng, um den herabstürzenden Wasserfall zu betrachten, der in dieser hellen Nacht einen besonders schönen Anblick gewährte. Wir hatten uns indeß kaum eine halbe Stunde daran ergötzt, als unsere zurückgebliebenen Leute mit drei Fremden, welche große Fackeln trugen, uns nachgeeilt kamen.

Diese Fremden hatten bei den Unsrigen nach dem Kapitain Wolfgang gefragt, und als sie seine Ankunft erfahren, sich aus Neugier zu uns führen lassen. Sobald sie nun den Kapitain erblickten, warfen sie sogleich ihre Fackeln aus den Händen, und liefen herzu, um ihn zu umarmen.

Der Kapitain, der die drei Angekommenen sehr wohl kannte, umarmte und küßte einen nach dem andern, und fragte sie sodann, nachdem er sie zuvor begrüßt: ob der Altvater noch lebe und gesund sei? Sie beantworteten dies mit Ja, und baten, er möchte doch sofort mit uns allen zu ihm hinauf kommen. Allein der Kapitain versetzte: „Meine liebsten Freunde! ich will die Leute, die ich bei mir habe, nicht zur Nachtzeit in diesen Lustgarten der Welt führen, sondern warten, bis morgen, so Gott will, die Sonne zu unserem frohen Einzuge leuchtet, und uns denselben in seiner natürlichen Schönheit zeigt. Erlaubt uns dies," fuhr er fort,

„und empfangt zuvörderst hier euern Blutsfreund Eberhard Julius, den ich aus Teutschland hierher gebracht habe.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sie vor Freuden aufsprangen und mich, einer nach dem andern, umfiengen und küßten. Nachdem auch die übrigen Reisegefährten bewillkommt waren, bat der Kapitain meine fremden Vettern, daß einer von ihnen hinaufgehen, dem Altvater seinen Gehorsam vermelden und um Erlaubniß bitten sollte, daß er morgen früh bei Sonnenaufgang mit vierzehn redlichen Leuten bei ihm einziehen dürfte. Sogleich lief einer von ihnen hurtig davon, um dies auszurichten, während die beiden andern sich mit uns ans Feuer setzten, um ein Glas Kanarien-Sect zu trinken und vom Kapitain zu vernehmen, wie es uns auf der Reise ergangen sei.

Ich für meine Person, da ich in den nächst verflossenen zwei Nächten kein Auge zugethan hatte, konnte jetzt, da ich den Hafen meiner Sehnsucht erreicht, unmöglich länger wachen, sondern schlief bald ein, und ward nicht eher wieder munter, als bis mich der Kapitain bei Sonnenaufgang weckte. Zu meiner Verwunderung erblickte ich da einige dreißig ansehnliche Männer in fremder, doch sehr stattlicher Tracht umher stehen, die mich nach einander umarmten und küßten, und alle so feines Hochteutsch redeten, als ob sie geborene Sachsen wären. Der Kapitain hatte unterdeß das Frühstück

besorgt, welches in Kaffee, Franzbranntwein, Zuckerbrot und anderen Confecturen bestand. Sobald dies verzehrt war, blieben etwa zwölf Mann bei unseren Sachen, die übrigen giengen mit uns nach der Gegend des Flusses, an welchem wir gestern Abend gewesen waren. Ich sah hier mit Verwunderung, daß derselbe jetzt ganz trocken war, und erinnerte mich sogleich an die frühere Erzählung unseres Kapitains. Unterdeß stiegen wir ohne Umschweife die von dem Wasser sehr rein gewaschenen Felsenstufen hinauf, und giengen in einer langen, jedoch durch viele Fackeln erleuchteten Felsenhöle immer aufwärts, bis wir endlich insgesammt wie aus einem tiefen Keller an das helle Tageslicht heraufkamen.

Nun erst sahen wir, daß uns der Kapitain keine Unwahrheiten vorgesagt hatte, denn man sah hier in einem kleinen Raume das schönste Lustrevier von der Welt, so daß unsere Augen eine Zeitlang vor Verwunderung starr und offen standen, während unser Mund ganz stumm blieb. Unserem Seelsorger, Herrn Magister Schmelzer, traten vor Freuden die Thränen in die Augen, und er fiel auf die Kniee, um dem Höchsten für unsere glückliche Hierherkunft den gebührenden Dank abzustatten. Da er uns eben so gestimmt sah, las er aus seiner Bibel zwei Psalmen vor, die sich besonders passend schickten, betete hierauf einige kräftige Gebete, und schloß sodann mit einem Dankliede. Unsere Be-

gleiter wußten übrigens eben so gut zu singen und zu beten als wir, woraus ich schloß, daß sie im Christenthum nicht unerfahren sein müßten. Sobald dies geschehen war, richteten wir unsere Schritte weiter, nach dem fast in der Mitte der Insel auf einem grünen Hügel liegenden Hause, worin Albert Julius, als Stammvater und Oberhaupt aller Einwohner, seinen Wohnsitz hatte.

Es ist unmöglich, dem Leser hier alle die Annehmlichkeiten zu beschreiben, die uns auf diesem Gange ringsumher in die Augen fielen; ich will hier bloß so viel sagen, daß wir fast eine Meile Weges lang in einer Allee der ansehnlichsten und fruchtbarsten Bäume hingiengen, die sich unten an dem Hügel erst endigte, auf welchem das Schloß Albert's stand. Doch etwa dreißig Schritt vor dem Ausgange der Allee waren die Bäume mit Sorgfalt dermaßen zusammengebogen, daß sie oben eine Art Kirchengewölbe bildeten und anstatt der schönsten Sommerlaube dienten. Unter diese ungemein prächtige und natürliche Bedachung hatte sich der alte Greis, Albert Julius, von seiner Behausung herab uns entgegen bringen lassen; denn er konnte wegen eines geschwollenen Fußes damals nicht wohl anders fortkommen. Ich erstaunte über sein ehrwürdiges Ansehen und seinen schönen weißen Bart, der ihm fast bis auf den Gürtel herab reichte. Neben ihm zu beiden Seiten standen noch fünf, ebenfalls sehr alt

scheinende Greise, nebst etlichen andern, die zwar etwas jünger, doch auch wohl an funfzig bis sechzig Jahr alt zu sein schienen. Außerhalb der Sommerlaube aber war auf einem schönen grünen mit Palmen und anderen Bäumen umgebenen Platze eine ziemliche Anzahl erwachsener Personen und Kinder, die alle sehr ehrbar gekleidet waren, versammelt.

Ich wüßte nicht Worte genug zu ersinnen, wenn ich die zärtliche Bewillkommung und das innige Vergnügen, welches Albert Julius und die Seinigen empfanden, beschreiben wollte. Der redliche Alte drückte mich in der Aufwallung seines Herzens fest an seine Brust, und ließ mich eine ganze Weile hindurch nicht aus seinen Armen los; hierauf stellte er mich wie ein Kind zwischen seine Kniee, und ließ alle Anwesenden herzurufen, welche auch sofort freudig herbeieilten, und mir den Bewillkommungskuß auf Mund und Hand drückten. Alle andere Neuangekommene wurden mit nicht weniger Freude und Herzlichkeit empfangen, bis unterdeß der Mittag herankam, worauf wir mit Albert Julius und den fünf Greisen in dem auf dem Hügel liegenden Hause das Mittagsmahl einnahmen. Wir wurden hier zwar nicht fürstlich, doch in der That auch nicht schlecht bewirthet, indem außer vier schmackhaften Gerichten, die in Fleisch, Fischen, gebratenen Vögeln und einem seltenen Zugemüse bestanden, auch noch die delikatesten Weine, die auf dieser Insel gezogen und ge-

wachsen waren, aufgetragen wurden. Bei Tische wurde wenig gesprochen, mein alter Vetter Albert Julius aber, an dessen Seite ich sitzen mußte, legte mir stets die besten Stücke vor, und konnte, wie er mir sagte, vor Freude kaum den vierten Theil so viel, als sonst gewöhnlich, essen. Da es bei diesen Leuten nicht Sitte war, lange bei Tische zu sitzen, so standen wir, nachdem wir uns hinreichend gesättigt, bald wieder auf, der Altvater betete nach seiner Gewohnheit wie vor Tische, ich küßte ihm hierauf wie ein Kind die Hand, er mich aber auf den Mund, und dann spazierten wir um das ganze steinerne Haus auf dem Hügel herum, und genossen von da eine gute Aussicht auf das Innere der Insel. Von da ließ sich Albert Julius auf einem Tragsessel in seinen angelegten großen Garten tragen, wohin wir ihm sämmtlich folgten, und uns über die angenehme, nützliche und kunstreiche Anlage desselben nicht wenig wunderten. Dieser Garten war nämlich etwa eine Viertelmeile lang und eben so breit, und durch einen Kreuzweg in vier gleiche Theile geschieden. In dem ersten Viertheile, das gegen Osten lag, befanden sich die auserlesensten Fruchtbäume von mehr als hundert Arten; das zweite gegen Süden enthielt vielerlei schöne Weinstöcke, welche rothe, grüne, blaue, weiße und anders farbige große Trauben und Beeren trugen; das dritte gen Norden zeigte unzählige Arten von Blumengewächsen, und in dem vierten,

das nach Westen hin lag, waren die nutzbarsten und wohlschmeckendsten Küchenkräuter und Wurzeln zu finden.

Wir brachten in diesem kleinen Paradiese die Nachmittagsstunden ungemein vergnügt zu, und kehrten etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang nach der Albertsburg zurück, speis'ten daselbst wie Mittags, und setzten uns nachher vor dem Hause auf zierlich angelegte grüne Rasenbänke, wo Kapitain Wolfgang dem ehrwürdigen Altvater Einiges von unserer letzten Reise erzählte, bis uns die hereinbrechende Nacht erinnerte, Betstunde zu halten und die Ruhe zu suchen.

Ich mußte in einer schönen Kammer neben Albert's Zimmer schlafen, die ungemein sauber ausgeziert war, und ich kann gestehen, daß ich Zeit meines Lebens noch nicht besser geruht hatte, als auf dieser Stelle.

Den folgenden Morgen wurden durch einen Kanonenschuß alle Einwohner der Insel zum Gottesdienst berufen, da denn Herr M. Schmelzer eine Predigt über den 122 Psalm hielt, und die Kirchengebräuche nach lutherischer Weise verrichtete. Nicht bloß Albert Julius, sondern auch die übrigen Versammelten waren dermaßen andächtig, daß ich mich nicht erinnern kann, dergleichen jemals in Europa gesehen zu haben.

Nach vollbrachtem Gottesdienst, da die Auswärtigen

alle nach Hause gegangen, und wir die Mittagsmahlzeit eingenommen hatten, behielt Albert den Herrn M. Schmelzer bei sich, um sich mit ihm über die künftige Anordnung der kirchlichen Angelegenheiten zu besprechen. Herr Wolfgang — der jetzt durchaus nicht mehr Kapitain heißen wollte — ich und die übrigen Neuangekommenen wollten nun unser Gepäck und unsere übrigen Sachen auf die Insel heraufschaffen, welches wir schon im voraus als ein höchst beschwerliches Stück Arbeit betrachteten; allein zu unserer großen Freude und Verwunderung fanden wir alle unsere Güter in der großen Sommerlaube beisammen stehen, wo uns Albert zuerst bewillkommt hatte. Wir hatten bereits gezweifelt, daß wir binnen vier bis fünf Tagen alle unsere Sachen heraufzubringen im Stande sein würden, und besonders stellten wir uns das Heraufziehen der großen Päcke und Schlagfässer sehr mühsam vor, wußten aber nicht, daß die Einwohner der Insel an einem verborgenen Orte in den hohen Felsen zwei sehr starke Winden hatten, durch deren Hülfe wohl ein ganzer Frachtwagen auf einmal hätte hinaufgezogen werden können. Herr Litzberg hatte während dieser Zeit sich die Mühe genommen, unser mitgebrachtes Vieh zu besorgen, welches aus jungen Pferden, Rindern, Schweinen, Schafen, Böcken, Eseln, welschen Hühnern, gewöhnlichen Hühnern, Hähnen, Gänsen, Enten, Tauben, Hunden, Katzen, Kaninchen, Kanarien- und

anderen artigen Vögeln bestand. Er war damit in die nächste Wohnstäte, Albertsraum genannt, gezogen und hatte bereits die dort wohnenden Leute unterwiesen, was diesem oder jenem Vieh für Futter gegeben werden müsse. Andere, da sie merkten, daß wir unsere Sachen gern vollends hinauf in Albert's Wohnhaus geschafft haben möchten, brachten sofort ganz bequeme Rollwagen herbei, luden auf, was wir zeigten, spannten zahm gemachte Affen und Hirsche vor, die es mit Lust den Hügel hinaufzogen, und ließen nicht eher ab, bis Alles unter Albert's Dach gebracht war.

Unterdeß hatte Herr Wolfgang noch vor der Abendmahlzeit das Schlagfaß, worin die Bibeln und andere Bücher waren, aufgemacht, und überreichte dem alten Albert eine in schwarzen Sammet eingebundene Bibel, die an allen Ecken starck mit Silber beschlagen und auf dem Schnitt vergoldet war. Albert küßte dieselbe, drückte sie an seine Brust, und vergoß unzählige Freudenthränen; darauf wurden ihm und den Greisen noch viele andere köstliche Sachen eingehändigt, die sowohl zur Zierde als zur Bequemlichkeit gereichten. Den folgenden Tag mußte ich auf Herrn Wolfgangs Ersuchen in einem bequemen Gemache einen völligen Kram sowohl von nützlichen als von Kinderspielsachen auslegen, weil er dieselben unter die Einwohner der Insel vom Größten bis zum Kleinsten auszutheilen Willens war. Herr Wolfgang aber ließ

unterdeß die übrigen Dinge, als Viktualien, Instrumente, Tücher, Leinwand, Kleider, Geräthe und dergleichen an solche Oerter hinschaffen, wo ein jedes vor Verderbniß sicher sein konnte.

An dem folgenden Sonntage ward bei Sonnenaufgang früh den sämmtlichen Inselbewohnern die sonntägliche Feier durch zwei Kanonenschüsse angekündigt. Darauf versammelten sie sich unter der Albertsburg auf dem mit Bäumen umpflanzten grünen Platze, und wohnten dem Gottesdienste bei, welchen Herr M. Schmelzer unter freiem Himmel hielt. Nachmittags besprach sich Albert mit den Aeltesten und Vorstehern der neun auf der Insel wohnenden Stämme, und zeigte ihnen einen Platz, auf welchem er eine Kirche zu erbauen gesonnen war. Dieser wurde nun auch sogleich unten am Fuße des Hügels von Litzberg, Lademann und anderen Bauverständigen ordentlich abgesteckt; worauf Albert mit eigenen Händen ein Loch in die Erde grub, und den ersten Grundstein an den Ort legte, wo der Altar zu stehen kommen sollte. Die Aeltesten und Vorsteher gelobten, schon am folgenden Tage Anstalten zu machen, daß die nöthigen Baumaterialien herbeigeschafft würden und kein Mangel an Arbeitern wäre, und hierauf begab sich jeder nach seiner Wohnung. Albert, der sich seit kurzem ganz zu verjüngen schien, war diesen Abend besonders aufgeräumt, und ließ sich den von

uns mitgebrachten Kanarien-Sect wohl schmecken. Sodann sagte er: „Da mich der Himmel so viel Frohes erleben lassen, habe ich mir vorgenommen, die übrige Zeit meines Lebens bloß darauf zu verwenden, um das Glück meiner Nachkommen und dieser Insel zu begründen. Ich gedenke demnach von morgen an, mit Herrn Wolfgang und allen Neuangekommenen eine Reise durch die ganze Insel anzutreten, alles zu besehen, und uns über die etwa möglichen Verbesserungen zu berathen. Nach unserer Zurückkunft aber will ich alle Abende nach der Mahlzeit ein Stück von meiner Lebensgeschichte erzählen, ehe ich mich zur Ruhe lege.

Herr Wolfgang nahm, so wie wir, diesen Vorschlag mit vielem Vergnügen an, und gleich am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang ward die Reise angetreten. Albert, Herr M. Schmelzer, Herr Wolfgang und ich, saßen beisammen auf einem artigen Wagen, welcher von vier zahmen Hirschen gezogen wurde, unsere übrige Gesellschaft aber folgte zu Fuß nach. Der erste und nächste Ort, den wir besuchten, war der Wohnort Albertsraum. Er lag dicht unter der Albertsburg, nach Norden zu, und bestand aus 21 Feuerstäten, wohlgebauten Scheunen, Ställen und Gärten, doch hatten die guten Leute weiter kein Vieh als eine seltsame Art von Böcken, Ziegen und zahmen Hirschen. Wir trafen die Haushaltungen daselbst in der besten Ordnung an, indem

die Alten ihre Arbeit auf dem Felde verrichteten, die jungen Kinder aber von den mittleren gehütet und gepflegt wurden. Nachdem wir die Wohnungen in Augenschein genommen, bewog uns die Neugier, das Feld und die Arbeiter auf demselben zu besehen. Wir fanden alles wohlbestellt, und um Mittagszeit führten uns die Arbeitenden in ihre Wohnungen, reichten uns daselbst Speise und Trank, und begleiteten uns sodann bis nach Hause zurück, nachdem sie von Herrn Wolfgang mit Bibeln, Gebet- und Gesangbüchern, und mit Spielsachen für die Kinder beschenkt worden waren.

Nachdem uns diese Begleiter wieder verlassen, und wir bei Albert zu Abend gegessen hatten, ließ dieser Altvater Niemanden außer Herr M. Schmelzer, Herrn Wolfgang und mir in seinem Zimmer zurückbleiben, und begann sodann die Geschichte seines Lebens in folgenden Worten zu erzählen.

# Geſchichte des Albert Julius.

„Ich wurde am 28. Januar des Jahres 1628 von meiner Mutter Maria Eliſabeth Schlüterin zur Welt geboren. Mein Vater, Stephan Julius, ſtand in den Dienſten eines teutſchen Fürſten, hatte aber das Unglück, bei den damaligen Kriegsunruhen den Feinden ſeines Herrn in die Hände zu fallen. Da er nun weder ſeinem Fürſten noch ſeinem Gott untreu werden wollte, ſo wurde er unter dem Vorwande, als habe er in ſeinen Briefen an ſeinen Fürſten den Reſpect gegen andere gekrönte Häupter aus den Augen geſetzt, ungeachtet ſeiner Unſchuld heimlich enthauptet, und dadurch meine Mutter zu einer armen Wittwe, wir zwei Kinder aber zu verlaſſenen Waiſen gemacht. Ich gieng damals in mein ſechſtes, mein Bruder Johann Balthaſar aber in ſein viertes Jahr; da wir indeß unſeren Vater, der beſtändig mit dem Prinzen im Felde geweſen, nur ſehr ſelten bei uns zu Hauſe geſehen hatten, ſo war unſer Leidweſen bei unſerer damaligen Kindheit nicht gar ſo groß, als es der gewaltige Verluſt,

den wir erst später recht einsehen lernten, wohl erfordert hätte, obschon unsere Mutter Tag und Nacht Thränen vergoß.

Meines Vaters Herr, welcher wohl wußte, daß mein Vater nur ein sehr geringes Vermögen hinterlassen haben könne, schickte zwar an meine Mutter achthundert Thaler rückständige Besoldung nebst der Versicherung seiner fortwährenden Gnade; allein der Krieg entbrannte in Teutschland immer heftiger, der wohlthätige Fürst wurde weit von uns entfernt, der Tod nahm uns unsere Mutter, der Feind das noch übrige wenige Vermögen, alle unsere Freunde wurden zerstreut, und so blieb denn mir und meinem Bruder nichts weiter übrig, als den Bettelstab zu ergreifen.

Wir mußten von nun an fast anderthalb Jahr lang unser Brot vor fremder Menschen Thüren suchen und, von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt wandernd, zuletzt beinahe halb nackt einher gehen. Da kamen wir endlich einst unweit Naumburg auf ein Dorf, wo sich die Priesterfrau unserer erbarmte, ihren Kindern die alten Kleider vom Leibe zog, und uns damit bekleidete, ehe sie noch gefragt hatte, woher und weß Standes wir wären. Der Priester kam dazu, lobte seiner Frauen Mitleid und Wohlthätigkeit, und erhielt auf sein Befragen von mir hinlängliche Auskunft über unser Herkommen, weil ich damals schon zehn Jahr alt war, und

die traurige Geschichte meiner Eltern ziemlich gut zu erzählen wußte.

Der redliche Geistliche, der vielleicht nun schon seit vielen Jahren unter den Seligen in des Himmels Glanz leuchtet, mochte vielleicht von den damaligen Zeitläuften und von meines Vaters Begebenheiten mehr wissen als wir selber; denn er hob seine Augen und Hände zum Himmel empor, führte uns arme Waisen in sein Haus, und hielt uns so gut, wie seine drei Kinder. Wir waren bereits zwei Jahre bei ihm gewesen, und hatten binnen der Zeit im Christenthum, Lesen, Schreiben und anderen Studien für unser Alter ziemlich viel gelernt, worüber er nebst seiner Ehefrau eine außerordentliche Freude hatte und oft sagte, daß ihn unsere Aufnahme nie gereuen werde, weil er augenscheinlich wahrgenommen, daß ihn Gott seit der Zeit an zeitlichen Gütern weit mehr als sonst gesegnet habe. Da indeß wenige Wochen nachher einer von seinen Verwandten, ein Amtmann aus dem Braunschweigischen, meinen Pflegevater besuchte, und, da er an meinem stillen Wesen Gefallen fand, mich zwölfjährigen Knaben von seinem Vetter ausbat und zugleich versicherte, daß er mich nebst seinen Söhnen studiren lassen und somit den mitleidigen Predigerleuten die Hälfte der Last abnehmen wollte, so ließen sich diese dazu bereden, und so mußte ich denn unter vielen Thränen von ihnen und meinem

lieben Bruder Abschied nehmen, und mit dem Amtmann in's Braunschweigische abreisen. Hier hatte ich die ersten zwei Jahre hindurch gute Zeit, und war des Amtmanns Söhnen, obwohl beide älter als ich und mir im Studiren weit voraus waren, binnen kurzer Zeit, wo nicht vor, doch wenigstens gleich gekommen. Dennoch vertrugen sich beide sehr wohl mit mir. Da indeß ihre Mutter starb, und statt derselben eine junge Stiefmutter in's Haus kam, zog zugleich der Geist der Uneinigkeit mit ein. Denn diese Unholdin wollte nicht einmal ihre Stiefkinder, viel weniger mich, den sie nur den Bastart und Fündling nannte, gern um sich sehen, und stiftete daher fortwährend Zank und Streit unter uns an, wobei ich stets das meiste leiden mußte, ungeachtet ich mich vor ihr wie vor den andern auf alle nur erfinnliche Weise demüthigte. Der bisherige Informator, der es so herzlich gut mit mir meinte, mußte fort, und an seine Stelle schaffte die regierende Frau einen ihr besser gefallenden Studenten herbei. Dieser gute Mensch war kaum zwei Wochen da, als wir Schüler auch schon merkten, daß er im Lateinischen, Griechischen, in Geschichte, Erdbeschreibung und andern Wissenschaften auch nicht das mindeste mehr wußte, als wir, die wir von ihm lernen sollten; deshalb wollte denn auch der Respect, den er doch im höchsten Grade von uns verlangte, sich nicht recht einfinden. Ungeachtet aber der gute Herr

Präzeptor uns keinen Autor recht zu erklären verstand, so mochte er doch der Frau Amtmännin desto besser des Ovidius Buch „von der Kunst zu lieben" zu erklären wissen, indem beide ihre Privatstunden so öffentlich hielten, daß ihre freie Aufführung dem Amtmann endlich selber Verdacht erwecken mußte.

Der gute Mann erwählte daher mich zu seinem Vertrauten, gab eine Reise vor, kam aber in der Nacht wieder zurück unter das Kammerfenster, wo unser Lehrer mit seinen Schülern zu schlafen pflegte. Dieser verliebte Venusprofessor stand um Mitternacht auf, um der Frau Amtmännin seinen Besuch abzustatten. Ich, der noch kein Auge zugethan hatte, war kaum dieser verbotenen Zusammenkunft versichert, als ich dem unter dem Fenster stehenden Amtmanne das verabredete Zeichen durch Husten und Hinunterwerfen meiner Schlafmütze gab, welcher hierauf nicht lange gezögert, sondern sich in aller Stille ins Haus hinein geschlichen, Licht angeschlagen, und die beiden verliebten Seelen, ich weiß nicht in was für einer Positur, angetroffen hatte.

In der Kammer der Frau entstand nun ein so klägliches Geschrei, daß fast alles Hausgesinde herbeigelaufen kam. Da indeß meine Mitschüler fest schliefen, wollte ich mich ebenfalls nicht melden, konnte aber doch nicht unterlassen, durch das Schlüsselloch zu gucken, wo ich denn mit Erstau-

nen sah, wie die Bedienten den Herrn Präzeptor halb todt aus der nächtlichen Privatschule herausschleppten. Hierauf wurde alles still. Der Amtmann gieng in seine Schreibstube, die Frau Amtmännin dagegen erschien mit blutigem Gesicht, verwirrten Haaren, hinkenden Füßen, ein großes Messer in der Hand haltend auf dem Saale, und schrie: „Wo ist der Schlüssel? Albert muß sterben! dem verruchten Albert will ich dies Messer in die Eingeweide stoßen!“

Mir wurde grün und gelb vor den Augen, als ich die Furie so reden hörte; indeß der Amtmann kam, einen tüchtigen Prügel in der rechten, einen bloßen Degen aber in der linken Hand haltend, und jagte das teufliſche Weib in ihre Kammer zurück. Dennoch schrie sie ohne Unterlaß: „Albert muß sterben, ja, der Bastart Albert muß sterben! ich will ihn entweder selbst ermorden, oder demjenigen hundert Thaler geben, der diesem Hunde Gift eingiebt.“

Für mich war dies genug. Ich kleidete mich so hurtig an, als Zeit Lebens noch nicht geschehen war, und schlich in aller Stille zum Hause hinaus.

Der Zufall führte mich blindlings auf eine große Heerstraße, und ich schritt so schnell vorwärts, daß ich am folgenden Morgen früh um acht Uhr schon die Stadt Braunschweig vor mir liegen sah. Wegen der bedeutenden Fußreise, die ich gemacht, plagten mich Hunger und Durst un-

gemein, doch da ich auf keinem Dorfe, sondern erst in Braunschweig einzukehren Willens war, so tröstete ich meinen Magen immer mit dem 24 Mariengroschenstück, welches mir der Amtmann vor zwei Tagen geschenkt, als ich mit ihm aus Braunschweig gefahren und dies für mich so unglückliche Spiel mit ihm verabredet hatte.

Allein, wie erschrack ich, als mir das anbrechende Tageslicht zeigte, daß ich in der Angst unrechte Beinkleider, statt der meinigen die des Herrn Präzeptors, ergriffen hatte. Es war mir nun zwar nicht so sehr um die Hosen, als um das schöne Stück Geld zu thun, welches ich darin stecken hatte. Doch ich fand eben nicht Ursache, den unvorsichtigen Tausch zu bereuen, da ich in des Präceptors Beinkleidern gegen sechs Thaler Silbergeld und überdies noch einen Beutel mit dreißig Dukaten fand. Daher beklagte ich bei meiner plötzlichen Flucht nichts so sehr, als daß mir nicht vergönnt gewesen, von dem redlichen Amtmann, der an mir als ein treuer Vater gehandelt, mündlich dankbaren Abschied zu nehmen. Doch ich that es schriftlich desto nachdrücklicher, entschuldigte mein Versehen wegen der vertauschten Hosen aufs beste, kaufte mir in Braunschweig die nöthigsten Sachen ein, dung mich auf die geschwinde Post, und fuhr nach Bremen, wo ich von der beschwerlichen und ungewöhnlich weiten Reise hinlänglich auszuruhen Willens war.

Warum ich gerade nach Bremen gereis't war, wußte ich mir selbst nicht zu sagen, außer so viel, daß dieß gerade die erste Post war, die von Braunschweig abgieng, und daß ich sie um deswillen nahm, um nur recht weit hinwegzukommen, wohin es auch immer sein möchte. Ich dünkte mich weit reicher als der Groß-Mogul, und ließ mir deshalb an Speise und Trank nichts abgehen, schaffte mir ein ziemlich sauberes Kleid nebst guter Wäsche und anderem Zubehör an, behielt aber doch noch etliche vierzig Thaler Geld zur Zehrung übrig, wovon ich so lange zu leben gedachte, bis mir das Glück wieder eine gute Gelegenheit zeigen würde. Ich wußte mich nämlich gar nicht zu entschließen, was ich in Zukunft für eine Profession oder Lebensweise erwählen wollte, da wegen der noch fortdauernden Kriegsläufte eine böse Zeit in der Welt war, zumal für einen von allen Menschen verlassenen jungen Burschen, der erst in sein siebzehntes Jahr gieng und vor dem Soldatenleben den größten Ekel hatte.

Eines Tages gieng ich zum Zeitvertreib vor die Stadt spazieren, und gerieth unter vier ansehnliche junge Leute, die vermuthlich in Rücksicht auf meine gute Kleidung, zierlichen Krausen und Hosenbänder, auch wohl des Degens, den ich an der Seite trug, mir sehr viel Achtung bezeigten, und nach langem Umhergehen mich zu sich in ein Weinhaus nöthigten.

Ich schätzte mir es für eine besondere Ehre, mit so wackern Leuten ein Glas Wein zu trinken, gieng daher mit ihnen, und that ihnen redlich Bescheid. Sobald indeß der Wein meine Lebensgeister rege gemacht hatte, redete ich nicht allein von meinem Thun und Wesen mehr als nützlich war, sondern begieng auch die entsetzliche Thorheit, mein ganzes Geld, das ich nur irgend besaß, ihnen zu zeigen. Einer von den vier Leuten gab sich hierauf für den Sohn eines reichen Kaufmanns aus, und versprach, unter dem Vorgeben, als habe er eine große Zuneigung zu mir, mir die beste Condition bei einem seiner Anverwandten zu verschaffen, indem derselbe einen Sohn habe, dem ich meine Kenntnisse beibringen, und sodann mit ihm auf die Universität nach Leiden reisen könne, wo wir beide zugleich, ohne daß es mich einen Heller kosten würde, die gelehrtesten Leute werden könnten. Er trank mir hierauf Brüderschaft zu, und malte meinen vom Weingeist umnebelten Augen herrliche Luftschlösser vor, bis ich mich dergestalt berauscht hatte, daß ich bewußtlos zu Boden sank.

Am nächstfolgenden Morgen kam ich wieder zur Besinnung, und fand mich ganz allein auf einer Streu liegend. Nachdem ich aufgestanden war, und mich einigermaßen wieder in Ordnung gebracht hatte, fand ich meine Taschen ganz ausgeleert, worüber ich nicht wenig erschrack. Ich rief den

Wirth, und fragte nach meinem Gelde so wie nach meinen übrigen Sachen; allein dieser wollte von nichts wissen. Kurz, nach genauer Untersuchung ergab sich, daß ich unter vier Spitzbuben gerathen war, welche zwar gestern Abend die Zeche bezahlt und wieder zu kommen versprochen, doch bis jetzt ihr Wort nicht gehalten und mich also allem Anschein nach betrogen hatten.

So war nun der Schatz, den ich so unverhofft gefunden, eben so unverhofft wieder verschwunden, indem ich außer den Sachen, die noch in meinem Quartier lagen, auch nicht einen Heller mehr im Vermögen hatte. Ich blieb zwar noch einige Stunden bei dem Weinschenken sitzen, und hoffte auf der vier Zechgesellen fröhliche Wiederkunft, allein mein Warten war vergebens, und da der Wirth gehört, daß ich kein Geld mehr zu vertrinken hatte, machte er mir noch dazu scheele Mienen, weshalb ich mich so eben zum Weggehen anschicken wollte, als ein ansehnlicher Kavalier in die Stube trat, und ein Glas Wein forderte. Mit einer freundlichen Miene, doch in schlechtem Deutsch, sagte dieser zu mir: „Mein Freund, gehet meinetwegen nicht hinweg, denn ich sitze nicht gern allein, sondern spreche lieber mit Leuten.“ — „Mein Herr,“ gab ich zur Antwort, „ich werde an diesem für mich so unglücklichen Orte nicht länger bleiben können; denn man hat mich gestern Abend

hier verführt, mir einen Rausch zu trinken, und nachdem ich darüber eingeschlafen, ist mir alles mein Geld, das ich bei mir hatte, gestohlen worden." — „Bleibet nur hier," versetzte er, „ich will für Euch bezahlen. Doch erweiset mir den Gefallen, und erzählet umständlicher, was Euch begegnet ist." Da ich nun einen heftigen Durst empfand, ließ ich mich nicht zweimal nöthigen, sondern blieb da und erzählte dem Kavalier meine ganze Lebensgeschichte von Jugend an bis auf dieselbige Stunde. Er hörte alles mit Vergnügen an, und belachte nichts so sehr, als des Präzeptors Liebesbegebenheiten nebst dem wohlgetroffenen Hosentausche. Drauf ließ er Wein und Confect in Ueberfluß bringen; da er aber sah, daß ich nicht viel trinken wollte, weil der gestrige Rausch mich für alle Zukunft gewitzigt hatte, so sagte er: „Mein Freund, habt Ihr Lust in meine Dienste zu treten, so will ich Euch jährlich dreißig Dukaten an Gelde, gute Kleidung und auch Essen und Trinken zur Genüge geben, nebst der Versicherung, daß, wofern Ihr Holländisch und Englisch reden und schreiben lernet, Eure Dienste blos in Schreiben bestehen sollen."

Ich hatte bereits so viel Höflichkeit und Verstand gewonnen, daß ich ihm augenblicklich die Hand küßte, und mich mit Vergnügen ihm zu seinen Diensten anbot, wofern er nur die Gnade haben und mich ehrlich versorgen wollte,

damit ich nicht betteln gehen dürfte. Hierauf nahm er mich sogleich mit in sein Quartier, ließ meine Sachen aus dem Gasthofe holen, und behielt mich in seinen Diensten, ohne daß ich das Geringste weiter thun durfte, als mit ihm herumspazieren; denn er hatte außer mir noch vier Bedienten.

Ich konnte nicht erfahren, wer mein Herr wohl sein möchte, bis wir von Bremen abgereis't und in Antwerpen angelangt waren. Da erst merkte ich, daß er eines reichen Edelmanns jüngster Sohn sei, der sich bereits etliche Jahre in England aufgehalten habe. Meine Verrichtungen bestanden anfangs in nichts als in gutem Essen und Trinken; nachdem ich indeß binnen sechs Monaten recht gut Englisch und Holländisch reden und schreiben gelernt, mußte ich alle die Briefe abfassen und schreiben, welche mein Herr in seines Herrn Vaters Verrichtungen oft selber schreiben sollte. Um meiner Fähigkeit und Dienstbeflissenheit willen faßte er allmählig eine ungemeine Zuneigung zu mir, und wählte daher auch, als er zu Anfang des Jahres 1646 abermals nach England reisen mußte, mich zu seinem alleinigen Begleiter dahin aus. Was mir indeß das Bedenklichste war, — ich mußte, noch ehe wir den englischen Boden betraten, Frauenkleider anziehen, und mich stellen, als ob ich meines Herrn Ehegemahlin wäre. Wir giengen nach London, und kehrten daselbst in einem Gasthofe ein, der das Kastell von

Antwerpen genannt wurde. Hier durfte ich wenig aus dem Hause gehen; dagegen brachte mein Herr fast täglich fremde Mannspersonen mit sich in sein Logis, wobei ich meine Rolle so gut zu spielen wußte, daß jeder nicht anders vermeinte, als ich sei meines Herrn junge Ehefrau. Zur seiner und meiner Aufwartung aber hatte er zwei englische Mädchen und vier Lakeien angenommen, die uns nach Wunsch bedienten.

Nachdem ich nun binnen einigen Wochen aus dem Grunde gelernt hatte, die Rolle eines Frauenzimmers zu spielen, sagte mein Herr eines Tages zu mir: „Liebster Julius, ich werde Euch morgen Nachmittag unter dem Titel meiner Ehegemahlin in eine gewisse Gesellschaft führen. Ich bitte Euch nun aber gar sehr, studiret mit allem Fleiß darauf, wie Ihr mir alle nur erfinnliche Liebkosungen erzeigen wollet; denn mein ganzes Glück beruhet auf der Comödie, die ich jetzt zu spielen genöthigt bin. Nehmet einmal die Gestalt Eurer Amtmannsfrau an, und liebkoset mich so, wie jene ihren Mann vor den Leuten, den Präzeptor aber mit verstohlenen Blicken geliebkoset hat. Seid übrigens nochmals versichert, daß an dieser lächerlich scheinenden Sache mein ganzes Glück und Vermögen haftet, welches ich Euch alles reichlich mit genießen lassen will, sobald nur unsere Sachen erst zu Ende sind. Ich wollte Euch von Herzen gern

das ganze Geheimniß offenbaren, allein verzeihet mir, daß ich es bis auf eine andere Zeit verspare, weil mein Kopf jetzt gar zu unruhig ist. Machet aber Eure Sache zu unserer beider Vergnügen morgen nur recht gut.“

Ich brachte die ganze darauf folgende Nacht unter tiefem Nachdenken darüber zu, was wohl mein Herr durch dergleichen Possen ausrichten wolle; doch da ich seinen Zweck nicht auszufinden im Stande war, ihm aber versprochen hatte, allen möglichen Fleiß anzuwenden, um ihm nach Gefallen zu leben, so schlug ich mir endlich die Sache aus dem Sinn und schlief ruhig ein.

Nachdem ich den folgenden ganzen Vormittag unter den Händen zweier alter Weiber, die mich auf englische Art kleideten, zugebracht hatte, wurde mein Herr und ich auf einem neumodischen Wagen abgeholt, und drei Meilen von der Stadt nach einem prächtigen Gartenhause gefahren. Daselbst war eine treffliche Gesellschaft versammelt, welche nichts so sehr beklagte, als daß unseres Gastgebers Tochter, Jungfrau Concordia Plürs, durch ein schmerzliches Kopfweh bei uns zu sein verhindert würde. Dagegen war ihr Vater, als unser Wirth, mit seiner Frau, den drei übrigen Töchtern und zwei Söhnen zugegen, und machten sich ein großes Vergnügen daraus, die ankommenden Gäste zu bewirthen. Ich will die Lustbarkeiten, welche an diesem

und dem folgenden Tage für uns angestellt wurden, nicht weitläuftig beschreiben, sondern nur so viel sagen, daß wir durch allerlei Speisen und Getränke, Tanzen, Springen, Spazierengehen und Fahren, auch andere Zeitvertreibe vielerlei Abwechselung hatten. Ich merkte, daß die drei anwesenden schönen Töchter unseres Wirths von vielen Liebhabern umgeben waren; mein Herr indeß bekümmerte sich um keine, sondern hatte mich als seine Scheinfrau mehrentheils an der Seite, auch liebkoseten wir einander also, daß jeder glauben mußte, wir hielten einander als rechte Eheleute von Herzen werth. Einst aber, als mich mein Herr im Tanze vor allen Zuschauern recht herzlich geküßt, und nach geendigtem Tanze an ein Fenster geführt hatte, trat ein junger artiger Kaufmann herzu und sagte zu meinem Herrn: „Mein Herr von Leuven, ich merke nunmehr, daß Ihr mir die Concordia Plürs mit gutem Recht gönnen könnt, da Ihr an dieser Eurer Gemahlin einen solchen Schatz gefunden, den Euch vielleicht viele andere Mannspersonen mißgönnen werden." — „Mein liebster Freund," antwortete mein Herr, „ich kann nicht leugnen, daß ich Eure Geliebte, die Concordia, von Grund der Seele geliebt habe, und sie noch vor kurzem ungemein gern zur Gemahlin gehabt hätte. Da indeß unsere beiden Väter und vielleicht der Himmel selbst nicht in unsere Vermählung einwilligen wollten, so

habe ich vor einigen Monaten meinen Sinn geändert, und mich mit dieser Dame verheirathet, an welcher ich alle die Vorzüge gefunden habe, die Ihr als Bräutigam vielleicht in wenigen Tagen bei Concordien finden werdet. Ich für meine Person wünsche Euch zu Eurer Vermählung tausendfaches Vergnügen und zwar ein solches, als ich mit dieser meiner Frau beständig genieße, und ich beklage nichts so sehr, als daß mich meine Angelegenheiten so eilig wieder nach Hause treiben, und mich mithin verhindern, Eurer Hochzeit als ein fröhlicher Gast beizuwohnen."

Der junge Kaufmann stutzte, und wollte nicht glauben, daß der Herr von Leuven so bald nach Antwerpen zurückkehren müsse; da er indeß dessen Ernst sah, und seinen künftigen Schwiegervater Plürs, unsern Wirth, herbeirief, gieng es an ein gewaltiges Nöthigen. Doch der Herr von Leuven blieb nach vielen vorgebrachten Entschuldigungen bei seinem Vorsatze, morgen Mittag abzureisen, und nahm daher schon im voraus von der ganzen Gesellschaft Abschied.

Die ganze Landlust war auf acht Tage berechnet; da wir indeß bloß den dritten Tag abgewartet hatten und fort wollten, so erboten sich die Meisten, uns das Geleit zu geben. Doch Herr von Leuven nebst den Schwiegersöhnen des Herrn Plürs brachten es durch vieles Bitten dahin, daß wir am folgenden Morgen früh abreisen durften, ohne Je-

mandes Geleit anzunehmen, so daß die ganze Gesellschaft ungestört beisammen blieb.

Sobald wir wieder zu London in unserem Quartier angelangt waren, ließ mein Herr einen schnellen Postwagen holen, unsere Sachen in aller Eile aufpacken, und Tag und Nacht auf Dover losjagen, wo wir schon am andern Abend eintrafen, unsere Sachen auf ein bereit liegendes Schiff schafften, und mit gutem Winde nach Calais abfuhren. Vor diesem Hafen wartete bereits ein anderes Schiff, in welches wir uns nebst allen unseren Sachen begaben, das vorige Schiff zurückgehen ließen, und den Weg nach Ostindien erwählten.

Es war bereits Nacht, als ich in das neue Schiff einstieg, woselbst mich Herr von Leuven bei der Hand faßte, und in ein Gemach führte, worin ich ein ungemein schönes Frauenzimmer neben einer jungen Mannsperson von etwa vier und zwanzig Jahren sitzen sah.

„Mein liebster Albert Julius," sagte jetzt Herr von Leuven zu mir, „nun ist der Hauptact unserer gespielten Comödie zu Ende. Sehet, dies ist Concordia Plürs, das schöne Frauenzimmer, dessen Ihr gestern so oft habt erwähnen hören. Kurz, es ist mein liebster Schatz; dieser neben ihr sitzende Herr aber ist ihr Bruder. Wir reisen nach Ceylon, und hoffen daselbst unsere völlige Befriedigung

zu finden. Ihr aber, mein lieber Albert Julius, werdet Euch gefallen lassen, an allen unseren Glücks- und Unfällen gleichen Theil zu nehmen; denn wir wollen Euch nicht verlassen, sondern Euch, so Gott will, in Ostindien reich und glücklich machen." Ich küßte dem Herrn von Leuven die Hand, grüßte die beiden Fremden, wünschte ihnen Glück zu ihrem Vorhaben, und versprach, als ihr treuer Diener zu leben und zu sterben.

Wenige Tage nachher ward Herr von Leuven gegen mich noch vertraulicher, und aus seinen Erzählungen erfuhr ich dann, daß seine Angelegenheiten also beschaffen waren:

Der alte Herr von Leuven hatte seit vielen Jahren unter den Kriegsheeren der Vereinigten Niederlande als ein hoher Officier in Diensten gestanden, und in einem blutigen Gefecht den rechten Arm eingebüßt; daher hatte er denn den Soldatenstand aufgegeben, um hinfort in Antwerpen ein ruhiges Leben zu führen, da er ein sehr bemittelter Mann war. Seine drei ältesten Söhne suchten dessen ungeachtet ihr Glück unter den Fahnen und auf den Kriegsschiffen der Niederländer. Der jüngste indeß, mein gütiger Herr, Carl Franz von Leuven, blieb bei dem Vater, und sollte ein Staatsmann werden, weshalb er in seinen besten Jahren nach England hinüber geschickt wurde, wo er nicht nur in allen adeligen Kenntnissen große Fortschritte machte, sondern

auch seines Vaters Geschäfte in England mit ungemeiner Klugheit führte. Hier verliebte er sich aber sehr heftig in die Tochter eines englischen Kaufmanns, Namens Plürs, erweckte durch sein angenehmes Wesen in ihr eine gleiche Liebe, kurz, sie wurden eins, schwuren sich ewige Treue zu, und Herr von Leuven zweifelte nicht im geringsten, daß er sowohl seinen als Concordiens Vater zur Einwilligung in ihre baldige Eheverbindung bewegen würde. Allein so leicht ihnen anfangs alles schien, so schwer wurde ihnen der fernere Fortgang der Sache. Der alte Herr von Leuven hatte nämlich bereits ein reiches adeliges Fräulein für seinen jüngsten Sohn ausersehen, und wollte denselben überhaupt nicht aus dem Ritterstande heirathen lassen; der Kaufmann Plürs aber entschuldigte seine abschlägige Antwort damit, daß er seine jüngste Tochter Concordia bereits in der Wiege an eines reichen Wechslers Sohn versprochen. Da aber Herr von Leuven dennoch von seiner herzlich geliebten Concordia nicht ablassen wollte, so ward er von seinem Vater zurück nach Antwerpen berufen. Er gehorchte nun zwar, nahm aber zuvor Verabredung mit Concordien, wie sie künftig ihre Angelegenheiten anstellen und sich einander oft schriftliche Nachricht geben wollten.

Sobald er nun zu Hause angekommen war und seinem Herrn Vater die Hand geküßt hatte, gab ihm dieser wegen

seiner unanständigen Liebe einen starken Verweis, nebst der Versicherung, daß er ihn nimmer mehr für seinen Sohn erkennen wolle, wenn sich sein Herz nicht der gemeinen Kaufmannstochter entschlüge und dagegen das ihm vorgeschlagene adelige Fräulein erwählte. Der Herr von Leuven wollte seinen Vater nicht durch zu große Hartnäckigkeit betrüben, er bequemte sich daher zum Scheine in allen Stücken nach dessen Willen, that aber im Herzen einen Schwur, von Concordien nimmer mehr abzulassen.

Dadurch wurde denn der alte Vater ganz arglos gemacht. Er setzte in des Sohnes scheinbaren Gehorsam völliges Vertrauen, und ließ ihn in allerlei wichtigen Verrichtungen mehrere Reisen nach verschiedenen Orten in Teutschland machen, wo es sich denn traf, daß er mich in Bremen zu sich und mit nach Antwerpen nahm. Einige Zeit nachher mußte sich der gute Herr von Leuven mit dem widerwärtigen Fräulein, die zwar sehr reich, aber von Gesicht und Leibesgestalt sehr häßlich war, verloben. Die Vollziehung dieser Verbindung konnte indeß nicht sogleich geschehen, da sich der Vater veranlaßt sah, den jungen Herrn von Leuven vorher nochmals in wichtigen Aufträgen nach England zu schicken. Zwar gab er ihm die ernstlichsten Ermahnungen mit, daß er sich von Concordien nicht etwa wieder aufs neue fesseln, auch den Umgang mit ihren An-

verwandten möglichst vermeiden sollte, doch Herr von Leuven konnte der heftigen Liebe nicht widerstehen, sondern beschloß, seine Concordia heimlich zu entführen. Um nun in England keinen Verdacht zu erwecken, hatte ich mich als ein Frauenzimmer kleiden und mich für seine Gemahlin ausgeben müssen.

Sobald wir in London angelangt waren, begab er sich zu einigen treuen Freunden, in deren Behausung er Concordien öfters, doch immer nur heimlich, sprechen konnte. Mit ihrem mittleren Bruder hatte Herr von Leuven unterdeß eine so feste Freundschaft geschlossen, daß es schien, als wären sie beide ein Herz und eine Seele. Eben dieser Bruder hatte geschworen, alles mögliche anzuwenden, daß kein anderer Mann als Carl Franz von Leuven seine Schwester Concordia heimführen solle; zugleich hatte derselbe einen Priester zu gewinnen gewußt, der eines Abends, nämlich am 9. März 1646 das Liebespaar ordentlich und ehelich zusammengab, und zwar im Hause ihrer Base, im Beisein etlicher Zeugen. Hierauf hielten sie im Hause eben dieser Base ihr förmliches Beilager, und machten alle Anstalten zu einer baldigen Flucht, zu welcher sie bloß eine bequeme Gelegenheit abwarteten. Der alte Plürs wußte von dieser geheimen Vermählung eben so wenig, als meines Herrn eigener

Vater und ich selber, der ich mich doch rühmen durfte, sein vertrautester Diener zu sein.

Unterdeß hatte sich der Herr von Leuven doch nicht ganz heimlich in London aufgehalten, sondern sich sowohl auf der Börse als an andern öffentlichen Orten fast täglich sehen lassen, dabei aber alle Gelegenheit vermieden, mit dem Kaufmann Plürs ins Gespräch zu kommen. Diesem dagegen fieng es allmählig an sehr nahe zu gehen, daß ihm ein so guter Bekannter, von dessen Vater er so manchen Vortheil gezogen, so ganz entgehen solle, und er gieng daher einst an ihn heran und redete ihn also an:

„Mein Herr von Leuven, ich bin sehr unglücklich, daß ich so unvermuthet an Euch einen meiner besten Freunde und Gönner habe verlieren müssen. Allein bedenket selbst: meine Tochter hatte ich damals, als Ihr um sie anhieltet, bereits versprochen, und da ich nun jederzeit lieber sterben, als mein Wort brechen will, so sagt mir doch nur, wie ich Euch, meiner Tochter und mir hätte helfen sollen, zumal, da Euer Herr Vater selbst nicht in diese Heirath willigen wollte. Lasset doch das Vergangene vergessen sein, und bleibet mein Freund; der Himmel wird Euch schon mit einer weit schöneren und reicheren Gemahlin zu versorgen wissen." Der Herr von Leuven hatte darauf zur Antwort gegeben:

„Mein wertheſter Herr Plürs, gedenket an nichts Vergangenes; ich bin Euer treuer Freund und Diener. Für Eure Tochter, die ſchöne Concordia, habe ich zwar noch die größte Achtung, doch nichts von der früheren heftigen Liebe, da ich von dem Glück bereits mit einer andern, nicht weniger angenehmen Gemahlin verſorgt bin, die ich auch jetzt bei mir in London habe.“

Plürs hatte vor Verwirrung faſt nicht reden können; nachdem ihn indeß Herr von Leuven ſowohl ſeiner Freundſchaft, als auch, daß er in vollem Ernſt geſprochen, verſichert hatte, umarmte er denſelben vor Freuden, und bat ihn, daß er doch ſeinem Hauſe die Ehre gönnen und nebſt ſeiner Gemahlin bei ihm logiren wolle. Allein Herr von Leuven dankte für das gütige Erbieten, mit dem Bemerken, daß er ſich nicht lange in London aufhalten, mithin ſein Logis nicht erſt ändern könne; doch wolle er dem Herrn Plürs eheſter Tages, ſobald er ſeine Sachen erſt ein wenig in Ordnung gebracht haben würde, in Geſellſchaft ſeiner Gemahlin, die jetzt etwas unpäßlich wäre, einen Beſuch abſtatten.

Dabei blieb es. Plürs aber, der ſich bei des Herrn von Leuven guten Freunden weiter erkundigt und die Beſtätigung deſſen, was er von ihm gehört, mit vielem Vergnügen vernommen hatte, machte Anſtalten, um uns auf's

Veste zu bewirthen, während Herr von Leuven nebst seiner Geliebten und ihrem Bruder, Anton Plürs, ebenfalls Anstalten zu einer schleunigen Flucht und mit einem Ostindienfahrer die Abkunft trafen, daß er sie auf die Insel Ceylon schaffen solle, woselbst des Herrn von Leuven Oheim Gouverneur oder Consul war.

Der 25. Mai war der erwünschte Tag gewesen, wo Herr von Leuven nebst mir, seiner angeblichen Gemahlin, auf des Herrn Plürs Vorwerk, drei Meilen von London gelegen, abfuhr, wo wir acht Tage zu Gaste bleiben sollten. Eben denselben Abend wollten auch Anton Plürs und Concordia über Dover nach Calais gehen. Concordia hatte nämlich, um diese Landlust zu vermeiden, nicht allein heftige Kopfschmerzen vorgegeben, sondern auch ihren Eltern ins Gesicht gesagt: sie könne den von Leuven unmöglich vor Augen sehen, sondern bäte, man möchte sich nur binnen der Zeit um sie unbekümmert lassen, weil sie, so lange der Besuch währete, bei ihrer Base in der Stille verbleiben wolle; — welches ihr denn endlich auch zugestanden wurde.

Wie wir nun unsere Zeit auf dem Vorwerk zugebracht, desgleichen wie wir alle Leute von unserer Eheverbindung überredet, und wie ich mit meinem Herrn, der zuvor schon alle seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, ohne allen Verdacht abgereiset, und wie wir beide glücklich bei dem vor

Calais wartenden Ostindienfahrer angelangt, das alles habe ich bereits erwähnt. Daher will ich bloß noch hinzufügen, daß Herr Anton Plürs am Abend desselben 25. Mai seine Schwester Concordia, mit Vorwissen ihrer Base und anderen vier Verwandten, entführt und in Mannskleidern glücklich aus dem Lande gebracht hatte. Die guten Freunde standen zwar in der Meinung, als solle Concordia nach Antwerpen geführt werden, allein die Sache war ganz anders; denn von Leuven, Anton und Concordia hatten eine weit genauere Abrede mit einander genommen. Was man nach der Zeit in London und Antwerpen von uns gedacht und gesprochen hat, kann ich wohl muthmaßen, aber nicht erzählen. Indeß, sobald wir an den Kanarischen Inseln und den Inseln des grünen Vorgebirges vorbeigesegelt waren, und keine so heftige Furcht mehr vor den spanischen Kriegsschiffen hegen durften, bekümmerten sich unsere erfreuten Herzen weiter um nichts, waren lustig und guter Dinge, und hofften in Ceylon den Hafen unserer völligen Befriedigung zu finden." —

---

„Allein, meine Lieben," schloß jetzt Albert Julius, „es ist nunmehr Zeit, für diesmal abzubrechen. Wir wollen daher beten, zu Bette gehen, und, so Gott will, morgen die Einwohner in Davidsraum besuchen." Wir folgten

dem Befehl unseres lieben Altvaters, legten uns zur Ruhe, und waren am andern Morgen mit Sonnenaufgang wieder beisammen. Nach eingenommenem Frühstück reis'ten wir dann auf die gestrige Weise den anmuthigsten Weg längs einer Allee bis nach Davidsraum. Dies war eine von den mittelmäßigen Pflanzstädten, von etwa zwölf Wohnhäusern, die alle ziemlich geräumig gebaut, und mit schönen Gärten, Scheuern und Ställen versehen waren. Alle Winkel zeigten, daß die Einwohner keine Müßiggänger sein könnten, auch trafen wir sie alle auf dem wohlbestellten Felde arbeitend. Doch kann ich nicht unterlassen anzuführen, daß wir daselbst besondere Schuhmacher in der Arbeit antrafen, welche für die andern Inselbewohner gewöhnliche Schuhe aus den Häuten der Meerthiere, sodann auch Staatsschuhe von Hirsch- und Rehleder machten, und dieselben gegen andere Sachen wieder vertauschten. Im dasigen Gebiet befand sich ein sehr reichhaltiges Kalk-, Thon- und Lehmgebirge, worüber unser mitgebrachter Töpfer, Nicolaus Schreiner, eine außerordentliche Freude bezeigte, und sogleich um Erlaubniß bat, morgenden Tages den Anfang zu Anlegung einer Werkstatt zu machen. Die Gränze dieser Einwohner gegen Westen bildete der Fluß, der sich durch den Felsen ins Meer stürzte; sonst aber hatten sie ihre Waldung mit ihren Nachbaren in Albertsraum zu gleichem Antheil, daneben

mußten sie aber auch mit diesen ihren Gränznachbaren die Bewachung der Küste und Bucht nach Norden hin übernehmen. Zu diesem Zweck war unten am Felsen ein bequemes Wachthaus gebaut, worin sie im Winter Feuer unterhalten und schlafen konnten. Herr Wolfgang, ich und noch einige andere waren so neugierig, den schmalen Steg zum Felsen hinauf zu klettern, und fanden auf der Höhe vier ziemliche metallene Stücke aufgepflanzt, daneben ein artiges Schilderhäuschen für ein paar Personen in den Felsen gehauen, worin man ebenfalls Feuer unterhalten und im Winter ganz wohl bleiben konnte, nächstdem eine ordentliche Zugbrücke nach der verborgenen Treppe zu, von welcher man nach der Sandbank und See herab steigen konnte, und zur Seite derselben zwei vortreffliche Kloben und Winden, vermittelst deren man in einem Tage mehr als tausend Zentner Waaren auf und nieder lassen konnte. Die Aussicht auf die Sandbank, in die offene See hinaus, und dann linker Hand in die schöne Bucht, welche aber einen sehr gefährlichen Eingang hatte, war ungemein schön, zumal da man von hier aus auch noch die ganze Insel, wie ein kleines Paradies, übersehen konnte.

Nachdem wir über eine gute Stunde auf dieser Höhe verweilet, und glücklich wieder herunter gekommen waren, verrichtete Herr M. Schmelzer einen Taufact an einem

neugeborenen Kinde, wobei Herr Wolfgang, ich und die nächste Nachbarin Taufpathen waren, und vom Kindtaufenvater mit Wein, weißem Brot und wohlschmeckenden Früchten bewirthet wurden. Um Sonnenuntergang reis'ten wir vergnügt nach Albertsburg zurück. Sobald wir hier unsere Abendmahlzeit eingenommen hatten, setzte unser Altvater die Erzählung seiner Lebensgeschichte in folgenden Worten weiter fort:

---

„Wir hatten eine so glückliche Fahrt, als sich wohl nur wenige Seefahrer zu jener Zeit rühmen konnten, indem wir, ohne das Geringste von Regen, Sturm oder Ungewitter erfahren zu haben, bereits das Vorgebirge der guten Hoffnung von fern erblickten. Der Kapitain des Schiffs machte uns Hoffnung, daß wir spätestens in drei oder vier Tagen daselbst anlanden und etliche Tage auf dem Lande ausruhen würden; allein diesmal war die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und das Verhängniß hatte etwas ganz anderes über uns beschlossen. Den folgenden Morgen schon umzog sich der Himmel überall mit schwarzen Wolken, die Luft wurde dick und finster, endlich schoß der Regen nicht etwa in Tropfen, sondern in Strömen auf uns herab, und hielt bis um Mitternacht ohne Unterlaß an. Als aber die sehr tief herabhangenden Wolken ihrer schwersten Last kaum

etwas entledigt zu sein schienen, erhob sich ein so gewaltiger Sturmwind, daß man vor dessen entsetzlichem Brausen, wie ich glaube, den Knall einer Kanone nicht gehört haben würde. Diese unsichtbare Gewalt mußte meines Erachtens unser Schiff bisweilen in einer Stunde viele Meilen weit fortführen, zuweilen aber schien es auf einer Stelle zu bleiben, und wurde wie ein Kreisel in der See herum gedreht, nachher aber von den ungeheuern Wellen bald bis an die Wolken hinan, bald wieder hinunter in den gähnenden Abgrund der Meerestiefe geworfen. Um unser Elend zu vermehren, vereinigte sich mit diesem Sturmwinde noch ein frischer und noch viel heftigerer Regen, als der vorige; kurz, es hatte das Ansehn, als ob alle Feinde und Verfolger der Seefahrenden unsern Untergang auf die schrecklichste Art herbeizuführen beschlossen hätten.

Man sagt sonst wohl: je länger das Unglück oder widerwärtige Schicksal anhält, desto besser lernt man sich darein schicken; ich kann mich indeß nicht erinnern, daß dies damals bei uns eingetroffen, sondern im Gegentheil muß ich bekennen, daß unsere Herzhaftigkeit, nachdem wir zwei Nächte und drittehalb Tage in solcher Angst zugebracht, uns vollends vergieng, da die mit Donner und Blitz hereinbrechende Nacht schlechten Trost und Hoffnung versprach. Concordia und ich waren vielleicht die elendesten unter allen, da

wir während des Sturms nicht allein keinen Augenblick geschlafen hatten, sondern auch noch dermaßen matt und taumelnd waren, daß wir den Kopf gar nicht mehr in die Höhe halten konnten, und fast das Eingeweide aus dem Leibe brechen mußten. Herr von Leuven und Anton Plürs konnten sich von der sauern und zuletzt doch vergeblichen Arbeit auf dem Schiffe kaum so viel abmüßigen, daß sie uns zuweilen auf eine Minute besuchten, wiewohl ohnehin nichts im Stande war, uns einige Linderung zu verschaffen, als etliche Stunden Ruhe. Wir hörten auf dem Schiffe, so oft nur der Sturm ein wenig inne hielt, ein entsetzliches Lärmen, kehrten uns aber an nichts mehr, da sich unser Gemüth schon vorbereitet hatte, das jämmerliche Ende unseres Lebens mit Geduld zu erwarten. Als aber die kläglichen Worte ausgerufen wurden: Gott sei uns gnädig, nun sind wir alle des Todes! da vergieng sowohl mir als Concordien die Besinnung, so daß wir als Ohnmächtige dalagen. Doch habe ich in meiner Schwäche noch so viel gespürt, daß das Schiff vermuthlich an einem harten Felsen zerscheiterte, indem es ein entsetzliches Krachen und Prasseln verursachte, das Hintertheil aber, worin wir lagen, mochte sehr tief unter Wasser gekommen sein, weil dies unsere Kammer über die Hälfte anfüllte, jedoch sogleich wieder zurücklief, worauf alles in ganz verkehrtem Zustande blieb, indem der

Fußboden zu einer Seitenwand geworden und wir beiden Kranken uns in einen Winkel der Kammer hingeworfen befanden. Weiter weiß ich nicht, wie mir geschehen ist, indem mich entweder eine Ohnmacht oder ein starker Schlaf überfiel, aus welchem ich mich erst des andern Tages zu ermuntern vermochte, wo sich mein schwacher Körper auf einer Sandbank an der Sonne liegend befand.

Es kam mir recht ungewöhnlich vor, als ich am aufgeklärten Himmel die Sonne erblickte, und von den erwärmenden Strahlen derselben die angenehmste Erquickung in meinen Gliedern empfand. Ich richtete mich auf, sah mich um, und entsetzte mich gewaltig, da ich sonst Niemanden als Concordien, den Herrn von Leuven und den Schiffskapitain Lemelie nicht weit von mir rückwärts an einem schroffen Felsen schlafend, seitwärts das Hintertheil vom zerscheiterten Schiffe, sonst aber nichts als Sandbänke, Himmel und Wasser erblickte. Da indeß die Seite, auf welcher ich gelegen, nebst den Kleidern noch sehr kalt und naß war, drehte ich diese gegen die Sonne um, und verfiel aufs neue in einen tiefen Schlaf, aus welchem mich gegen Sonnenuntergang Herr von Leuven weckte. Er gab mir einen mäßigen Topf voll Wein und eine gute Handvoll Confect, welches ich noch halb schläfrig annahm, und mit großer Begierde hinunterschluckte, indem ich nunmehr fast seit vier Tagen weder ge-

gessen noch getrunken hatte. Hierauf empfieng ich noch einen halben Topf Wein nebst einem Stück Zwieback, mit der Erinnerung, daß ich mich damit bis morgen behelfen müßte, weil ein mehreres meiner Gesundheit schädlich sein möchte.

Nachdem ich auch dies verzehrt, und mich durchaus erwärmt hatte, auch meine Kleider ganz trocken fand, kam ich auf einmal wieder zu Verstande, und bedünkte mich so stark als ein Löwe zu sein. Meine erste Frage war nach unsern übrigen Reisegefährten, weil ich außer uns vier erwähnten Niemanden weiter sah; indeß zu meinem größten Leidwesen mußte ich hören, daß sie vermuthlich insgesammt ertrunken sein würden, wofern sie nicht etwa Gott auf eine eben so wunderbare Art als uns errettet hätte. Denn vor menschlichen Augen war es vergeblich, an eines einzigen Rettung zu denken, weil die Zerscheiterung des Schiffs noch vor Mitternacht geschehen, der Sturm dagegen sich erst zwei Stunden vor Sonnenaufgang gelegt hatte, das Hintertheil des Schiffs aber, worauf wir vier Personen allein geblieben, mit aller Gewalt auf die Sandbank getrieben war. Ich beklagte besonders den wackern Herrn Anton Plürs, der sich bei uns nicht für sicher geschätzt, sondern nebst allzuvielen andern Menschen sich einen leichten Nachen erwählt, doch mit allen diesen sein Grab in der Tiefe gefunden. Außerdem erzählte Herr von Leuven, daß er sowohl mich als Concordien mit

größter Mühe auf die Sandbank getragen, weil ihm der eigensinnige und verzweiflungsvolle Kapitain nicht die geringste Handleistung thun wollen.

Dieser wunderliche Kapitain Lemelie saß dort von ferne, mit untergestütztem Haupt, und anstatt dem Allmächtigen für die Fristung seines Lebens zu danken, stieß er bloß schändliche und ruchlose Flüche gegen das ihm so feindselige Verhängniß aus, wollte sich auch durch nichts trösten lassen, da er nunmehr sowohl seine Ehre als sein ganzes Vermögen vorloren zu haben vorgab. Herr von Leuven und ich verließen den närrischen Kopf, wünschten, daß er sich eines Bessern besinnen möchte, und giengen zu Concordien, welche ihr Ehemann in viele von der Sonne erwärmte Kleider und Tücher eingehüllt hatte. Allein wir fanden sie dessen ungeachtet in sehr traurigem Zustande, weil sie sich bis auf diesen Augenblick noch nicht erwärmen, auch weder Speise noch Getränk bei sich behalten konnte, sondern vom starken Frost beständig mit den Zähnen klapperte. Ich zog meine Kleider aus, watete durchs Wasser bis an das zerbrochene Schiff, und nahm mir von demselben etliche Stücke Holz, die ich mit einem darauf gefundenen breiten Degen zersplitterte, und sodann auf dem Kopfe hinüber trug, um auf unserer Sandbank ein Feuer anzumachen, wobei sich Concordia erwärmen könnte. Allein zum Unglück hatte weder der Kapitain Lemelie

noch Herr von Leuven ein Feuerzeug bei sich. Ich fragte den Kapitain, auf was für eine Weise wir wohl Feuer bekommen könnten; doch er gab zur Antwort: „Was Feuer? es ist für Euch Ehre genug, wenn Ihr alle drei mit mir umkommt." — „Mein Herr," erwiederte ich, "ich für meine Person bin so hochmüthig nicht." Bald indeß besann ich mich, daß ich in unserer Kajüte ehemals eine Rolle Schwefel hangen gesehen; ich watete daher nochmals hinüber in das Schiff, und fand nicht allein diese, sondern auch ein paar wohl eingewickelte Pistolen, welche mir nebst dem Schwefel zum schönsten Feuerzeuge dienten, statt des Strohes aber gebrauchte ich meinen schönen baumwollenen, in lauter Streifen zerrissenen Brustlatz, machte Feuer an, und blies so lange, bis das ziemlich klein gesplitterte Holz in volle Flamme gerieth.

Herr von Leuven war über meinen glücklichen Einfall herzlich erfreut, und watete noch zweimal mit mir hinüber, um so viel Holz aus dem Schiffstück *) loszubrechen, daß wir uns die ganze Nacht dabei gemächlich wärmen könnten. Die Witterung war zwar die ganze Nacht hindurch so angenehm, als sie in Sachsen während der besten Sommernächte zu sein pflegt, allein es war uns nur um unsere frostige Pa-

*) Wrack.

tientin zu thun, welche wir der Länge lang an das Feuer legten und aufs Beste besorgten. Der tolle Kapitain kam endlich auch zu uns, um sich eine Pfeife Taback anzuzünden, da ich ihn aber mit seinem Tabackrauchen zum Besten hatte, weil er ja umzukommen Willens wäre, gieng er stillschweigend und mit einer scheelen Miene an seinen vorigen Ort zurück.

Concordia war unterdeß in einen tiefen Schlaf gefallen, und forderte, als sie gegen Morgen erwachte, einen Trunk frisches Wasser; doch da es unmöglich war, ihr solches zu verschaffen, beredete Herr von Leuven dieselbe, ein wenig Wein zu trinken. Sie nahm denselben, weil er sehr frisch war, begierig zu sich, befand sich aber bald sehr übel darauf, indem sie wie eine Kohle glühte und der Wein ihr, wie sie meinte, das Herz abbrennen wollte. Ihr Eheherr erzeigte ihr die größten Liebkosungen, allein sie schien sich wenig darum zu kümmern, und fieng unverhofft also zu reden an: „Carl Franz, geht mir aus den Augen, damit ich ruhig sterben kann. Meine übermäßige Liebe zu Euch hat mich angetrieben, das vierte Gebot zu übertreten, und meine Eltern bis in den Tod zu betrüben, und es ist eine gerechte Strafe des Himmels, daß ich auf dieser elenden Stelle mit meinem Leben dafür büßen muß. Gott sei meiner und Eurer Seele gnädig!"

Kein Donnerschlag hätte dem Herrn von Leuven schreck-

licher in die Ohren schmettern können, als diese zentnerschweren Worte. Er konnte nichts darauf antworten, stand aber in völliger Verzweiflung auf, lief nach dem Meere zu, und hätte sich ganz gewiß ersäuft, wenn ich ihm nicht nachgelaufen, und durch die kräftigen Reden, die mir Gottes Geist eingab, damals seinen Leib und seine Seele gerettet hätte.

Sobald er wieder zurück auf die trockene Sandbank gebracht war, legte ich ihm bloß die Frage vor: ob er denn sein Leben, welches ihm Gott unter so Vielen wunderbarer Weise erhalten, nun aus Uebereilung sammt seiner Seele dem Teufel hingeben wolle? Dazu sagte ich ihm, daß Concordia wegen übermäßiger Hitze nicht alle Worte so geschickt wie sonst vorbringen könne, auch vielleicht in wenigen Stunden ganz anders reden würde. Worauf er sich eines andern besann, und mir hoch und theuer zuschwur, daß er sich mit christlicher Geduld in alles ergeben wolle, was der Himmel über ihn verhängen werde. Er bat mich zugleich, daß ich allein zu Concordien hingehen und dieselbe bei Gelegenheit auf andere Gedanken bringen möchte. Nachdem ich ihn nochmals ermahnt, seine Seele und Himmel und Hölle zu bedenken, begab ich mich zu Concordien, welche mich bat, daß ich doch aus jenem Mantel etwas Regenwasser ausdrücken und ihr solches zu trinken geben solle. Ich versicherte sie,

daß ich es thun würde, und begehrte bloß etwas Geduld von ihr, weil diese Arbeit nicht so hurtig von Statten gehen würde. Sie versprach, obwohl in wirklicher Phantasie, eine halbe Stunde zu warten; allein, mein Gott, da war weder ein Mantel noch irgend etwas zu finden, woraus auch nur ein Tropfen Wasser zu drücken gewesen wäre. Deshalb lief ich, ohne mich erst auszukleiden, durch die See nach dem Schiffe zu, und fand da zu meiner großen Freude ein zugepichtes Faß mit süßem Wasser, wovon ich ein ziemlich groses Lägel anfüllte, aus unserer Kajüte etwas Thee, Zucker und Zimmet zu mir nahm, und dann so schnell als möglich wieder zurückeilte. Ungeachtet ich nun kaum eine halbe Stunde ausgeblieben war, sagte doch Concordia, als ich ihr einen Becher voll frischen Wassers reichte: „Ihr hättet binnen fünf Stunden keine Tonne Wasser ausdrücken dürfen, wenn Ihr mich nur mit einem Löffel voll hättet erquicken wollen. Aber Ihr wollt mir nur das Herz mit Weine brechen; Gott vergebe es Euch!“ Doch da sie den Becher mit frischem Wasser ausgetrunken hatte, sagte ihr lechzender Mund: „Habt Dank, mein lieber Albert Julius, für Eure Mühe. Nun bin ich vollkommen erquickt, deckt mich zu und laßt mich schlafen.“ Ich gehorchte ihrem Verlangen, und machte hinter ihrem Rücken ein gelindes Feuer an, welches ich nicht eher ausgehen ließ, bis die Sonne mit ihren kräftigen Strah-

len hoch genug zu stehen kam. Sobald sie nun wieder in einen ordentlichen Schlaf verfallen war, rief ich ihren Eheherrn, der gegen dreihundert Schritt entfernt saß, herzu, und versicherte ihn, daß seiner Frauen Zustand hoffen ließe, sie werde sich, wenn sie wieder erwacht sein würde, ungemein besser befinden.

Damals war ich zufällig ein sehr glücklicher Prophet; denn zwei Stunden nach Mittage wachte Concordia von selbst auf, forderte ein wenig Wein, und fragte zugleich, wo ihr Carl Franz wäre? Dieser trat augenblicklich hervor, und küßte sie knieend und mit weinenden Augen. Sie trocknete seine Thränen mit ihrem Halstuche ab, und sagte mit munterer Stimme: „Weinet nicht, mein Geliebter; denn ich befinde mich jetzt weit besser, und Gott wird weiter helfen.“

Ich hatte unterdeß in zwei Töpfen Thee gekocht, und da keine Schalen vorhanden waren, reichte ich ihr diesen Trank statt des geforderten Weins in dem Weinbecher hin. Ihr lechzendes Herz fand ein großes Labsal daran, der Herr von Leuven aber und ich, tranken aus dem einen irdenen Topfe ebenfalls mit, und wir wußten vor Freude nicht, was wir thun sollten, da wir die halb todt gewesene Concordia nunmehr wieder außer Gefahr und bei völligem Verstande sahen.

Lemelie hatte sich während dieser Zeit nach dem zerschei-

terten Schiffe aufgemacht. Wir hofften, er werde vor Abend wieder zurückkommen, sahen und hörten aber nichts von ihm, weshalb auch Herr von Leuven Willens war, hin zu waten, um nach ihm zu sehen und etwas Holz mit zu bringen; da ich ihn aber versicherte, daß wir für diese Nacht noch Holz zur Genüge hätten, so ließ er es sein, pflegte und liebkosete seine Concordia bis sie einschlief, worauf wir uns verabredeten, wechselsweise bei ihr zu wachen.

Diese Nacht brachten wir übrigens schon weit vergnügter als die vorige hin. Bei aufgehender Sonne wurde ich gewahr, daß die See allerlei Ballen und Kisten auf die nahgelegenen Sandbänke und an das große Felsenufer, auch an unsere Sandbank außer verschiedenen Waaren auch einen mittelmäßigen Nachen gespült hatte. Dies kleine Fahrzeug war mit Recht ein vom Himmel zugesandtes Glücksschiff zu nennen; denn mit diesem konnten wir doch, wie ich sogleich bedachte, an den nahgelegenen Felsen fahren, aus welchem wir einen Strom des schönsten und klarsten Wassers hervorschießen sahen.

Sobald daher Herr von Leuven aufwachte, zeigte ich ihm die Anzeichen der wunderbaren Fügung Gottes, worüber er mit mir die größte Freude bezeigte. Wir dankten Gott bei unserem Morgengebet auf den Knieen dafür, und sobald Concordia erwacht, und mit etwas Wein und Confect

gestärkt worden war, giengen wir nach dem Orte hin, wo das kleine Fahrzeug ganz auf den Sand geschoben lag. Der Herr von Leuven erkannte an gewissen Zeichen, daß es eben dasselbe sei, mit welchem sein Schwager Anton Plürs untergegangen sei, und konnte sich nebst mir des Weinens hierüber nicht enthalten; allein wir mußten uns über dessen Unglück nothgedrungen trösten, und die Hand an das Werk unserer eigenen ferneren Rettung legen, weil wir zur Zeit eines Sturmes auf dieser niedrigen Sandbank bei weitem nicht so viel Sicherheit als am Felsen hoffen durften.

Es kostete nicht wenig Mühe, den so tief im Sande steckenden Nachen heraus ins Wasser zu bringen. Da es endlich aber doch bewerkstelligt worden war, banden wir denselben an eine tief in den Sand gesteckte Stange, machten aus Brettern ein paar Ruder, fuhren, da alles wohl eingerichtet war, nach dem Stücke des zerscheiterten Schiffes, und fanden den Lemelie, der sich unterdeß so im Weine berauscht, daß er alles, was er im Magen gehabt, von sich geben müssen, im tiefsten Schlafe liegen.

Herr von Leuven wollte ihn nicht aufwecken, sondern suchte nebst mir alles, was wir an Lebensmitteln finden konnten, zusammen, packten so viel, als der Nachen zu tragen vermochte, hinein, und machten schnell und glücklich unsere erste Reise nach dem Ufer des Felsen, fanden auch, daß

hier weit bequemer und sicherer zu bleiben wäre, als auf der feuchten Sandbank. Sobald der Nachen ausgeladen war, fuhren wir eilig wieder zurück, um unsere kostbarste Waare, nämlich Concordien, dahin zu führen, wiewohl wir für rathsam befanden, noch eine Ladung von den nothdürftigsten Sachen aus dem Schiffe mitzunehmen. Diese zweite Fahrt gieng nicht weniger glücklich von statten; deshalb wurde am Felsen eine bequeme Kluft ausgesucht, worin auch zur Zeit des Regens wohl sechs Personen oben bedeckt ganz geräumig sitzen konnten. Hier mußte Concordia bei einem kleinen Feuer sitzen bleiben, wir aber machten noch zwei Fahrten, und holten immer so viel, als auf dem Nachen fortzubringen war, herüber. Bei der fünften Ladung, welche ganz spät gegen Abend gemacht wurde, ermunterte sich erst Lemelie, und machte große Augen, als er so viele Sachen und Lebensmittel mangeln, uns aber im völligen Ausräumen begriffen sah. Er fragte, was das bedeuten sollte? warum wir uns solcher Sachen bemächtigten, die doch nicht bloß unser wären, und ob wir etwa als Seeräuber verfahren wollten? Zugleich befahl er uns, bei Androhung seines Zornes, diese Verwegenheit einzustellen. „Herr Lemelie," versetzte hierauf Herr von Leuven, „ich kann nicht anders glauben, als daß Ihr Euren Verstand verloren habt, weil Ihr Euch weder unseres guten Raths noch unserer Hilfe bedienen wollt. Allein, ich

bitte Euch sehr, höret auf, Euch übermüthig zu betragen, denn die Zeiten haben sich leider! geändert. Euer Kommando ist nun zu Ende; unter uns dreien gilt jetzt einer so viel als der andere, und die meisten Stimmen gelten. Die Lebensmittel und anderen Sachen gehören uns gemeinschaftlich, und will der Dritte nicht, was die zwei Andern haben wollen, so mag er elend umkommen. Schweigt mir auch ja von den Seeräubern still, sonst werde ich mich genöthigt sehen, Euch zu zeigen, daß ich ein Kavalier bin, der das Herz hat, Euch zurecht zu weisen." Lemelie wollte über diese Reden rasend werden und augenblicklich den Degen ziehen, doch Herr von Leuven ließ es nicht dazu kommen, sondern riß den Großprahler wie ein Kind zu Boden, und versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht, daß das Blut aus Mund und Nase strömte. Nun schien es, als ob dem Lemelie bloß ein solcher Aderlaß gefehlt hätte, weil er in wenigen Minuten wieder zu seinem völligen Verstande kam, sich dem Scheine nach mit uns recht brüderlich vertrug, und seine Hände mit ans Werk legte, so daß wir noch vor Nacht wohlbeladen bei Concordien in der neuen Felsenwohnung anlangten. Wir bereiteten uns eine gute Abendmahlzeit und rechneten aus, daß wenigstens auf vierzehn Tage Mundvorrath für uns vier Personen vorhanden sei, binnen welcher Zeit uns die Hoffnung trösten mußte, daß der Himmel doch noch ein

Schiff in diese Gegend senden würde, um uns abzuholen.

Concordia hatte sich diesen ganzen Tag wie auch die darauf folgende Nacht sehr wohl befunden. Den folgenden Tag aber wurde sie abermals von starkem Frost und darauf folgender Hitze befallen, wobei sie stark phantasirte, doch gegen Abend ward es wieder gut. Daraus schlossen wir denn, daß ihre ganze Krankheit in einem gewöhnlichen kalten Fieber bestände; welche Muthmaßung auch in so weit zutraf, daß sie dieses Fieber wohl noch dreimal, immer über den dritten Tag hatte, und sich nachher mit acht und vierzig stündigem Fasten selbst kurirte. Während dieser Zeit schien Lemelie ein aufrichtiges Mitleiden mit dieser Patientin zu haben, und suchte bei jeder Gelegenheit sich uns und ihr gefällig zu erzeigen. An den Tagen, wo Concordia sich wohl befand, fuhren wir drei Mannspersonen abwechselnd an die Sandbänke, holten die dort angelandeten Päcke und Fässer ab, und schafften dieselben nach unserer Felsenherberge. Wir wollten auch das zerstückte Schiff nach und nach ausladen, doch ein nächtlicher mäßiger Sturm war uns so günstig, daß er uns dieser Mühe überhob, indem er dies ganze Stück nebst vielen Waaren ganz nahe an unsere Wohnung auf die Sandbank schob. Daher brauchten wir für jetzt unsern Nachen nicht mehr so nöthig, sondern führten denselben in eine Bucht, wo er vor Winden und Wellen sicher liegen konnte.

So verstrichen vierzehn Tage und Nächte, ohne daß sich ein Schiff zu unserer Rettung einfand; obwohl wir alle Tage fleißig Schildwache hielten und überdies ein großes weißes Tuch an einer hoch aufgerichteten Stange befestigt hatten. Concordia war unterdeß wieder völlig gesund geworden, doch fand sich nicht mehr als etwa noch auf drei oder vier Tage Mundvorrath, weshalb wir alle Fässer, Ballen und Kisten ausräumten und durchsuchten. Allein, obwohl sich ungemein kostbare Sachen darin befanden, so war doch sehr wenig dabei, welches die bevorstehende Hungersnoth abzuwehren im Stande war.

Wir Menschen sind so wunderbar geartet, daß wir bisweilen aus bloßem Muthwillen Dinge unternehmen, von denen wir im voraus wissen, daß sie mit tausendfachen Gefährlichkeiten verknüpft sind; dagegen wieder ein andermal, wenn unser Gemüth nur eine einfache Gefahr ahnet, die noch nicht einmal da ist, so stellen wir uns an, als ob wir schon längst darin schwebten. Ich will nun zwar nicht sagen, daß alle Menschen so wären; bei uns vieren aber war es wirklich der Fall. Denn wir hatten, wiewohl nicht aus eigener Erfahrung, doch wenigstens von Hören und Lesen gewußt, daß man auf der Schiffahrt nach Ostindien die Gefährlichkeiten von Donner, Blitz, Sturm, Regen, Hitze, Frost, Sclaverei, Schiffbruch, Hunger, Durst, Krankheit und Tod, zu

befürchten habe; doch nichts von Allem konnte uns von unserem Vorsatz, nach Ostindien zu reisen, abbringen. Nun aber, da wir doch schon so vieles überstanden, noch nicht den geringsten Hunger gelitten, und diesen einzigen Feind erst binnen etlichen Tagen zu befürchten hatten, so ängsteten wir uns doch allerseits dermaßen vor dem Hunger, daß schon das bloße Darandenken unsere Körper abzuhärmen vermögend war.

Lemelie that nichts als essen und trinken, Taback rauchen, und dann und wann am Felsen herum spazieren, wobei er sich meist auf eine sehr närrische Art mit Pfeifen und Singen hören ließ; für seine künftige Lebenserhaltung aber trug er auch nicht die geringste Sorge. Herr von Leuven saß stets in tiefen Gedanken bei seiner Ehegemahlin, und wenn es nur auf sein Nachsinnen angekommen wäre, so hätten wir, glaub' ich, in einem Tage mehr Brot, Fleisch, Wein und andere Lebensmittel bekommen, als hundert Mann in einem Jahre kaum aufessen können, oder es würde uns unfehlbar ein Luft- oder Seeschiff in einem Augenblick nach Ceylon geführt haben. Zwar sah ich wohl, daß die guten Leute auf diese Weise nichts ausrichten würden, doch wollte ich, als der jüngste unter ihnen, sie weiter nicht tadeln. Um indeß nicht so verdüstert bei ihnen sitzen zu bleiben, kletterte ich an den Felsen, so hoch ich nur konnte, empor, in der

Hoffnung, etwas neues und gutes anzutreffen. Und diese Hoffnung betrog mich nicht. Als ich nämlich eine ziemlich hohe Klippe, worauf ich mich weit umsehen konnte, erklettert hatte, erblickte ich jenseit des Flusses, der sich westwärts aus dem Felsen ins Meer ergoß, auf dem Sande viele Thiere, welche halb einem Hunde und halb einem Fische ähnlich sahen. Ich säumte nicht, eiligst die Klippe wieder herunter zu klettern, lief zu dem Herrn von Leuven hin, und sagte: „Mein Herr, wenn wir nicht ekel sein wollen, so werden wir hier eben nicht verhungern dürfen; denn ich habe eine große Menge von Seethieren entdeckt, welche bequem zu schießen sind, sobald wir nur mit unserem Nachen über den Fluß gesetzt sind. Der Herr von Leuven sprang hurtig auf, nahm zwei wohlgeladene Flinten für mich und sich, und eilte nebst mir zum Nachen, welchen wir los machten, um die Klippe herum fuhren, und geradezu, quer durch den Fluß hindurchsetzen wollten. Allein hier hätte das gemeine Sprichwort: Eilen thut nicht gut! besser beobachtet werden sollen. Denn als wir mitten in den Strom kamen, und außer zwei kleinen Rudern nichts hatten, womit wir uns helfen konnten, führte die Schnelligkeit desselben den Nachen zu unserer größten Lebensgefahr so weit in die offenbare See hinein, daß alle Hoffnung verschwand, den geliebten Felsen jemals wieder zu erreichen.

Doch die Barmherzigkeit des Höchsten hielt alle Macht des Windes und der Wellen gänzlich zurück, daher wir endlich nach Anbruch der Nacht jenseit des Flusses an dem Orte anlandeten, wo ich die Seethiere gesehen hatte. Wiewohl nun jetzt nichts mehr daselbst zu sehen war, so waren wir doch froh genug, daß wir unser Leben gerettet hatten, setzten uns bei hellem Mondschein auf eine kleine Klippe, und berathschlagten, auf was für eine Weise wir wieder zu den Unsrigen gelangen könnten. Indeß, da kein anderer Weg war, als durch den Fluß, oder durch den vorigen Umweg, so wurde die Wahl bis auf den folgenden Tag verschoben.

Unterdeß, da unsere Augen beständig nach der See zu gerichtet waren, bemerkten wir etwa um Mitternachtszeit, daß etwas Lebendiges aus dem Wasser kam und auf dem Sande herum wühlte, während uns zugleich ein oft wiederholtes Blöken überzeugte, daß es eine Art von Seethieren sein müsse. Wir begaben uns daher von der Klippe herab, und giengen ihnen bis auf etwa dreißig Schritt entgegen. Da wir sahen, daß sie uns Stand hielten, so giengen wir, um sie desto gewisser zu fassen, ihnen noch näher auf den Leib, gaben dann zugleich Feuer, und erlegten zwei davon, worauf die übrigen groß und klein ganz langsam wieder in die See giengen.

Früh Morgens besahen wir mit anbrechendem Tage unser Wildpret, und fanden dasselbe ungemein niedlich, trugen hierauf beide Stücke in unsern Nachen; getrauten uns aber doch nicht, ohne stärkere und bessere Ruder abzufahren. Doch des Herrn von Leuven Liebe zu Concordien überwand alle Schwierigkeiten, und da wir ohnehin alle Stunden, die vorbeistrichen, für verloren achteten, befahlen wir uns der Barmherzigkeit des Allmächtigen, setzten beherzt in den Strom, und kamen nach Verlauf dreier Stunden unbeschädigt wieder vor unserer Felsenherberge glücklich an.

Concordia hatte die gestrigen Stunden in der größten Bekümmerniß zugebracht, besonders als sie wahrgenommen, daß uns die starke Flut so weit in die See getrieben. Doch war sie um Mitternacht durch den Knall unserer beiden Flinten wieder ziemlich getröstet worden, und hatte die ganze Nacht in eifrigem Gebet um unsere glückliche Zurückkunft zugebracht.

Lemelie erkannte das mitgebrachte Wildpret sogleich für ein paar Seekälber, und versichette, daß deren Fleisch besonders wohlschmeckend wäre, welches wir denn auch, nachdem wir die besten Stücke ausgeschnitten, gebraten, gekocht, und gekostet hatten, bestätigt fanden. Dieser bisher so träge Mensch ließ sich nun ebenfalls einfallen, für Lebensmittel zu sorgen, indem er aus einigen Stäbchen zwei An-

gelruthen verfertigte, eine davon Concordien schenkte, und dieselbe zur Lust und zum Zeitvertreibe bei der Bucht das Fischen lehrte. Herr von Leuven und ich thaten dasselbe. Da ich aber sah, daß Concordie allein in einem Tage so viele Fische fieng, als wir in etlichen Tagen nicht verzehren konnten, so ließ ich diese vergebliche Arbeit bleiben, und kletterte lieber mit der Flinte an den Klippen herum, und schoß etliche Vögel mit ungewöhnlich großen Kröpfen herunter, welche zwar Fleisch genug hatten, jedoch, als wir sie zugerichtet, sehr übel schmeckten. Dagegen fand ich Abends bei Mondschein auf dem Sande einige Schildkröten, vor deren erstaunlicher Größe ich mich anfangs scheute, und deshalb Herrn von Leuven und Lemelie herbeirief. Doch der letztere rief sogleich: „Abermals ein schönes Wildpret gefunden! Herr Albert, Ihr seid recht glücklich!"

Wir hatten alle drei vollauf zu thun, ehe wir nach des Lemelie Anweisung diese wunderbaren Geschöpfe umwenden und auf den Rücken legen konnten. Mit anbrechendem Morgen wurde eine mittelmäßige geschlachtet, Lemelie richtete dieselbe seiner Weise nach appetitlich zu, und wir fanden hieran eine außerordentlich angenehme Speise, an welcher sich besonders Concordia fast nicht satt essen konnte. Doch da dieselbe nachher besondere Lust bezeigte, ein Federwildpret zu essen, welches besser als die Kropfvögel schmeckte, gaben

wir uns alle drei die größte Mühe, auf andere Arten von Vögeln zu lauern und sie zu schießen.

Im Klettern war mir so leicht Niemand überlegen, weil ich von Natur gar nicht zum Schwindel geneigt bin. Da ich nun bemerkte, daß sich oben auf den höchsten Spitzen der Felsen andere Gattungen Vögel sehen ließen, war meine Verwegenheit so groß, daß ich durch allerlei Umwege immer höher von einer Spitze zur andern kletterte, und nicht eher nachließ, als bis ich auf den höchsten Gipfel gelangt war, wo alle meine Sinne auf einmal mit dem größten Vergnügen von der Welt erfüllt wurden. Denn beim ersten Blick fiel mir die anmuthige Gegend dieser Felseninsel in die Augen, welche ringsum von der Natur mit dergleichen starken Pfeilern und Mauern umgeben, und gleichsam verborgen gehalten wird. Ich weiß gewiß, daß ich länger als eine Stunde in dem größten Entzücken da gestanden habe; denn mir war nicht anders, als wenn ich die schönsten blühenden Bäume, das herumspazierende Wild und andere Annehmlichkeiten dieser Gegend nur im bloßen Traume sähe. Doch als ich mich endlich überzeugt hatte, daß meine Augen und Gedanken sich nicht täuschten, suchte und fand ich einen ziemlich bequemen Weg, der in dieses angenehme Thal hinab führte, mit der einzigen Ausnahme, daß ich an einem Orte von einem Felsen zum andern springen mußte, zwischen wel-

chen beiden eine entsetzliche Kluft und ein tiefer Abgrund war. Ich erstaunte, als ich mich mitten in diesem Paradiese befand, noch mehr aber, als ich das Wildpret, nämlich Hirsche, Rehe, Affen, Ziegen und andere mir unbekannte Thiere weit zahmer fand, als bei uns in Europa fast das andere Vieh zu sein pflegt. Ich sah zwei oder dreierlei Arten von Geflügel, welches unseren Rebhühnern glich, nebst anderem, etwas größerem Federvieh, welches ich damals zwar nicht kannte, wovon ich aber nachher erfuhr, daß es Birkhühner wären. Da indeß der letzteren nur wenige waren, so schonte ich ihrer, und gab nur unter die Rebhühner Feuer, wovon fünf auf dem Platze liegen blieben. Auf den erfolgten Flintenschuß stutzten alle diese Thiere gewaltig, giengen und flohen, jedoch sehr bedächtig, von dannen, und verbargen sich in die Wälder, weshalb es mich fast gereuen wollte, daß ich mich dieser angenehmen Gesellschaft beraubt hatte. Zwar kam ich auf die Gedanken, es würden sich anstatt ihrer vielleicht Menschen einfinden, allein, nachdem ich binnen sechs Stunden die ganze Gegend ziemlich durchstreift und sehr wenige und zweifelhafte Merkmale gefunden hatte, daß hier Menschen anzutreffen oder sonst dagewesen wären, vergieng mir diese Hoffnung, woran mir übrigens, wenn ich die Wahrheit sagen soll, gar nicht viel gelegen war. Dagegen hatte ich allerlei, theils blühende, theils schon frucht-

tragende Bäume, Weinstöcke, Gartengewächse von vielerlei Arten und andere zur Nahrung dienliche Sachen bemerkt, obschon mir die meisten ganz fremd und unbekannt vorkamen.

Unterdeß war mir der Tag unter den Händen verschwunden, indem ich bei meinen mancherlei Gedanken den Stand der Sonne gar nicht in Acht genommen, bis mich der alles bedeckende Schatten überzeugte, daß sie untergegangen sein müsse. Da ich aber nicht für rathsam hielt, bei anbrechender Nacht die gefährlichen Wege hinunter zu klettern, entschloß ich mich, in diesem irdischen Paradiese die Nacht über zu bleiben. Zu diesem Ende suchte ich mir auf einem mit dichten Gesträuchen bewachsenen Hügel eine bequeme Lagerstatt aus, langte aus meinen Taschen etliche kleine Stückchen Zwieback, pflückte von einem Baume etliche ziemlich reife Früchte, welche röthlich aussahen, und im Geschmack den Morellen gleich kamen, hielt damit meine Abendmahlzeit, trank aus dem vorbeirauschenden klaren Bächlein einen süßen Trunk Wasser dazu, befahl mich hierauf Gott, und schlief in dessen Namen hurtig ein, da ich mich durch das hohe Klettern und viele Herumschweifen diesen Tag ungemein müde gemacht hatte."

---

„Hiebei" — fügte der Altvater, da es schon ziemlich spät

war, hinzu — „mag es für diesmal sein Bewenden haben. Morgen wollen wir, so Gott will und es Euch gefällig ist, die Einwohner in Stephansraum besuchen, und Abends dann wieder da anfangen, wo ich jetzt aufgehört habe.“ Hiermit legten wir uns allerseits nach gehaltener Betstunde zur Ruhe, den folgenden Morgen aber gieng die Reise auf Stephansraum zu.

Daselbst waren funfzehn Wohnhäuser nebst guten Scheuern und Ställen aufgebaut, aber damals nur elf bewohnt. Durch diese Pflanzstadt, welche mit den schönsten Gärten umgeben war, lief ein schöner kleiner Bach, der aus dem Erzgebirge seinen Ursprung nahm, und in welchem zu gewissen Zeiten eine große Menge Goldkörner gesammelt werden konnten, wie uns denn die Einwohner fast mit einem ganzen Hute voll dergleichen, deren die größten in der Form eines Weizenkorns waren, beschenkten, weil sie es als etwas Hübsches und Augenfälliges zwar einzusammeln pflegten, aber lange nicht so viel Werth darauf legten, als wir Neuangekommenen. Herr Plager, der es nachher auf den Probierstein nahm, versicherte, daß es so fein, ja fast noch feiner wäre, als in Europa das ungarische Gold. Gegen Westen stiegen wir dann auf die Klippen, wo uns der Altvater den Ort zeigte, wo vordem auf beiden Seiten des Flusses ein ordentlicher und bequemer Eingang zur Insel

gewesen; doch habe nunmehr vor langen Jahren ein unbändig großes Felsenstück den Felsen verschüttet, indem es zerborsten und plötzlich hinabgerollt sei, wie er uns denn in dem Verfolg seiner Geschichtserzählung ausführlich mitzutheilen versprach. Unterdeß war zu verwundern und lustig anzusehen, wie dessen ungeachtet der starke Arm des Flusses seinen Ausgang hier behalten, indem das Wasser mit größter Gewalt und an vielen Orten etliche Ellen hoch zwischen dem Gesteine heraus stürzte. Nicht weit vom Flusse betrachteten wir das vortreffliche und so höchst nutzbare Salzgebirge, in dessen Gruben das schönste Steinsalz sich befand, und etwa hundert Schritt von demselben zeigte man uns vier Lachen oder Pfützen, worin sich die schärfste Sole zum Salzsieden befand, welche diejenigen Einwohner, die schönes Salz haben wollten, in Gefäßen an die Sonne setzten, das Wasser abrauchen ließen, und nachher das schönste, reinste Salz aus dem Gefäß herausschabten; gewöhnlich aber gebrauchten alle nur das feinste vom Steinsalz. Sonst fand sich in den dasigen Feldern ein Weingebirge von sehr guter Art, wie sie uns denn neben andern Speisen auch etwas von dem gewonnenen Weine zur Probe vorsetzten. Durch den Wald war eine breite Straße gehauen, wodurch man von der Albertsburg her auf das unten am Berge stehende Wachthaus gegen Westen sehen konnte. Auch oben in die

Felsenecke war ein Schilderhaus gehauen. Weil aber der Weg hinauf gar zu unbequem war, stiegen wir diesmal nicht hinauf, zumal da auch sonst nichts gegen Westen zu sehen war, als ein steiler, bis in die offene See hinunter sich senkender Felsen.

Nachdem wir nun auf diese Weise zwei Drittel des Tages hingebracht, und bei guter Zeit zurückgekehrt waren, besichtigten wir die Arbeit am Kirchenbau, und fanden daselbst so gute Anstalten getroffen, als wir nimmer gehofft hatten; denn es war nicht bloß eine ziemliche Menge Steine, Kalk und Lehm herbeigeschafft, sondern auch der Grund bereits sehr weit ausgegraben. Unterdeß war die Zeit der Abendmahlzeit herbeigekommen, nach deren Genuß der Altvater in seiner Erzählung folgendermaßen fortfuhr:

---

„Ich hatte mich," wie ich gestern schon sagte," auf dieser meiner Insel zur Ruhe gelegt, und zwar auf einem kleinen Hügel, der zwischen Alberts- und Davidsraum liegt, jetzt aber ein ganz anderes Ansehen hat, da die Einwohner nicht bloß die Gesträuche auf demselben abgehauen, sondern auch den größten Theil bearbeitet haben. Ich ruhte so sanft, daß ich mich nicht eher als am andern Morgen, etwa zwei Stunden nach Sonnenaufgang ermuntern konnte Ich schämte mich vor mir selbst, so lange geschlafen zu ha-

den, stand aber hurtig auf, nahm meine fünf gestern geschossenen Rebhühner, schoß unter Weges noch ein junges Reh, und eilte dem Wege zu, welcher mich zu meiner verlassenen Gesellschaft führen sollte.

Meinen Rückweg fand ich durch unverdrossenes Suchen weit leichter und sicherer als den gestrigen Weg, den ich mit Leibes und Lebens Gefahr hinauf gestiegen war; deshalb machte ich mir bei jeder Wendung desselben ein Merkzeichen, weil die vielen natürlichen Absätze der Felsen einen wirklichen Irrgang vorstellten. Mein junges Reh wurde ziemlich bestäubt, indem ich dasselbe wegen seiner Schwere immer hinter mir her schleppte: die Rebhühner aber hatte ich mit einem Bande mir an den Hals gehenkt, weil ich die Flinte statt eines Wanderstabs gebrauchte. Endlich kam ich ohne allen Schaden herunter, und traf meine zurückgelassene Gesellschaft eben bei der Mittagsmahlzeit vor der Felsenherberge an. Herr von Leuven und Concordia sprangen, sobald sie mich nur von fern erblickten, sogleich auf, und kämen mir entgegen gelaufen. Der erste umarmte und küßte mich, und sagte: „Herr Albert, wir haben jetzt seit Eurer Abwesenheit den ersten Bissen zu uns genommen, weil ich und meine Ehefrau die ganze Zeit mit Fasten und Betrübniß zugebracht haben. Fragt sie selbst, ob sie nicht seit Mitternacht viele Thränen Euretwegen ver-

gossen hat?" — „Gnädige Frau," erwiederte ich lächelnd, „ich will Eure kostbaren Thränen in Abschlag mit fünf delikaten Rebhühnern und einem jungen Reh bezahlen. Aber, mein Herr von Leuven, wißt Ihr auch, daß ich das schöne Paradies entdeckt habe, woraus vermuthlich Adam und Eva durch den Cherub verjagt worden?" — „Herr Albert," rief von Leuven, „habt Ihr etwa das Fieber bekommen, oder schwärmt Ihr auf andre Art?" — „Nein, mein Herr," versetzte ich, „bei mir ist weder Fieber, noch irgend eine andere Phantasie; sondern laßt mich nur eine gute Mahlzeit nebst einem Glase Wein finden, so sollt Ihr keine Phantasie, sondern eine wahrhafte Erzählung von allem, was mir Gott und das Glück gewiesen hat, aus meinem Munde hören."

Beide ergriffen meine Arme, und führten mich zu dem sich für krank ausgebenden Lemelie, der aber doch von der zubereiteten Schildkröte und dem Seekalbe ziemlich wohl essen konnte, auch dem Weinbecher keinen Zug schuldig blieb. Ich meines Theils sättigte mich nach Nothdurft, und stattete hierauf den sämmtlichen Anwesenden von meiner Reise einen umständlichen Bericht ab, der meine Gefährten in eben so große Freude als Verwunderung setzte. Herr von Leuven wollte sogleich mit mir gehen und das schöne Paradies besehen; allein meine Müdigkeit, Concordiens gute Worte und

die Trägheit des Lemelie bewirkten so viel, daß wir es bis auf den folgenden Tag verschoben. Unterdeß gaben wir desto sehnlicher auf ein vorbeisegelndes Schiff Acht, welches zwar immer in unserem Gesicht blieb, aber gar nicht näher zum Vorschein kommen wollte.

Sobald nun das angenehme Sonnenlicht wieder aus der See emporstieg, steckte ein jeder an Lebensmitteln, Pulver, Blei und anderen Bedürfnissen so viel in seine Taschen, als er sich fortzubringen getraute. Concordia durfte auch nicht ledig gehen, sondern mußte vor allen andern in der Hand eine scharfe Hacke mitschleppen. Ich führte außer meiner Flinte und meinem Ranzen eine Holzart, und suchte noch lange Zeit nach einem kleinen Handbeile, womit man dann und wann die hinderlichen dünnen Sträuche abhauen könnte. Da indeß die Handbeile, ich weiß nicht wohin, verlegt waren, und meine drei Gefährten über den langen Verzug ungeduldig werden wollten, beschenkte mich Lemelie, um nur desto eher fortzukommen, mit einem hübschen, zwei Finger breiten, zweischneidigen und wohlgeschliffenen Stilett, welches man ganz wohl statt eines Handbeils gebrauchen, und nachher zur Gegenwehr wider die wilden Thiere mit dem Griffe in die Mündung des Flintenlaufs stecken konnte. Ich hatte eine besondere Freude über dies artige Instrument, und dankte dem Lemelie höflichst dafür; er aber wußte nicht,

daß er hiemit ein Eisen von sich gab, das ihm nach Verlauf weniger Wochen den Lebensfaden abkürzen würde. Da wir uns nunmehr völlig ausgerüstet hatten, um die Reise nach dem Paradiese anzutreten, gieng ich voraus, Lemelie folgte mir, Concordie hinter ihm, und Herr von Leuven schloß den ganzen Zug. Sie konnten sich allerseits nicht genug über meinen klugen Einfall wundern, daß ich die Absätze der Felsen, welche uns auf die ungefährlichsten Stege führten, so wohl gezeichnet hatte; denn sonst hätte man wohl acht Tage suchen, wo nicht gar Hals und Beine brechen können. Es gieng zwar immer, je höher wir kamen, desto beschwerlicher, besonders weil uns Concordiens Furchtsamkeit und Schwindel sehr viel zu schaffen machte, indem wir ihretwegen hie und da Stufen einhauen mußten; glücklich erreichten wir endlich jedoch die oberste Höhe. Da jetzt aber ein Sprung über die Felsenkluft gemacht werden sollte, war aufs neue Noth vorhanden; denn Concordia konnte sich aus Furcht, zu kurz zu springen, unmöglich dazu entschließen, ungeachtet der Platz breit genug zum Ausholen war. Wir mußten daher dieselbe sitzen lassen, und unten im nächsten Gehölz einige Bäume abhauen, welche wir mit größter Mühe den Felsen hinaufschleppten, Querhölzer darauf nagelten und banden, und also eine ordentliche Brücke über diesen Abgrund schlugen, auf welcher nachher Concor-

dia, wiewohl immer noch mit Furcht und Zittern, sich herüberführen ließ.

Ich will die ungemeine Freude meiner Gefährten, welche sie beim Anblick dieser schönen Gegend empfanden, mit Stillschweigen übergehen, und nur ganz kurz bemerken, daß wir nun sämmtlich anfiengen, das ganze Land zu durchstreichen, wobei Herr von Leuven glücklicher war als ich, gewisse Merkmale zu entdecken, woraus sich schließen ließ, daß sich unfehlbar vernünftige Wesen hier aufgehalten hätten, oder vielleicht noch hier vorhanden wären. Es fand sich nämlich jenseit des Flusses an dem Orte, wo jetzt Christiansraum angelegt ist, ein mit spitzigen Pfählen umgebener Gartenplatz, in welchem sich noch die schönsten Gartengewächse, wiewohl mit vielem Unkraut untermischt, befanden, so wie auch nicht weniger schöne seltene Blumen und etliche Stauden von Hülsenfrüchten, Weizen, Reis und anderes Getreide. Weiterhin lagen einige Scherben von zerbrochenen Gefäßen im Grase, und südwärts auf dem Weingebirge, welches jetzt zu Christophs- und Robertsraum gehört, fanden sich einige an Pfähle festgebundene Weinreben; doch schien es, als ob das Anbinden schon vor mehreren Jahren geschehen sein müsse. Hierauf besahen wir die See, aus welcher der sich in zwei Arme theilende Fluß entspringt, der, wie wir sahen, ganz von Fischen wimmelte, lehrten aber,

da die Sonne untergehen wollte, und Concordia sehr ermüdet war, auf das eben erwähnte hohe Weingebirge zurück, und beschlossen, weil es eine angenehme Witterung war, daselbst über Nacht auszuruhen. Nachdem wir zu Abend gespeis't hatten, und das schöne Wild so häufig auf der Ebene herumspazieren sahen, besprachen wir alles, was uns an dem Tage zu Gesicht gekommen war, und waren darin einig, daß schwerlich eine schönere Gegend in der Welt anzutreffen sei; nur wurde beklagt, daß nicht noch einige Familien zugegen seien, um mit uns diese fruchtbare Insel in Besitz zu nehmen. Lemelie sagte: „Ich schwöre bei allen Heiligen, daß ich Zeit Lebens hier ruhig zu wohnen Lust habe. Es fehlt uns also nichts als zwei Frauen, für mich und für Herrn Albert. Jedoch — sagte er zu dem von Leuven — was sollte wohl hindern, wenn wir uns unter solchen Umständen alle drei mit einer Frau behülfen, mit ihr Kinder zeugten, und diese sodann unter einander verheiratheten.“ Herr von Leuven schüttelte den Kopf, worauf Lemelie sagte: „Ha, mein Herr, in solchen Fällen muß man die Eifersucht, den Eigensinn und den Ekel bei Seite setzen. Da wir hier keiner weltlichen Obrigkeit unterworfen sind, auch nicht leicht von Jemandem beunruhiget zu werden fürchten dürfen, so können wir uns Gesetze nach eigenem Gefallen machen, dem Himmel aber wird es nicht zuwider

sein, wenn wir ihm zur Dankbarkeit dafür, daß er uns von allen Menschen abgesondert, eine ganz neue Kolonie zeugen.

Herr von Leuven schüttelte den Kopf hiebei noch stärker als vorher, und gab zur Antwort: „Herr Lemelie, Ihr erzürnt den Himmel mit dergleichen sündlichen Reden. Gesetzt aber auch, daß dies, was Ihr vorgebracht, nach göttlichem und weltlichem Recht wohl erlaubt wäre, so kann ich Euch doch versichern, daß ich, so lange noch adeliges Blut in meinen Adern rinnt, meine Concordia mit keinem Menschen auf der Welt theilen werde, da sie mir und ich ihr allein auf Lebenszeit beständige Treue und Liebe zugeschworen."

Concordia vergoß unterdeß die bittersten Thränen, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „Ach, grausames Verhängniß, so hast du mich denn aus dem Tode nur darum gerettet, um mich an einen Ort zu führen, wo ich eines jeden Begier preisgegeben sein soll? O Himmel, erbarme dich!" Ich für meine Person hätte vor Jammer fast mit geweint, warf mich aber vor ihr auf die Kniee und sagte: „Gnädige Frau, ich bitte Euch um Gottes Willen, redet nicht von alken, da Ihr Euch bloß über eine Person zu beschweren Ursache habt. Denn ich rufe Gott und alle seine heiligen Engel zu Zeugen an, daß mir niemals dergleichen frevelhafte und höchst sündliche Ge-

danken ins Herz oder Haupt gekommen sind; ja ich schwöre für jetzt und für künftig, daß ich eher dieses Stilett in meinen Leib stoßen, als Euch den geringsten Verdruß erregen wollte." — „Verzeiht mir, guter Albert," war ihre Antwort, „daß ich unbesonnener Weise mehr als einem Menschen angeklagt habe. Gott weiß, daß ich Euch für redlich, tugendhaft und züchtig halte; doch ich weiß auch gewiß, daß der Himmel alle unzüchtigen Frevler strafen wird." Bei diesen Worten ergoß sich aus ihren schönen Augen ein neuer Thränenstrom, der den Lemelie so bewegte, daß er mit verstellter Aufrichtigkeit sich zu ihren Füßen warf, und Folgendes sagte: „Gnädige Frau, laßt Euch um aller Heiligen willen bitten, Eure Betrübniß und Thränen zu hemmen, und glaubt mir sicherlich, daß alle meine Reden ein bloßer Scherz gewesen. Von mir soll Eure Ehre gewiß nie befleckt werden, und wenn wir auch hundert Jahre auf dieser Insel allein beisammen bleiben müßten. Herr von Leuven, Euer Gemahl, wird die Güte haben, mich wieder mit Euch auszusöhnen; denn ich bin von Natur etwas frei im Reden, hätte indeß nimmermehr geglaubt, Euch so empfindlich zu sehen." Eben so entschuldigte er seinen übel gerathenen Scherz bei dem Herrn von Leuven, und nach einigen gewechselten Worten ward zwischen uns allen ein vollkommener Friede gestiftet, wiewohl Concordia ihre tiefe Schwer-

muth selbst nach mehreren Tagen noch nicht einmal ablegen konnte.

Wir brachten die auf diesen streitvollen Abend folgende Nacht in süßer Ruhe hin, und spazierten dann nach eingenommenem Frühstück um den See herum, wo wir abermals die schönsten Weinberge und metallhaltigen Steine, so wie auch die Salzlachen und Berge antrafen, die Ihr heute mit mir auf dem Stephansraumer Gebiete besichtigt habt. Hier konnten wir damals nicht durch den Arm des Flusses kommen, da derselbe zwar eben nicht breiter, doch viel tiefer war als der andere, durch welchen wir vorigen Tages ganz gemächlich hindurchwaten konnten. Daher mußten wir unseren Weg wieder zurück, um den See herum, nach dem Ruheplatze nehmen, wo wir in der verflossenen Nacht so sanft geschlafen hatten. Da es indeß noch hoch am Tage war, so beliebten wir, etwas weiter zu gehen, setzten also an einem seichten Orte durch den Fluß, und gelangten auf diesen Hügel, der jetzt meine sogenannte Albertsburg trägt.

Dieser mitten auf der Insel liegende Hügel war damals mit dem dichtesten, wiewohl nicht eben hohen Gebüsche bewachsen. Während wir uns nun bemühten, eine bequeme Ruhestäte daselbst auszusuchen, geriethen Herr von Leuven und Concordia von ungefähr auf einen schmalen, durchs Gesträuch gehauenen Weg, welcher dieselben in eine der an-

genehmsten Sommerlauben führte. Sie riefen uns Zurückgebliebene zu sich hin, um dieses angenehme Werk nebst dessen Bequemlichkeit mit ihnen zu theilen, wo wir denn sogleich einstimmig bekennen mußten, daß dies kein von Natur, sondern von Menschenhänden gemachtes Werk sein müsse. Die Zacken waren nämlich oben so künstlich wie ein Gewölbe zusammengeflochten, so daß wegen des dicht auf einander liegenden Laubes kein Tropfen Wasser durchdringen konnte. Ueberdies gab der Augenschein, daß der Baumeister anfangs an drei Seiten förmliche Fensterlöcher gelassen, die aber nunmehr ganz wild verwachsen waren; zu beiden Seiten des Eingangs dagegen standen zwei oben abgesägte Bäume, deren im Bogen verschlungene Zweige ein ordentliches Thürgewölbe bildeten.

Es war in diesem grünen Lustgewölbe mehr Raum, als vier Personen zur Noth bedurften, weshalb Herr von Leuven vorschlug, daß wir sämmtlich darin schlafen sollten. Doch Lemelie war so unerwartet höflich, daß er sogleich einfiel: „Herr von Leuven, der Himmel hat Euch mit Eurer Ehegemahlin aus besonderer Rücksicht zuerst in dies angenehme Quartier geführt; daher brauchet Eure Bequemlichkeit ganz allein darin. Herr Albert wird Euch so wenig als ich darin zu stören Willens sein, sondern sich nebst mir eine andere gute Schlafstelle suchen. Wie sehr nun auch

der von Leuven und seine Gemahlin sich dessen weigerten, so mußten sie doch endlich uns nachgeben und bewilligen, daß dieses artige Quartier des Nachts für sie allein, am Tage aber zu unser Aller Bequemlichkeit dienen sollte.

Also ließen wir die beiden allein, und bauten, etwa dreißig Schritte davon, eine andere ziemlich bequeme Schlafhütte für Lemelie und mich, die wir aber erst in den folgenden Tagen völlig zu Stande brachten. Von nun an waren wir eifrigst bemüht, unsere nöthigsten Sachen von der Sandbank über das Felsengebirge hinüber nach der Insel zu schaffen. Diese Arbeit kostete uns indeß gar manchen Schweißtropfen, indem wir erst viele Stufen hineinarbeiten mußten, um mit der Last, die wir trugen, recht fußen und fortkommen zu können. Da aber dieses sehr langsam von statten gieng, und die Felsen in einem Tage nicht wohl öfter als zweimal zu besteigen waren, fiel uns eine etwas leichtere Art ein, wobei zugleich auch weit mehr hinaufgebracht werden konnte. Wir machten nämlich die noch übrigen Taue und Stricke von dem Schiffsstück völlig los, banden die Sachen in mäßige Ballen, legten von einem Absatz zum andern Stangen, und zogen so die Ballen mit leichter Mühe hinauf, wobei Lemelie ganz besonderen Fleiß zeigte. Unterdeß war Concordia ganz allein auf der Insel, übte sich fleißig im Schießen, denn wir hatten eine gute Menge unver-

dorbenes Pulver vorräthig, fieng daneben so viel Fische, als wir nur essen konnten, und ließ uns also an gekochten und gebratenen Speisen niemals Mangel leiden, obschon unser Zwieback völlig verzehrt war. Diesen Mangel hofften wir indeß mit der Zeit zu ersetzen, da wir die wenigen Weizen- und anderen Getreideähren wohl umzäunt und vor dem Wilde verwahrt hatten, deren Körner wir im Nothfall zu Samen aufzuheben und zu vervielfältigen gedachten.

Der erste Sonntag, den wir laut Anweisung unseres Kalenders auf dieser Insel erlebten, war für uns ein höchst angenehmer und erfreulicher Ruhetag, an welchem wir alle gewöhnliche Werkeltagsarbeit liegen ließen, und den ganzen Tag mit Beten, Singen und Bibellesen zubrachten; denn Concordia hatte eine englische und ich eine hochteutsche Bibel nebst einem Gesang- und Gebetbuche mit gerettet, welches beides ich auch noch bis diesen Tag als ein besonderes Heiligthum aufbewahrt habe. Das merkwürdigste war, daß damals auf dieser Insel unter uns vier Personen die drei Hauptparteien des christlichen Glaubens anzutreffen waren da Herr von Leuven und seine Frau der reformirten, ich Albert Julius aber, als ein geborener Sachse, der lutherischen, und Lemelie, als ein Franzose, der römisch-katholischen Religion zugethan war. Die beiden Eheleute und ich konnten uns im Beten und Singen sehr schön vereinigen,

indem sie beide ziemlich gut teutsch verstanden und redeten. Lemelie, der doch fast alle Sprachen, außer den gelehrten, verstehen und ziemlich wohl reden konnte, hielt seinen Gottesdienst von uns abgesondert in selbsterwählter Einsamkeit; worin derselbe bestanden, weiß ich nicht, denn so lange wir mit ihm umgegangen, hat er wenig Gottgefälliges an sich bemerken lassen.

Am gedachten Sonntage gegen Abend gieng ich unten an der Seite des Hügels nach dem großen See zu, um zu lustwandeln, glitt von ungefähr auf dem glatten Grase aus, und fiel in einen mit dünnen Gesträuchen verdeckten Graben wohl vier Ellen tief hinunter. Anfangs erschrak ich heftig darüber und glaubte in einen Abgrund gerathen zu sein; doch da ich wieder zur Besinnung kam, und nicht den geringsten Schaden an meinem Leibe bemerkte, raffte ich meine zitternden Glieder eilig auf. Im Umkehren aber wurden meine Augen eine finstere Höhle gewahr, die mit großem Fleiße in den Hügel hinein gearbeitet zu sein schien.

Ich gieng getrost bis an den Eingang derselben, da aber nichts als eine dichte Finsterniß zu sehen war, überdies ein übelriechender Dunst mir einen großen Ekel darin verursachte, so fieng mir meine Haut an zu schauern, und meine Haare begannen sich zu sträuben; weshalb ich eiligst umwandte, und mit fliehenden Schritten den Rückweg

suchte, auch gar bald wieder bei dem Herrn von Leuven und Concordien ankam. Beide bemerkten sogleich meine blasse Farbe und heftige Veränderung, weshalb ich auf ihr Befragen alles erzählte, was mir begegnet war. Doch Herr von Leuven sagte: „Mein Freund, Ihr seid bisweilen ein wenig zu neugierig. Wir haben nunmehr, Gott Lob, genug gefunden, um unser Leben so lange zu erhalten, bis uns der Himmel Gelegenheit zuschickt, an unsern erwählten Ort zu gelangen; daher lasset das unnütze Forschen, denn wer weiß, ob sich nicht in dieser Höhle giftige Thiere aufhalten, welche Euch augenblicklich um's Leben bringen können." — „Ihr habt recht, mein Herr," gab ich zur Antwort, „doch diesmal ist mein Vorwitz nicht so viel schuld, als das unverhoffte Hinunterfallen. Damit nun dergleichen hinfort Niemandem mehr begegnen möge, will ich die Sträuche rings herum abhauen und täglich eine gute Menge Erde losarbeiten, bis diese ekle Gruft völlig ausgefüllt ist." Herr von Leuven versprach zu helfen, Concordia reichte mir ein Gläschen von dem kleinen Vorrathe Weines, nebst zwei Stückchen herzstärkenden Confects, welches beides mich so erquickte, daß ich noch denselben Abend eine starke Mahlzeit halten und nach verrichtetem Abendgebet mich ganz aufgeheitert neben Lemelie schlafen legen konnte.

Allein ich habe in meinem Leben keine ängstlichere

Nacht, als diese war, zugebracht. Denn etwa um Mitternacht, da ich selbst nicht wußte, ob ich schlief oder wachte, erschien mir ein langer Mann, dessen weißer Bart fast bis auf die Kniee reichte, und der, mit einem langen Kleide von Thierhäuten angethan, auch eine dergleichen Mütze auf dem Haupte, in der Hand aber eine große Lampe mit vier Dochten hatte, dergleichen zuweilen in den Schiffslaternen zu brennen pflegen. Dieses Schreckenbild trat gleich zu meinen Füßen hin, und hielt an mich folgende Anrede, von welcher ich noch bis diese Stunde, wie ich glaube, nichts vergessen habe:

„Verwegener Jüngling, warum willst Du Dich unterstehen, die Wohnung zu verschütten, woran ich so viele Jahre gearbeitet, ehe sie zu meiner Bequemlichkeit gut genug war. Meinst Du etwa, das Verhängniß habe Dich von ungefähr in den Graben gestoßen und vor die Thür meiner Höhle geführt? Nein, keinesweges! sondern, weil ich mit meinen Händen acht Personen auf dieser Insel aus christlicher Liebe begraben habe, so bist du auserkoren, meinem vermoderten Körper einen gleichen Liebesdienst zu erweisen. Schreite deshalb schon morgen ohne alle Bekümmerniß ans Werk, und durchsuche die Höhle ohne Scheu, die Du gestern mit Grausen verlassen hast, wofern Dir anders Deine zeitliche Glückseligkeit lieb ist. Wisse auch, daß

der Himmel etwas besonderes mit Dir vorhat. Deine Glückseligkeit aber wird nicht eher anfangen, bis Du zwei besondere Unglücksfälle erlitten, und diesem deinem Schlafgesellen zur bestimmten Zeit den Lohn seiner Sünden gegeben hast. Merke wohl, was ich Dir gesagt habe, erfülle mein Begehr, und empfange dies Zeichen, um zu wissen, daß Du nicht geträumet hast."

Bei diesen letzten Worten drückte er mir, der ich im größten Schweiße lag, mit einem seiner Finger dermaßen auf meine rechte Hand, daß ich laut zu schreien anfieng, wobei zugleich alles verschwand, so daß ich nun weiter nichts mehr als den sternhellen Himmel durch die Laubhütte blicken sah.

Lemelie, der bei meinem Geschrei auffuhr, war übel zufrieden, daß ich ihn gestört; da ich aber aus seinen Reden merkte, daß er weder etwas gesehen noch gehört hatte, ließ ich ihn bei dem Gedanken, daß ich einen schweren Traum gehabt, und stellte mich, als ob ich wieder schlafen wollte, wiewohl ich die folgenden Stunden bis an den hellen Morgen ohne Ruhe, in Betrachtungen über das, was mir so eben begegnet war, zubrachte, und zugleich an meiner Hand einen stark mit Blut unterlaufenen Fleck sah.

Sobald ich muthmaßen konnte, daß Herr von Leuven aufgestanden, verließ ich ganz leise meine Lagerstatt, ver-

fügte mich zu ihm und erzählte, nachdem ich ihn etwas abseits von der Hütte weggeführt, ganz aufrichtig, wie es mir in der vorigen Nacht gegangen. Er umarmte mich freundlich und sagte: „Herr Albert, ich lerne immer mehr erkennen, daß Ihr zwar das Glück, selbiges aber noch weit mehr Euch suchet. Deshalb biete ich mich Euch zu Eurem Bruder an, und ich hoffe, Ihr werdet mich nicht verschmähen. Für jetzt wollen wir ein gutes Präservativ gegen die bösen Dünste einnehmen, und die Höhle in Gottes Namen durchsuchen; denn das Zeichen auf Eurer Hand hat mich zu dem Glauben gebracht, daß jeder Verzug schädlich sei. Aber Lemelie, Lemelie," sagte er weiter, „macht mir das Herz schwer, so oft ich an seine übeln Gemüthsregungen denke; wir haben gewiß nicht Ursache, uns seiner Gesellschaft zu freuen, Gott steure seiner Bosheit! Wir wollen ihn zwar mit zu diesem Werk ziehen, allein, mein Bruder, verschweiget ihm ja Euer nächtliches Gesicht, und saget, Ihr hättet einen schweren Traum gehabt, welcher Euch schon wieder entfallen sei."

Dieser Verabredung kamen wir genau in allem nach. Wir beredeten Concordien, an den Fluß fischen zu gehen, eröffneten dem Lemelie von unserem Vorhaben so viel, als er wissen sollte, und giengen dann alle drei gerades Weges auf die unterirdische Höhle zu, nachdem ich in eine mit zer-

lassenem Seekalbsfett angefüllte eiserne Pfanne etliche angebrannte Dochte gelegt, und dieselbe anstatt einer Fackel mitgenommen hatte.

Ich gieng voran, Lemelie folgte mir, und der Herr von Leuven ihm nach. Sobald wir nun in die fürchterliche Höhle, welche von meiner Lampe ganz erleuchtet wurde, eingetreten waren, zeigte sich uns ein bedeutender Vorrath allerlei Hausgeräths von Kupfer, Zinn und Eisenwerk, nebst vielen Packfässern und zusammengebundenen Ballen, welches alles ich indeß nur obenhin betrachtete, und mich rechter Hand nach einer halb offen stehenden Seitenthür wendete. Nachdem ich dieselbe geöffnet hatte, und gerade vor mich hingieng, that der mir folgende Lemelie einen lauten Schrei, und sank unversehens in Ohnmacht. Wollte Gott, seine Seele wäre damals aus seinem Körper entwichen! so aber riß ihn von Leuven sogleich zurück an die frische Luft, und rieb ihm die Nase und das Gesicht so lange, bis er sich wieder etwas ermunterte, worauf wir ihn da liegen ließen, und das Gewölbe rechter Hand aufs neue betraten. Hier erblickten wir nun sehr bald das, wovor sich Lemelie so sehr entsetzt hatte. In dem Winkel linker Hand saß nämlich ein solcher Mann, wie mir vergangene Nacht erschienen, auf einem in Stein gehauenen Sessel, als ob er schliefe, indem er sein Haupt mit dem einen Arme auf den daneben

stehenden Tisch gestützt, die andere Hand aber auf dem Tische ausgestreckt liegen hatte. Ueber dem Tische an der Wand hieng eine viereckige Lampe, und auf demselben lagen, außer einigen Speise- und Trinkgeschirren, zwei große und eine etwas kleinere Tafel mit Inschriften. Die drei letzteren Stücke trugen wir heraus ans Licht, und fanden auf der ersten Tafel, die dem Anscheine nach aus einem zinnernen Teller geschlagen und sehr sauber abgeschabt war, folgende Zeilen in lateinischer Sprache eingegraben."

---

Mit diesen Worten stand unser Altvater Albert Julius auf, und langte aus einem Kasten verschiedene Briefschaften und zugleich die erwähnten drei zinnernen Tafeln, welche er bisher sorgfältig aufgehoben hatte. Eine von den größeren nebst der kleinen überreichte er Herrn M. Schmelzer, und sagte: „Mein Herr, Ihr möget das Original selber ansehen, und es uns vorlesen." Diesem machte dies Alterthum große Freude, und er las uns die Inschrift in teutsche Sprache übersetzet vor, wie folget:

Ankommender Freund,
wer Du auch bist!
Wenn Dich vielleicht das wunderliche Schicksal in diese
wunderbare Behausung wunderlamer

Weise führen sollte,
so erstaune nicht allzu sehr über den unvermutheten
Anblick meines Gerippes,
sondern bedenke,
daß Du nach dem Fall der ersten Eltern eben dem
Schicksal und eben der Sterblichkeit
unterworfen bist.
Im übrigen.
laß die Überbleibsel meines Leibes nicht
unbegraben liegen.
Da ich nämlich starb, so konnte ich mich Verstorbenen
nicht selber begraben.
Einem Christen,
wo Du anders ein Christ oder wenigstens ein Mensch bist,
stehet es zu,
einen Christen ehrlich zur Erde zu bestatten;
da ich mich in meinem ganzen Leben bestrebt,
an Christum zu glauben, Christo zu leben,
und endlich Christo zu sterben.
Du wirst für Deine geringe Arbeit eine
große Belohnung erhalten.
Denn wenn Dir das Glück dasjenige, was es mir
seit vielen Jahren verweigert hat,
widerfahren läßt,

daß Du nämlich Dich wieder zu der Gesellschaft
der Menschen gesellen kannst,
so wirst Du eine kostbare Belohnung zu hoffen
und aus dieser Höhle mit hinweg
zu nehmen haben.
Wenn Du aber, so wie ich, gezwungen bist,
in dieser Einsamkeit einsam dem Tode
entgegen zu gehen,
so werden doch einige merkwürdige Schriften,
die in meinem in Stein gehauenen Sessel
verborgen liegen,
Dir vielleicht erfreulich und nützlich sein.
Wohlan,
nimm dieselben mit dankbarem Herzen an,
der gütige Himmel mache Dich beglückt,
und zwar glücklicher als mich,
wiewohl ich mich niemals recht unglücklich
geschätzt habe.
Lebe wohl, ankommender Freund, lebe wohl!
höre meine Bitte, begrabe mich,
und glaube, daß Gott, dem ich gedienet,
geben wird,
daß Du wohl lebest.

---

Die Zeilen auf der kleinen Tafel lauteten auf teutsch also:

Ich bin geboren, den 9. August 1475.,
Auf diese Insel gekommen, den 14. November 1514.
Ich fühle, daß ich Alters halber in kurzer Zeit sterben werde, ungeachtet ich weder Krankheit noch Schmerzen empfinde. Dies habe ich geschrieben am 27. Junius 1606. —
Ich lebe zwar noch, bin aber dem Tode sehr nahe, den 28. 29. und 30. Junius, und noch den 1. Julius, 2., 3., 4., —

---

Nachdem wir über dies merkwürdige Alterthum und die sinnreiche Schrift, die gewiß aus keinem ungelehrten Kopfe geflossen war, noch Einiges gesprochen hatten; gab mir der Altvater Albert die drei zinnernen Tafeln — wovon die eine in spanischer Sprache eben das enthielt, was wir auf der großen lateinisch gelesen — nebst den übrigen schriftlichen Urkunden in Verwahrung, mit dem Befehl, daß ich alles, was lateinisch wäre, bei müßigen Stunden in's Hochteutsche übersetzen sollte, was ich denn auch ehestens zu thun versprach. Worauf er uns beurlaubte, und sich zur Ruhe legte.

Ich hingegen war nebst Herrn M. Schmelzer viel zu neugierig, zu wissen, was die alten Briefschaften wohl enthielten.

So fanden wir denn unter andern die Lebensbeschreibung eines spanischen Edelmanns, Don Cyrillo de Valaro — welches eben der hundert und ein und dreißig jährige Greis war, dessen Körper wir damals in der Höhle unter dem Albertshügel gefunden hatten — in lateinischer Sprache geschrieben, die wir großentheils bis tief in die Nacht mit einander durchlasen. Ich habe dieselbe nachher so gut als möglich in's Hochteutsche übersetzt, und will sie hier, ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, sogleich im Anhange folgen lassen.

---

# Geschichte des Don Cyrillo de Valaro.

Ich Don Cyrillo de Valaro wurde am 9. August des Jahres 1475 von meiner Mutter Blanca de Cordua im Feldlager unter einem Gezelt zur Welt geboren. Mein Vater, Don Dionyso de Valaro, welcher in die Dienste des neuen kastilianischen Königs Ferdinand als Obrister über ein Regiment Fußvolk getreten war, hatte nämlich, als er gegen den König Alphons von Portugal in's Feld ziehen mußte, meine Mutter mit sich genommen. Dieser Alphons hatte sich mit Johanna, Heinrichs des Vierten von Kastilien Tochter, die indeß von Jedermann für einen Bastart gehalten wurde, verlobt, und deshalb nicht nur den Titel und das Wappen von Kastilien angenommen, und dadurch unserem Ferdinand die Krone streitig gemacht, sondern auch bereits sich vieler Städte bemächtiget, da ihm sowohl König Ludwig der Elfte von Frankreich als auch viele Große von Kastilien ansehnliche Hilfe versprochen. Nachdem indeß die Portugiesen im folgenden

Jahre bei Toro geschlagen worden waren, und mein Vater einsah, daß es wegen des vielen Hin- und Hermarschirens nicht wohl gethan sei, uns länger bei sich zu behalten, schaffte er mich und meine Mutter nach Madrid zurück. Er selbst kam indeß nicht eher wieder zu uns, bis die Portugiesen im Jahre 1479 bei Albufera aufs Haupt geschlagen und zum Frieden gezwungen worden waren, wobei Alphons sich nicht allein seiner Ansprüche auf Kastilien, sondern auch auf seine Braut begab. Johanna aber, obwohl man ihr unseren kastilianischen Prinzen Johannes, der noch ein Kind war, zum Ehegemahl versprach, gieng aus Verdruß in ein Kloster, weil sie vielleicht geglaubt, daß man sie bloß hintergehen wolle.

Ich weiß mich noch, obschon nur wie im Traume, der Freude und des Vergnügens zu erinnern, welches ich als ein vierjähriger Knabe über die glückliche Zurückkunft meines lieben Vaters gehabt; allein wir konnten dessen erfreuliche Gegenwart nur kurze Zeit genießen. Er mußte nämlich schon nach wenigen Wochen dem Könige, der ihn nicht nur zum General in der Armee, sondern auch zu seinem geheimen Staatsminister ernannte, nach Aragonien folgen, weil der König nach Absterben seines Herrn Vaters in diesem seinem Erbreiche die Regierung antrat. Doch im folgenden Jahr kam mein Vater nebst dem Könige abermals glücklich wieder zurück, und erfreute dadurch mich und meine Mutter aufs

neue, die ihm unterdeß noch einen jungen Sohn geboren hatte.

Er fing damals an, seine Haushaltung nach der schönsten Bequemlichkeit einzurichten, und, da ihm nicht sowohl der Krieg als des Königs Gnade zu ansehnlichem Vermögen verholfen, verschiedene Landgüter an sich zu kaufen, auf denen er vergnügt zu leben gedachte. Allein, während so eben mein Vater in der besten Ruhe zu sitzen vermeinte, nahm der König im Jahre 1481 einen Zug wider die Mauren in Granada vor, und mein Vater mußte im folgenden Jahre ihm mit zehntausend neugeworbenen Leuten folgen. Da verließ er uns denn zu unserem größten Bedauren, nachdem er zuvor meiner Mutter Einkünfte und das, was zu seiner Kinder standesmäßigen Erziehung erforderlich war, aufs Beste besorgt hatte. Im Jahre 1483 kam es zwischen den Kastilianern und Mohren bei Malaga zu einem scharfen Treffen, wobei die ersteren gedrängt und mein Vater fast tödtlich verwundet wurde; doch erholte er sich bald wieder einigermaßen, und kam bald darauf nach Hause, um sich völlig ausheilen zu lassen.

Der König und die Königin beehrten ihn beiderseits mit ihrem hohen Besuche, beschenkten ihn auch mit einer ansehnlichen Summe Geldes und einem vortrefflichen Landgute,

mich aber nahm der König als Pagen und Spielgefährten für seinen jungen Prinzen Johannes, der noch drei Jahre jünger war als ich, mit nach Hofe, und versprach, mich auf Lebenslang zu versorgen. Ob ich nun gleich erst in mein zehntes Jahr gieng, so hatte mich meine Mutter dermaßen gut erzogen und durch geschickte Männer unterweisen lassen, daß ich mich gleich von der ersten Stunde an nicht allein bei den königlichen Kindern, sondern auch bei dem Könige und der Königin selber, ungemein beliebt machte. Und da ich eine besondere natürliche Fähigkeit zeigte, so ertheilte der König allen Sprach- und Exercitienmeistern ausdrücklichen Befehl, auf mich wie auf seinen eigenen Sohn die größte Sorgfalt zu wenden, was denn bei meiner eigenthümlichen Lust und Liebe so viel bewirkte, daß mich jeder für den Geschicktesten unter allen meinen Kameraden hielt.

Unterdeß war mein Vater abermals wieder zu Felde gegangen, und hatte nicht nur für seine Wunde an den Mohren in etlichen Gefechten Rache genommen, sondern auch für den König viele Städte und Plätze eingenommen, bei welcher Gelegenheit er auch für seine Person viele Schätze erobert und nach Hause geschickt hatte. Allein im Jahre 1491, als die Stadt Granada mit 50,000 Mann zu Fuß und 12,000 zu Roß angegriffen, und der König Boabdiles

zur Uebergabe gezwungen wurde, verlor mein treuer und heldenmüthiger Vater sein edles Leben dabei, und zwar im letzten Sturme auf den erstiegenen Mauern.

Der König erhielt die Briefe von dieser glücklichen Begebenheit über Tafel, las sie und rief voll Freuden aus: „Gott und allen Heiligen sei gedankt! nun ist die Herrschaft der Mauren, die über siebenhundert Jahr in Spanien gewährt, glücklich zu Grunde gerichtet.“ Darüber entstand denn unter allen, sowohl hohen als niederen Hofbedienten ein allgemeiner Jubel. Als er indeß die Liste der getödteten und verwundeten Officiere in die Hand nahm, und las, daß Don Dionyso de Valaro als ein Held mit dem Degen in der Faust auf der eroberten Mauer gefallen sei, — da vergiengen mir auf einmal alle meine Sinne, so daß ich hinter dem Kronprinzen ohnmächtig zur Erde sank.

Den mitleidigen König gereuete es sehr, daß er sich nicht zuvor nach mir umgesehen, ehe er diese traurige Zeitung, die ihm selbst sehr zu Herzen gieng, laut vorgelesen. Indeß sobald mich die andren Bedienten hinweg und in mein Bette getragen, auch mich wieder etwas erfrischt hatten, besuchte mich nicht nur der Kronprinz mit seiner dreizehnjährigen Schwester Johanna, sondern auch die Königin selber mit ihrem vornehmsten Frauenzimmer. Dessen ungeachtet konnte sich mein Gemüth wegen des traurigen Verlustes, den ich

erlitten, nicht sogleich beruhigen, sondern ich vergoß etliche Tage nach einander die bittersten Thränen, bis mich endlich der König vor sich kommen ließ und mich also anredete:

„Mein Sohn Cyrillo de Valaro, willst Du meiner Gnade ferner theilhaftig bleiben, so hemme wenigstens äußerlich Deine Betrübniß, und bedenke, daß ich an Don Dionyso de Valaro, wo nicht mehr, doch eben so viel als Du verloren; denn er ist mein treuer Diener gewesen, der keinem seines Gleichen den Vorzug gelassen. Ich aber will selber, was Dich betrifft, in seine Stelle treten und Dein Versorger sein. Es sei Dir hiemit sein erledigtes Regiment geschenkt, und ich will Dich jetzt sogleich zum Obristen darüber bestellen und zum Ritter schlagen; doch sollst Du nicht eher zu Felde gehen, und so lange bei meinem Kronprinzen bleiben, bis ich Euch beide selber mitnehme." Ich that hierauf dem Könige aus Dankbarkeit einen Fußfall, und empfahl mich seiner beständigen Gnade. Er reichte mir seine Hand, die ich in Unterthänigkeit küßte, und ward hierauf von ihm selbst zum Ritter geschlagen, wobei ich die besondere Gnade erfuhr, daß mir die Prinzessin Johanna das Schwert umgürtete, und der Kronprinz mir den rechten Sporn anlegte.

So wurde denn mein Schmerz durch die besondere Gnade des Königs und durch vernünftige Vorstellungen nach und nach etwas gelindert. Meine Mutter aber nebst meinem

einzigen Bruder und zwei Schwestern konnte sich nicht so bald beruhigen, und da sie durchaus nicht wieder heirathen wollte, so begab sie sich mit meinen Geschwistern aus der Residenzstadt hinweg auf das beste unserer Landgüter, um daselbst ruhig zu leben und ihre Kinder mit aller Sorgfalt zu erziehen.

Unterdeß ließ ich mir die Uebung in den Waffen, so wie auch in Kriegs- und anderen nützlichen Künsten, so sehr angelegen sein, daß sich in meinem achtzehnten Jahre kein Ritter am spanischen Hofe schämen durfte, mit mir umzugehn, und da bei den damaligen, ziemlich ruhigen Zeiten der König mancherlei Ritter- und Lustspiele anstellte, fand ich mich sehr eifrig und fleißig dabei ein, und kam fast niemals ohne ansehnlichen Gewinn davon.

Am Geburtstage der Prinzessin Johanna wurde bei Hofe ein prächtiges Fest gegeben, und fast die halbe Zeit mit Tanzen zugebracht. Nachdem die Uebrigen alle sich entfernt hatten, und ich mich ebenfalls auf mein Zimmer begeben wollte, fand ich auf der Treppe ein Päcklein, welches in ein seidenes Tüchlein eingewickelt und mit Goldfaden umwunden war. Ich machte mir kein Bedenken, das schlecht verwahrte Päckchen zu eröffnen, und fand darin etliche Ellen grünes, mit Gold durchwirktes Band nebst dem Bildniß einer artigen Schäferinn, deren Gesicht zur Hälfte mit einem grünen Schleier verhüllt war, weil sie vielleicht nicht von Jedermann

erkannt sein wollte. Außerdem lag ein kleiner Zettel dabei, welcher folgende Zeilen enthielt:

Geliebter Ritter!

Ihr verlangt von mir mein Bildniß nebst einer Liberei, welches ich Euch beides hiemit aus geneigtem Herzen übersende. Seid damit bei dem morgenden Turnier glücklicher als das vorige Mal, damit ich Euretwegen von andern Damen keine Stichelreden anhören darf, sondern das Vergnügen habe, Eure gewohnte Geschicklichkeit mit dem besten Preise belohnt zu sehen. Lebet wohl, und gedenket Eurer

Freundin.

Meine damalige Schalkhaftigkeit widerrieth mir, denjenigen auszuforschen, dem dieses Päckchen eigentlich zukommen sollte, sondern bewog mich im Gegentheil, diese Liberei nebst dem artigen Bildnisse der Schäferin bei dem morgenden Lanzenbrechen selber auf meinem Helme zu führen. Wie gedacht, so geschehen. Am folgenden Morgen band ich die grüne Liberei nebst dem Bildniß auf meinen Helm, legte einen ganz neuen, himmelblauen, mit goldenen Sternen besetzten Harnisch an, und erschien also ganz unerkannt in den Schranken mit meinem Schilde, worin ein junger Adler, auf einem getödteten alten Adler mit ausgebreiteten Flügeln sitzend

und nach der Sonne sehend, als Sinnbild gemalt war. Die aus dem Horatius genommene Beischrift lautete: Non possunt aquilae generare columbam *).

Kaum hatte ich Zeit und Gelegenheit gehabt, meine Kräfte an vier Rittern zu versuchen, wovon ich drei zum Wanken brachte, den vierten aber gänzlich aus dem Sattel hob und in den Sand setzte, als mir ein unbekannter Schildknabe einen kleinen Zettel einhändigte, auf welchem folgende Zeilen zu lesen waren:

Verwegener Ritter!

Entweder nehmet sogleich das Bildniß und die Liberei, die Ihr unrechtmäßiger Weise auf Eurem Helme führet, herunter, und liefert es durch den Ueberbringer dieses an seinen Eigenthümer ab, oder seid gewärtig, daß nicht allein Euern bereits erworbenen Ruhm bei diesem Lustrennen nach allen Kräften verdunkeln, sondern Euch morgen früh auf Leib und Leben herausfordern wird

der Verehrer der schönen Schäferin.

Auf diese trotzige Schrift gab ich dem Schildknaben mündlich zur Antwort: „Sage demjenigen, der Dich

*) Adler können nicht eine schwache Taube erzeugen.

zu mir geschickt hat: wofern er seine Anforderung etwas höflicher an mich gethan, so hätte ich ihm mit Vergnügen willfahren wollen; allein seiner unbesonnenen Drohungen halben wollte ich für heute durchaus meinen Willen haben.

Der Schildknabe gieng hierauf fort, und ich konnte den Ritter bemerken, welchem er die Antwort überbrachte. Dieser, sobald er mich nur ein wenig müßig sah, kam ganz hochmüthig an mich heran getrabt, und gab mir durch höhnische Geberden zu verstehen, daß er Lust habe, mit mir eine oder etliche Lanzen zu brechen. Er trug einen feuerfarbenen, silbergestreiften Harnisch, und führte einen blaßblauen Federstutz auf seinem Helme, welcher mit schwarzem und gelbem Bande umwunden war; in seinem Schilde aber war das Bild des Apollo, der sich einer jungen Nymphe, Isse, zu gefallen, in einen Schäfer verkleidet, mit den Beiworten: Similis simili gaudet *).

Ich merkte sogleich beim Anblick des Sinnbildes, daß der arme Ritter nicht allzu wohl unter dem Helme verwahrt sein mochte; denn wie schlecht paßte doch der feuerfarbene Harnisch nebst dem blaulichen Federstutz und dem gelben und schwarzen Bande zu der schäferlichen Liebesgrille. Indeß in

*) Gleich und gleich gesellt sich gern.

meinem ferneren Nachsinnen ward ich durch das Anrennen meines Gegners unterbrochen. Ich empfieng ihn mit meiner hurtig eingelegten Lanze zum erstenmal dermaßen, daß er auf beiden Seiten bügellos wurde, und sich kaum durch Ergreifen der Mähne seines Pferdes im Sattel erhalten konnte. Dessen ungeachtet versuchte er ein zweites Anrennen, wurde aber von meinem heftigen Lanzenstoß so gewaltig aus dem Sattel gehoben, daß er halb ohnmächtig vom Platze getragen werden mußte. So war denn der verliebte feuerfarbene Schäfer für diesmal abgefertigt, und da ich mich die übrige Zeit hindurch gegen Andere noch wacker hielt, so wurde mir bei Endigung des Turniers von den Kampfrichtern der zweite Preis zuerkannt, welches ein vortrefflicher mauriſcher Säbel war, dessen goldenes Gefäß mit den kostbarsten Edelsteinen prangte. Die Prinzessinn Johanna hielt mir denselben mit einer lächelnden Geberde entgegen, als ich wohl noch zwanzig Schritte von ihrem eigens dazu errichteten Throne entfernt war. Als ich aber auf der untersten Staffel desselben niederkniete, und meinen Helm abnahm, folglich mein bloßes Gesicht zeigte, stutzte nicht allein die Prinzessin nebst ihrem Frauenzimmer gewaltig, sondern ihr liebstes Fräulein, Donna Eleonora de Sylva, sank sogar in Ohnmacht. Die Wenigsten mochten wohl errathen können, woher ihr dieser

plötzliche Zufall kam, und ich selbst wußte nicht, was es eigentlich zu bedeuten hatte, machte mich aber noch in währendem Anlauf, nachdem ich meinen Gewinn empfangen, ohne von anderen Rittern erkannt zu werden, eilig davon.

Zwei Tage darauf wurde mir von dem vorigen Schildknaben eine Herausforderung folgenden Inhalts eingehändigt:

Unredlicher Ritter!

So kann man Euch mit größtem Recht nennen, indem Ihr nicht allein einem Andern, der besser ist als Ihr, dasjenige Kleinod listiger Weise geraubt, welches er für seinen kostbarsten Schatz geachtet, sondern Euch überdies frevelhaft unterstanden habt, dasselbe zu seinem größten Verdruß und Spott öffentlich auf dem Helme zu führen. Indeß, man muß die Bosheit und den Unverstand solcher Buben bei Zeiten dämpfen, und Euch lehren, wie Ihr mit würdigen Leuten umgehen müßt. Es ist zwar leicht zu erachten, daß Ihr Euch, wegen des neulich von ungefähr erlangten Preises beim Lanzenbrechen, das Glück zur Braut bekommen zu haben einbildet; allein, wo Ihr das Herz habt, morgen mit Aufgang der Sonne nebst einem Beistande auf der großen Wiese zwischen Madrid und Aranjuez zu erscheinen, wird sich die

Mühe geben, Euch den Unterschied zwischen einem lustigen Lanzenbrechen und einem ernstlichen Schwertkampf zu lehren und den kindischen Frevel zu bestrafen

Euer abgesagter Feind.

Der Ueberbringer dieses wollte durchaus nicht gestehen, wie sein Herr mit Namen heiße, deshalb gab ich ihm bloß folgende wenige Zeilen zurück:

Frecher Ritter!

Wofern Ihr nur halb so viel Verstand und Klugheit als Prahlerei und Hochmuth besäßet, würdet Ihr rechtschaffenen Männern wenigstens etwas glimpflicher zu begegnen wissen. Doch ich will mich viel lieber mit dem Schwert, als mit der Feder gegen Euch verantworten, um keine Ursache zu geben, daß Ihr mich etwa für einen zaghaften Schäfer haltet. Ich verspreche daher morgen zur bestimmten Zeit an Ort und Stelle zu erscheinen, und daselbst wird sich zeigen, daß mein abgesagter Feind ein Lügner, ich dagegen sei

Don Cyrillo de Valaro.

Ich begab mich demnach noch denselben Abend nebst Don Alphonso de Cordua, meiner Mutter Bruders Sohne, den ich zum Beistand erwählt hatte, aus Madrid in das an

der großen Wiese gelegene Dorf, wo wir über Nacht blieben, und sodann noch vor Sonnen Aufgang die große Wiese betraten. Mein Gegner, den ich an seinem feuerfarbenen Harnisch erkannte, erschien zur bestimmten Zeit, und konnte mich um so eher daran erkennen, da ich das grüne Band nebst dem Bilde der Schäferin ihm zum Trotz abermals auf den Helm gebunden hatte. Er gab mir seinen Verdruß und die Geringschätzung meiner Person durch die hochmüthigsten Geberden zu erkennen. Ich kehrte mich indeß an nichts, sondern begann den hitzigsten Schwertkampf mit meinem unbekannten Feinde, und brachte ihn binnen einer halben Stunde durch mehrere schwere Verwundungen dahin, daß er abermals halb todt und entkräftet zu Boden sank. Als ich nun hinzutrat und seinen Helm öffnete, erkannte ich in ihm den Sohn eines vornehmen königlichen Staatsdieners, Namens Don Sebastian de Urrez, der sich auf die Gnade, die der König seinem Vater erzeigte, ungemein viel einbildete, sonst aber sich mehr durch sein Geld und Gut als durch adelige Tugenden hervorzuthun wußte. Mir war bekannt, daß außer den Wenigen, die seines Vaters Fürsprache bedurften, sonst Niemand von rechtschaffenen Rittern leicht mit ihm umzugehen pflegte; daher wandte ich mich mit einer verächtlichen Miene von ihm hinweg, und sagte zu den Umstehenden: daß es mir herzlich leid sei, meinen ersten

ernstlichen Kampf mit einem Hasenkopfe gethan zu haben, weshalb ich wünschte, daß Niemand etwas davon erführe. Hierauf setzte ich mich mit meinem Sekundanten Don Alphons, der seinen Gegner ebenfalls blutig abgefertigt hatte, sogleich zu Pferde, und ritt zurück nach Madrid.

Der alte Urrez hatte nicht bloß dieses Kampfes, sondern auch der Verwundung seines Sohnes wegen alle mögliche Mühe angewandt, um mich bei dem Könige in Ungnade zu setzen, jedoch seinen Zweck nicht erreicht. Als ich nämlich wenige Tage nachher in dem Vorgemach des Königs aufwartete, rief mich derselbe in sein Zimmer, und gab mir mit wenigen Worten zu verstehen: daß ihm meine Herzhaftigkeit zwar nicht im mindesten mißfiele, allein er sähe lieber, wenn ich mich vor unnöthigen Händeln hütete, und mich vielleicht in kurzem desto tapferer gegen die Feinde des Königs bezeigte. Ob ich nun gleich versprach, mich in allen Stücken nach Ihrer Majestät allergnädigsten Befehlen zu richten, so konnte ich doch nicht unterlassen, bei dem bald darauf angestellten Stiergefechte neben anderen Rittern mich als Wagehals zu zeigen. Ich erlangte hiebei einen nicht geringen Ruhm, indem drei unbändige Büffel durch meine Faust erlegt wurden; doch da ich von dem letzten einen ziemlichen Schlag an die rechte Hüfte bekommen hatte, so nöthigte mich die Geschwulst nebst dem geronnenen Geblüt,

etliche Tage das Bette zu hüten. Binnen dieser Zeit lief ein Schreiben folgenden Inhalts bei mir ein:

Don Cyrillo de Valaro,

Warum wendet Ihr keine bessere Sorgfalt an, Euch wieder öffentlich frisch und gesund zu zeigen? Denn glaubet sicherlich, man hat zweierlei Ursachen, Eurer Aufführung halben schwere Rechenschaft von Euch zu fordern: erstens, weil Ihr Euch unterstanden, beim letzten Turnier eine fremde Liberei zu führen, und zweitens, weil Ihr kein Bedenken getragen, eben dieselbe beim Stiergefecht leichtsinniger Weise zurückzulassen. Ueberlegt wohl, wie Ihr Euch redlicher Weise verantworten wollet, und wisset, daß dennoch mit Eurem jetzigen schmerzhaften Zustande einiges Mitleiden hat

Donna Eleonora de Sylva.

Ich konnte anfangs gar nicht begreifen, was dies Fräulein für Ursache habe, mich meiner Aufführung wegen zur Rede zu stellen, bis mir endlich mein Leibdiener aus dem Traume half. Dieser hatte nämlich von der vertrauten Aufwärterin der Donna Eleonora vernommen, daß Don Sebastian de Urrez bei diesem Fräulein bisher in ziemlicher Gunst gestanden, nunmehr aber dieselbe gänzlich verloren habe, indem er sie aus fälschlichem Wahne einer groben Untreue und Falschheit beschuldiget. Ich könne mir daher

leicht Rechnung machen, daß Eleonora, um sich zu rächen, mit meiner Person entweder ein scherz- oder ernsthaftes Liebesverständniß anzuspinnen suche.

Die Muthmaßung schlug keinesweges fehl. Als ich nämlich nach völlig wiederhergestellter Gesundheit im königlichen Lustgarten zu Buen Retiro Gelegenheit nahm, mit Eleonoren ohne Beisein anderer Leute zu sprechen, wollte sie sich zwar anfangs ziemlich kaltsinnig und verdrießlich darüber stellen, daß ich mir ohne ihre Erlaubniß die Freiheit genommen, ihre Liberei und Bildniß zu führen; indeß sobald ich nur einige triftige Entschuldigungen nebst der Schmeichelei vorgebracht, wie ich solche Sachen als ein Heiligthum zu verehren und keinem Ritter, wer er auch sei, anders als mit Verlust meines Lebens zurückzugeben gesonnen sei, fragte sie mit etwas mehr Gelassenheit: „Wie aber, wenn ich dasjenige, was Don Sebastian nachlässiger Weise verloren, Ihr aber zufälliger Weise gefunden, und ohne meine Erlaubniß Euch zugeeignet habt, selber zurück begehre?“ — „So muß ich zwar,“ gab ich zur Antwort, „aus schuldigem Respect Euren [illegible]fehle und Verlangen ein Genüge leisten, jedoch dab[illegible], da[illegible] Ihr noch grausamer seid als das Glück, ü[illegible] [illegible]ligkeit sich die Unglücklichen sonst nur a[illegible] [illegible] pflegen.“ — „Es ist nicht [illegible] vermuthen [illegible]

auf, „daß Euch eine besondere Glückseligkeit daraus erwachsen würde, wenn dergleichen Kleinigkeiten in Euren Händen blieben.“ — „Und vielleicht darum,“ versetzte ich, „weil Don Sebastian einzig und allein bei Eurer schönen Person glückselig sein und bleiben soll?“ Bei diesen Worten trat ihr das Blut in die Wangen, so daß sie eine kleine Weile inne hielt und endlich sagte: „Seid versichert, Don Valaro, daß Urrez Zeit seines Lebens weniger Gunstbezeigungen von mir zu hoffen hat, als der geringste Edelmann. Denn obwohl ich mich vor einiger Zeit durch gewisse Personen, die ich nicht nennen will, bereden lassen, gegen ihn einige Achtung oder wohl selbst Liebe zu hegen, so ist mir doch nunmehr seine ungeschickte und pöbelhafte Aufführung besser bekannt, und recht zum Ekel und Abscheu geworden.“ — „Ich weiß ihm,“ sagte ich darauf,“ weder Böses noch Gutes nachzusagen, außer daß ihn nur wenige wackere Ritter ihres Umgangs gewürdiget. Indeß es ist ihm nicht zu verdenken, daß er dergleichen Schmach jederzeit wenig geachtet, indem ihn das Vergnügen, sich vom schönsten Fräulein am ganzen Hofe geliebt zu sehen, deshalb genugsam trösten können.“

Donne[illegible]ie sich vielleicht schämte, daß sie ihre bishe[illegible]rüchtigten Ritter geschenkt, der sich [illegible]rch [illegible]esicht oder etwa durch Geschenke

leicht Rechnung machen, daß Eleonora, um sich zu rächen, mit meiner Person entweder ein scherz- oder ernsthaftes Liebesverständniß anzuspinnen suche.

Die Muthmaßung schlug keineswegs fehl. Als ich nämlich nach völlig wiederhergestellter Gesundheit im königlichen Lustgarten zu Buen Retiro Gelegenheit nahm, mit Eleonoren ohne Beisein anderer Leute zu sprechen, wollte sie sich zwar anfangs ziemlich kaltsinnig und verdrießlich darüber stellen, daß ich mir ohne ihre Erlaubniß die Freiheit genommen, ihre Liberei und Bildniß zu führen; indeß sobald ich nur einige triftige Entschuldigungen nebst der Schmeichelei vorgebracht, wie ich solche Sachen als ein Heiligthum zu verehren und keinem Ritter, wer er auch sei, anders als mit Verlust meines Lebens zurückzugeben gesonnen sei, fragte sie mit etwas mehr Gelassenheit: „Wie aber, wenn ich dasjenige, was Don Sebastian nachlässiger Weise verloren, Ihr aber zufälliger Weise gefunden, und ohne meine Erlaubniß Euch zugeeignet habt, selber zurück begehre?“ — „So muß ich zwar,“ gab ich zur Antwort, „aus schuldigem Respect Eurem Befehle und Verlangen ein Genüge leisten, jedoch dabei bekennen, daß Ihr noch grausamer seid als das Glück, über dessen Feindseligkeit sich die Unglücklichen sonst nur allein zu beklagen pflegen.“ — „Es ist nicht zu vermuthen,“ sagte sie hier

auf, „daß Euch eine besondere Glückseligkeit daraus erwachsen würde, wenn dergleichen Kleinigkeiten in Euren Händen blieben.“ — „Und vielleicht darum,“ versetzte ich, „weil Don Sebastian einzig und allein bei Eurer schönen Person glückselig sein und bleiben soll?“ Bei diesen Worten trat ihr das Blut in die Wangen, so daß sie eine kleine Weile inne hielt und endlich sagte: „Seid versichert, Don Valaro, daß Urrez Zeit seines Lebens weniger Gunstbezeigungen von mir zu hoffen hat, als der geringste Edelmann. Denn obwohl ich mich vor einiger Zeit durch gewisse Personen, die ich nicht nennen will, bereden lassen, gegen ihn einige Achtung oder wohl selbst Liebe zu hegen, so ist mir doch nunmehr seine ungeschickte und pöbelhafte Aufführung besser bekannt, und recht zum Ekel und Abscheu geworden.“ — „Ich weiß ihm,“ sagte ich darauf,“ weder Böses noch Gutes nachzusagen, außer daß ihn nur wenige wackere Ritter ihres Umgangs gewürdiget. Indeß es ist ihm nicht zu verdenken, daß er dergleichen Schmach jederzeit wenig geachtet, indem ihn das Vergnügen, sich vom schönsten Fräulein am ganzen Hofe geliebt zu sehen, deshalb genugsam trösten können.“

Donna Eleonora, die sich vielleicht schämte, daß sie ihre Liebe bisher einem so übel berüchtigten Ritter geschenkt, der sich bloß durch sein weibisches Gesicht oder etwa durch Geschenke

und sclavische Dienste bei ihr eingeschmeichelt haben mochte, sagte in einem etwas verdrießlichen Tone: „Don Cyrillo, laßt uns von diesem Gespräch abbrechen, denn ich will den verächtlichen Sebastian de Urrez nicht mehr erwähnen hören. Von Euch aber will ich mir ausbitten, daß Ihr mir die nichtswürdigen Dinge zurücksendet, damit ich durch Verbrennung derselben zugleich das Andenken an meinen bisherigen unwürdigen Liebhaber vertilgen kann.“ — „Was soll denn,“ versetzte ich, „das unschuldige Band und das artige Bildniß den Frevel eines nichtswürdigen Menschen büßen? gewiß, noch in der Asche werden sie ihren hohen Werth behalten, da sie von so schönen Händen gekommen. Um aber das verdrießliche Andenken auszurotten, so erzeiget mir die Gnade, und gönnet meinem Herzen die erledigte Stelle in dem Eurigen, und seid zugleich überzeugt, daß mein ganzes Wesen stets dahin streben wird, Eurer unschätzbaren Gegengunst würdiger zu sein, als der unwürdige Urrez.“

Donna Eleonora mochte sich wundern, daß ich als ein junger achtzehnjähriger Ritter bereits so dreist und klug wie der erfahrenste Liebhaber zu reden wußte; sie erwiederte indeß: „Don Cyrillo, Eure besondere Tapferkeit und Geschicklichkeit hat sich zwar zu aller Menschen Verwunderung schon genug gezeigt, indem ihr in scherz- und ernsthaften Kämpfen Menschen und Thiere überwunden habt. Allein mein Herz

darf sich dennoch so leicht nicht hingeben, sondern muß vielmehr der Liebe auf ewig absagen, weil es das erstemal in der Wahl unglücklich gewesen; deshalb verschonet mich in Zukunft mit dergleichen Anträgen, und erfüllet vielmehr mein Begehr durch baldige Uebersendung der verlangten Sachen."

Ich hätte gegen diesen Ausspruch gern noch Vorstellungen gemacht, allein die Ankunft einiger Ritter und Damen hinderte mich für diesmal. Sobald ich mich allein in meiner Kammer befand, merkte ich nur zu deutlich, daß mein ganzes Ich von den Annehmlichkeiten der Donna Eleonora bezaubert sei, ja mein Herz empfand eine so heftige Liebe zu ihr, daß ich die Stunden für die traurigsten und langweiligsten hielt, welche ich, ohne sie zu sehen, hinbringen mußte. Deshalb nahm ich meine Zuflucht zu der Feder, und schrieb einen der zärtlichsten Briefe an meinen Leitstern, worin ich hauptsächlich bat, daß sie mich nicht allein zu ihrem Liebhaber auf und annehmen, sondern auch die Liberei nebst ihrem Bildnisse zum ersten Zeichen ihrer Gunst in meinen Händen lassen möchte.

Zwei ganze Tage lang ließ sie mich hierauf zwischen Furcht und Hoffnung schweben, bis ich endlich die halb erfreuliche und halb traurige Antwort erhielt: Ich könne zwar behalten, was ich durch Glück und Tapferkeit mir zugeeig-

not hätte, doch mit der Bedingung, daß ich dies nie mehr öffentlich zeigen, sondern vor Jedermann geheim halten solle. Ueberdies sollte mir auch erlaubt sein, sie morgen Mittag in ihrem Zimmer zu sprechen, allein abermals mit der schweren Bedingung, daß ich nie ein Wort von Liebessachen vorbrächte.

Die letztere machte mir den Kopf so wüst, daß ich mir weder zu rathen noch zu helfen wußte, und an der Eroberung dieses Felsenherzen schon zu zweifeln begann, ehe ich noch einen ernstlichen Angriff darauf gewagt hatte. Indeß meine Liebe hatte damals mehr Glück, als ich wünschen konnte. Denn auf den ersten Besuch, wobei sich mein Betragen sehr genau nach Eleonorens Befehlen richtete, bekam ich die Erlaubniß, ihr täglich nach der Mittagsmahlzeit aufzuwarten, und ihr die Zeit mit dem Brettspiele zu verkürzen. Da indeß meine ungewöhnliche Blödigkeit nebst ihrem ernstlich wiederholten Befehl eine Zeitlang mich von jeder Liebesäußerung zurückgehalten hatten, gab die feurige Eleonora endlich selbst Gelegenheit, daß ich meine lauten Seufzer und Klagen knieend vor ihr äußerte und mich selbst zu erstechen drohte, wofern sie meine außerordentliche Liebe nicht durch Gegengunst beglückte.

Sie schien hiedurch auf einmal anderes Sinnes zu werden; kurz, wir wurden von derselben Stunde an so ver-

traut mit einander, daß nichts als die prieſterliche Einſegnung fehlte, um uns beide zu dem vergnügteſten Paare zu machen. Unterdeß hielten wir unſere Liebe noch ſo heimlich, daß zwar der ganze Hof von unſerer vertrauten Freundſchaft zu ſagen wußte, die Wenigſten aber glaubten, daß unter uns jungen Perſonen bereits eine Liebesverbindung beſtehe. Auch war Niemand vorhanden, der das eine oder das andere zu hindern getrachtet hätte; denn mein einziger Feind, Don Sebaſtian de Urrez, hatte ſich, ſobald er wieder geneſen, auf eine Reiſe nach fremden Ländern begeben. So lebte ich nun mit meiner Eleonora über ein Jahr lang ſehr vergnügt, und machte mich daneben bei dem Könige und deſſen Familie dermaßen beliebt, daß es ſchien, als ſäße ich dem Glück ganz im Schooße.

Da unterdeß König Karl der Achte von Frankreich im Jahr 1494 einen Kriegszug gegen Neapel unternommen hatte, fanden ſich verſchiedene junge vornehme neapolitaniſche Herren am kaſtilianiſchen Hofe ein. Einer derſelben hatte die Donna Eleonora de Sylva kaum zum erſtenmal erblickt, als ihn die Schönheit derſelben noch ſchneller als mich gefeſſelt hatte. Ich merkte ſehr bald, daß er aufs eifrigſte dahin ſtrebte, mich aus ihrer Gunſt zu verdrängen und ſich an meine Stelle zu ſchwingen; indeß, da ich der Treue meiner Geliebten verſichert zu ſein glaubte, überdies

einem Fremden aus Höflichkeit etwas nachzusehen verbunden war, so ließ sich mein Herz deshalb von keinem besonderen Kummer anfechten. Allein allmählig begann der hoffärtige Neapolitaner meine Höflichkeit für Zaghaftigkeit zu halten, machte sich daher immer dreister, und riß eines Tages sogar Eleonoren einen Blumenstrauß aus den Händen, den sie mir im Vorbeigehen darreichen wollte. Ich konnte damals weiter nichts thun, als ihm meinen darüber empfundenen Verdruß durch die Augen zu verstehen zu geben, da ich dem Könige so eben rasch folgen mußte. Allein noch denselben Abend kam es unter uns beiden anfangs zu einem höhnischen, sodann aber zu einem schmähenden Wortwechsel, so daß ich mich genöthigt sah, meinen Nebenbuhler für den folgenden Morgen auf ein paar spitzige Lanzen und ein wohlgeschliffenes Schwert herauszufodern. Dieser stellte sich darüber sehr vergnügt, und meinte, mit einem so zarten Ritter, als ich zu sein schiene, gar bald fertig zu werden, ungeachtet der Prahler selber die Jünglingsjahre noch nicht ganz zurückgelegt hatte. Indeß noch vor Mitternacht ließ mir der König durch einen Officier von der Leibwache befehlen, daß ich bei Verlust seiner königlichen Gnade und meines zeitlichen Glücks mich durchaus mit dem Neapolitaner, welcher ein vornehmer Prinz unter verdecktem Namen sei, in keinen Zweikampf einlassen solle, weil der König unsere

geringfügige Streitsache ehestens selbst beilegen wolle.

Ich hätte darüber rasend werden mögen, mußte aber dennoch gehorchen, weil der Officier Befehl hatte, mich bei der geringsten Widersetzlichkeit sogleich in Verhaft zu nehmen. Eleonora bemühte sich, als ich ihr mein Leid klagte, durch allerlei Schmeicheleien mich zu besänftigen, indem sie mich ihrer Treue vollkommen versicherte, daneben aber herzlich bat, ihr nicht zu verargen, daß sie auf Befehl der Königin gewisser Staatsursachen wegen dem Neapolitaner dann und wann Zutritt nebst einigen geringen Freiheiten erlauben müsse: indeß würde sich schon noch Gelegenheit finden, deshalb an meinem Nebenbuhler Rache zu nehmen, wie sie denn nicht zweifle, daß er sich vor mir fürchte, und deswegen unter der Hand das königliche Verbot selber ausgewirkt habe.

Ich ließ mich endlich, wiewohl mit großer Mühe, etwas besänftigen, allein es hatte keinen langen Bestand; denn da der König die Untersuchung unserer Streitsache verzögerte, und ich dem Neapolitaner allen Zutritt bei Eleonoren möglichst zu verwehren suchte, so geriethen wir bald abermals an einander. Als nämlich der Neapolitaner Eleonoren einst im königlichen Lustgarten an der Hand spazieren führte, warf ich ihm vor: er wisse sich viel besser anzustellen, ein Frauenzimmer, als eine Lanze oder bloßes Schwert an

der Hand zu führen. Er betheuerte hierauf hoch, daß er meine frevlen Reden sogleich mit seinem Seitengewehr bestrafen würde, wenn er nicht befürchtete, den Burgfrieden im königlichen Garten zu brechen. Ich gab ihm hierauf mit einem Hohngelächter zu verstehen: es stünde nur bei ihm, mir durch eine kleine Pforte auf einen sehr bequemen Fechtplatz hinaus zu folgen, der nur etwa hundert Schritt entfernt sei, und gar nicht zur Burg gehöre.

Der Neapolitaner machte sogleich Eleonoren, die vor Angst an allen Gliedern zitterte, eine Verbeugung, und folgte mir auf einen ebenen Platz außerhalb des Gartens, wo wir augenblicklich unsere Degen zogen, um einander etliche blutige Kennzeichen auf die Körper zu zeichnen.

Der erste Hieb gerieth mir so glücklich, daß ich meinem Feinde sogleich die Adern am Vorderhaupt öffnete. Da ihm nun das reichlich herabströmende Blut die Augen ziemlich verdunkelte, hieb er so blind auf mich los, daß ich ebenfalls eine kleine Wunde über den rechten Arm bekam; doch da er von mir in der Schnelligkeit noch zwei starke Hiebe empfangen, davon der eine in die Schulter und der andere in den Hals gedrungen war, sank mein feindseliger Neapolitaner ohnmächtig zu Boden. Ich sah mich nach Leuten um, die ihn verbinden und hinweg tragen möchten, befand mich aber augenblicklich von der königlichen Leibwache

umringt, die mir unverzüglich in dem Thurme, worin die Uebertreter der königlichen Gebote zu wohnen pflegten, mein Quartier anwies. Hier war mir nicht erlaubt, an Jemanden zu schreiben, viel weniger einen guten Freund zu sprechen; doch wurde ich mit den köstlichsten Speisen und Getränken im Ueberfluß versorgt, und meine geringe Wunde wurde von einem Chirurgus täglich zweimal verbunden, so daß sie sich binnen zwölf Tagen zu völliger Heilung schloß.

Eines Abends, als der Chirurgus ohne Beisein der Wache mich verbunden hatte, und bereits hinweggegangen war, kam er eiligst wieder zurück und sagte: „Mein Herr, jetzt ist es Zeit, Euch durch eine schleunige Flucht selbst zu befreien. Denn außerdem, daß kein einziger Mann von der Wache vorhanden ist, stehen alle Thüren Eures Gefängnisses offen. Darum eilet und folget mir!" Ich besann mich nicht erst lange, ob etwa dieser Handel mit Fleiß so angestellt wäre, oder nicht, sondern warf augenblicklich meine völlige Kleidung an, und machte mich mit dem Chirurgus in größter Geschwindigkeit auf den Weg. Nachdem ich denselben reichlich beschenkt, gelangte ich ohne weiteren Anstoß in die Behausung des Don Gonsalvo Ferdinando de Cordua, meiner Mutter leiblichen Bruders, dessen Sohn Don Alphonso mir nicht allein sicheren heimlichen Aufenthalt versprach, sondern sich zugleich erbot, alles auszufor-

schen, was von meiner Flucht bei Hofe gesprochen würde.

Da es nun den Anschein hatte, als sei der König dadurch nur noch heftiger auf mich erbittert worden, indem er meine Wachsoldaten selber gefangen zu setzen, und mich im ganzen Lande aufzusuchen befahl: so merkte ich nur zu wohl, daß in Kastilien meines Bleibens nicht sei. Ich ließ mir daher von meiner Mutter eine hinlängliche Summe Reisegeld übersenden, machte mich sodann heimlich nach Portugal auf, wo ich in dem nächsten Hafen zu Schiffe und nach England hinüber gieng, um daselbst unter König Heinrich dem Siebenten, welcher, wie es hieß, mit den Schotten und einigen Rebellen Krieg anfangen wollte, Waffendienste zu thun. Allein meine Hoffnung betrog mich, indem dies Kriegsfeuer noch bei Zeiten in der Asche erstickt wurde. Ich hatte zwar das Glück, dem Könige meine Aufwartung zu machen, und von ihm nicht allein seines mächtigen Schutzes, sondern auch künftiger Beförderung vertröstet zu werden; indeß ich konnte leicht errathen, daß das letztere nur leere Worte wären. Da mir überdies der englische Hof gar zu wenig lebhaft vorkam, so hielt ich mich nur wenige Monate daselbst auf, besah hierauf die vornehmsten Städte des Reichs, gieng sodann wiederum zu Schiffe, und reisete durch die Niederlande an den Hof des Kaisers Maximilian, wo damals alles Vergnügen, das sich ein junger Ritter nur

wünschen konnte, in vollem Ueberfluß blühte. Ich erstaunte über die seltene Schönheit des kaiserlichen Prinzen Philipp, und weil ich bald darauf erfuhr, daß derselbe ehestens mit der kastilianischen Prinzessin Johanna vermählt werden sollte, so pries ich dieselbe in meinen Gedanken für die glückseligste Prinzessin, obwohl die nachfolgenden Zeiten und Begebenheiten mich eines ganz andern belehrten.

Unterdeß versuchte ich mein äußerstes, mich in dieses Prinzen Gunst und Gnade zu setzen, weil ich sicher rechnen konnte, daß mein König mich auf dessen Fürsprache bald wieder zu Gnaden annehmen würde. Das Glück war mir hiebei ungemein günstig, indem ich in verschiedenen Ritterspielen sehr kostbare Gewinnste und für meine Jahre großen Ruhm davon trug. Unter solchen Umständen fanden sich indeß gar bald Einige, die dies mit scheelen Augen ansahen, worunter sich besonders ein savoyischer Ritter befand, der außerordentlich tapfer zu sein sich einbildete, und immer Gelegenheit suchte, mit mir im Ernste anzubinden. Er fand diese endlich, und zwar noch eher, als er geglaubt hatte, wurde aber in Gegenwart von mehr als tausend Personen fast tödtlich verwundet vom Platze getragen, während ich dagegen bei meinen drei leichten Wunden nicht einmal das Bette hüten durfte, sondern mich täglich bei Hofe öffentlich zeigen konnte. Wenige Wochen nachher wurde ein Fran-

zose auf gleiche Weise von mir abgefertigt, weil er in meinem Beisein die spanische Nation mit ehrenrührigen Worten angegriffen. Doch eben diese beiden Unglücksgefährten hetzten den dritten Feind auf mich, welcher ebenfalls ein Neapolitaner war, der nicht sowohl den Savoyer und Franzosen, sondern vielmehr seinen in Madrid verunglückten Landsmann an mir rächen wollte.

Er machte ungemein viel Wesens von sich, und bat unseres Zweikampfs wegen sich bei dem Kaiser selber nicht bloß die Erlaubniß, sondern auch, im Fall er mich entleiben sollte, freies und sicheres Geleit aus, welches ihm der Kaiser anfangs abschlug, jedoch endlich auf mein unterthänigstes Bitten zugestand.

Hierauf wurden alle Anstalten zu unserem Mordspiele gemacht, welchem der Kaiser nebst seinem ganzen Hofe zusehen wollte. Wir erschienen demnach beiderseits zu gehöriger Zeit auf dem bestimmten Platze, mit Wehr, Waffen und Pferden wohl versehen, brachen unsere Lanzen ohne besonderen Vortheil, und griffen hierauf zu den Schwertern, wobei ich gleich anfangs merkte, daß mein Gegner kein ungeübter Ritter sei, indem er mir so heftig zusetzte, daß ich eine ziemliche Weile vollauf zu thun hatte, seine schnellen Streiche abzuwenden. Allein er war sehr dick und ungeschickt, und mattete sich in einer Viertelstunde so heftig ab, daß er lieber

gesehen, wenn ich ihm vergönnt hätte, etwas auszuruhen. Indeß ich mußte diesen Vortheil benutzen, zumal da sich an meiner rechten Hüfte die erste Verwundung zeigte. Deshalb fieng ich an, meine besten Kräfte zu gebrauchen, und führte die nachdrücklichsten Streiche auf seine Sturmhaube, worunter mir einer so mißrieth, daß seinem Pferde der Kopf gespalten, und er selber zum Fall gebracht wurde. Ich stieg nun gleichfalls ab, ließ ihn erst wieder aufstehen, und trat dann von neuem mit ihm den Kampf zu Fuße an. Dabei drehten wir uns so oft und so wunderlich herum, daß es den Anschein hatte, als ob wir zugleich tanzen und auch fechten müßten, während uns allen beiden das Blut ziemlich stark aus den zerkerbten Harnischen herausdrang. Doch mein Gegner fühlte sich am meisten entkräftet, und begehrte auf einige Minuten Stillstand. Ich vergönnte ihm denselben, und schöpfte dabei neue Kräfte, zumal da ich sah, daß mir der kaiserliche Prinz ein besonderes Zeichen seiner Gnade zeigte. Sobald daher mein Feind sein Schwert wieder schwang, ließ ich mich nicht träge finden, sondern versetzte ihm einen so gewaltigen Hieb in das Haupt, daß er zu taumeln anfieng, und als ich den Streich wiederholte, endlich todt zur Erde stürzte. Ich warf mein Schwert hinweg, und näherte mich ihm, um durch Abnahme des Helms ihm etwas Luft zu schaffen; da indeß das Haupt fast bis auf

die Augen gespalten war, konnte man sehr leicht abnehmen, wo die Seele aus ihm entwichen sei. Daher überließ ich ihn der Sorgfalt seiner Diener, setzte mich zu Pferde, und ritt nach meinem Quartier, wo ich meine empfangenen Wunden, deren ich zwei ziemlich tiefe und sechs etwas leichtere aufzuweisen hatte, gehörig verbinden ließ.

Dieser Glücksstreich brachte mir nicht allein am ganzen kaiserlichen Hofe große Achtung, sondern auch des kaiserlichen Prinzen völlige Gunst zuwege, so daß er mich in die Zahl seiner Leibritter aufnahm, und mir eine ansehnliche jährliche Leibrente aussetzte. Zugleich erhielt ich Erlaubniß, nicht nur die vornehmsten teutschen Fürstenhöfe, sondern auch die Königreiche Böhmen, Ungarn und Polen zu besuchen, worüber mir die Zeit geschwinder verstrich, als ich geglaubt hatte, indem ich nicht eher an den kaiserlichen Hof zurück kam, als da die Prinzessin Margarethe unserem kastilianischen Kronprinzen Johannes als Braut zugeführt werden sollte. Da nun der kaiserliche Prinz Philipp dieser seiner Schwester das Geleit nach Kastilien gab, so bekam ich bei dieser Gelegenheit mein geliebtes Vaterland nebst meiner lieben Eleonora wieder zu sehen, indem mich König Ferdinand auf Fürbitte der kaiserlichen und seiner eigenen Kinder zu Gnaden annahm, und den von mir begangenen Fehler ganz zu vergessen versprach.

Es ist nicht zu beschreiben, was Donna Eleonora für eine ungewöhnliche Freude bezeigte, als ich den ersten Besuch bei ihr abstattete. Hierauf wußte sie mich durch ganz neue und sinnreiche Liebkosungen dermaßen zu bestricken, daß meine ziemlich erkaltete Liebe weit feuriger als jemals zu entbrennen begann. Obwohl nun zwar meine besten Freunde mir die bisherige Aufführung derselben ziemlich verdächtig machten, und mich von ihr abzuziehen trachteten: indem sie nicht allein mit dem Neapolitaner, der sich nach der Wiedergenesung von seinen Wunden noch über ein Jahr lang in Madrid aufgehalten, eine zu enge Vertraulichkeit gepflogen, sondern nächst diesem auch allen andern Fremdlingen verdächtigen Zutritt erlaubt haben sollte, — so war doch nichts im Stande, mich aus ihren Banden zu reißen. So oft ich nämlich von diesen verdrießlichen Dingen auch nur das Geringste erwähnte, wußte sie von ihrer verfolgten Unschuld so viel Wesens zu machen, und ihre Keuschheit sowohl mit starken Betheurungen als mit heißen Thränen so zu verfechten, daß ich ihr in allen Stücken völligen Glauben beimessen und mich glücklich schätzen mußte, wenn sich ihr aufgeregtes Gemüth durch meine knieende Abbitte und äußersten Liebesbezeigungen wieder besänftigen ließ.

Da nun auf diese Weise jede Eifersucht in mir mit der

Wurzel ausgerottet worden, und sich unsere Herzen aufs neue wieder vereinigt hatten, überdies ich selber am Hofe immer mehr an Achtung stieg, so dünkte mich, daß ich von keinem Mißvergnügen mehr betroffen werden könnte. Nachdem die wegen Vermählung des Kronprinzen angestellten Ritterspiele und andere Lustbarkeiten zu Ende gebracht waren, gab mir der König ein neues Regiment Fußvolk, und damit meine Waffen nicht verrosten möchten, schickte er mich nebst mehreren Andern gegen die um Granada auf dem Gebirge wohnenden Mauren zu Felde, die damals allerlei böse Streiche machten und eine förmliche Empörung im Werke hatten. Dies gereichte mir zum größten Vergnügen, weil ich hiedurch Gelegenheit bekam, meines Vaters frühzeitigen Tod an diesem verruchten Volke zu rächen; auch haben sie im Jahr 1500 und in den folgenden Jahren, da ihre Empörung am heftigsten war, meinen Grimm dermaßen empfunden, daß es den König nicht gereuen durfte, mich dahin geschickt zu haben.

Unterdeß war Ferdinand mit Ludwig dem Zwölften, Könige von Frankreich, über das Königreich Neapel, welches sie vor kurzer Zeit unter sich getheilet, nachdem sie den König Friedrich desselben entsetzt hatten, in Streit gerathen, und mein Vetter Gonsalvo Ferdinand de Cordua, der die spanischen Truppen im Neapolitanischen befehligte, war im

Jahre 1502 so unglücklich gewesen, alles zu verlieren, bis auf die Festung Barletta. Daher schrieb er um schleunige Hilfe, und bat den König, unter andern auch mich, seiner Schwester Sohn, mit dahin zu senden. Der König willfahrte mir und ihm, und so gieng ich am Ende des Jahres zu ihm ab. Mein Vetter, den ich seit vielen Jahren nicht gesehen, empfieng mich ungemein liebreich, und da ich ihm die erfreuliche Nachricht von der baldigen Ankunft frischer Hilfsvölker überbrachte, wurde er desto erfreuter, und zweifelte nicht im geringsten, daß er den erlittenen Nachtheil wieder gut machen werde. Auch ward diese seine Hoffnung nicht getäuscht. Wir schlugen nämlich im folgenden Jahre die Franzosen zuerst bei Cereniola, rückten hierauf vor die Hauptstadt Neapel, die wir glücklich eroberten, und lieferten ihnen abermals ein vortheilhaftes Treffen bei Garigliano, und brachten, nachdem auch die Festung Cajeta eingenommen war, das ganze Königreich Neapel unter Ferdinand's Botmäßigkeit, so daß alle Franzosen mit dem größten Schimpf daraus vertrieben waren. Im nächst folgenden Jahre wollte zwar König Ludwig uns mit einer weit stärkeren Macht angreifen, allein mein Vetter hatte sich in eine solche Verfassung gesetzt, daß ihm nichts abzugewinnen war. Die Franzosen schlossen daher mit unserem Könige Frieden und Bündniß; ja als Ferdinand's Gemahlin Isabella in

demselben Jahre starb, nahm derselbe bald naher eine französische Dame zur Gemahlin, und wollte seinen Schwiegersohn Philipp verhindern, das durch den Tod des Kronprinzen an die Prinzessin Johanna gekommene Kastilien in Besitz zu nehmen. Doch Philipp drang durch, und Ferdinand mußte nach Aragonien weichen.

Inzwischen hatte sich mein Vetter Gonsalvo zu Neapel in großes Ansehn gesetzt, und regierte daselbst, obwohl zu Ferdinand's Vortheil, wie ein wirklicher König, indem alle Unterthanen Furcht und Liebe vor ihm hegten. Allein sobald Ferdinand die Sache etwas genauer überlegte, entstand bei ihm der Argwohn: ob vielleicht mein Vetter dahin trachtete, dies Königreich in Philipps Hände zu spielen, oder wohl gar sich die Krone desselben zuzueignen? Deshalb kam er unvermuthet in eigener Person nach Neapel, stellte sich gegen Gonsalvo äußerst gnädig, und genehmigte dessen Einrichtungen im Reiche. Gleichwohl merkte der schlaue Mann, daß des Königs Freundlichkeit nicht von Herzen gehe; indeß, da er sich auf sein gutes Gewissen verließ, reis'te er, ohne Schwierigkeiten zu machen, mit dem Könige nach Aragonien, wo er für seine geleisteten Dienste mehr Hohn und Spott als Dank und Ruhm zum Lohne empfieng. Ich, der dem Könige ebenfalls verdächtig erschien, mußte meines Vetters Unfall zugleich mit tragen. Doch da ich in Ara-

gonien außer des Königs Gunst nichts zu suchen, sondern mein väterliches und mütterliches Erbtheil in Kastilien einzufordern hatte, nahm ich daselbst meinen Abschied, und reis'te zu Philipp, bei dessen Gemahlin die Donna Eleonora de Sylva auf's neue in Dienste getreten, und eine ihrer vornehmsten Staatsfräulein geworden war.

Philipp gab mir sogleich eine Kammerherrnstelle nebst einem ansehnlichen Jahrgehalt, und wenige Monate darauf heirathete ich Donna Eleonora. Allein obwohl hierdurch ihr schöner Leib mit dem meinigen vermählt wurde, so fand ich doch in ihrer Umarmung bei weitem nicht das Vergnügen, wovon die Naturkundigen so viel Aufhebens machen, und beklagte heimlich, daß ich auf dergleichen ungewisse Ergötzlichkeit mit so vieljähriger Beständigkeit gewartet, und dem vormaligen Zureden meiner Freunde nicht mehr Glauben geschenkt hatte. Indeß ich nahm mir sogleich vor, dies unglückliche Verhängniß mit möglichster Gelassenheit zu verschmerzen, auch meiner Gemahlin die gegen sie gefaßte Abneigung auf alle Weise zu verbergen, und mein Gemüth neben den Dienstleistungen gegen das königliche Haus durch andere erlaubte Vergnügungen zu ergötzen.

Das Glück aber, welches mir bis in mein dreißigstes Jahr sich ziemlich günstig gezeigt hatte, mochte nunmehr auf einmal beschlossen haben, mir den Rücken zu wenden. Denn

mein König und mächtiger Versorger starb im folgenden Jahre 1506, und die Königin Johanna, welche schon seit einigen Jahren mit denselben Eheleiden behaftet war, die ich in meinen Adern empfand, jedoch nicht eben solche Arzenei als ich gebrauchen wollte oder konnte, wurde, weil man sogar ihren Verstand für zerrüttet hielt, für untüchtig zum Regieren erklärt. Deshalb entstand großer Zwiespalt unter den Großen des Reichs, bis endlich Ferdinand aus Aragonien kam, und mit Zurücksetzung des sechsjährigen Kronprinzen sich die Regierung des kastilianischen Reichs auf Lebenszeit wieder zueignete.

Ich weiß nicht, ob mich Eigensinn oder Mißtrauen zurückhielt, bei diesem meinem alten und nunmehr erneuerten Herrn um Bestätigung meiner Ehrenstelle und der damit verknüpften Besoldung anzuhalten, wie doch Viele meines gleichen thaten; zumal da er sich sehr gnädig gegen mich bezeigte, und mir dies nicht undeutlich zu verstehen gab. Indeß ich stellte mich damals in meinen besten Jahren älter, schwächer und kränklicher, als ich war, und bat mir keine andere Gnade aus, als daß mir erlaubt sein möchte, die übrige Zeit meines Lebens auf meinen väterlichen Landgütern in Ruhe zuzubringen, welches mir denn auch ohne Schwierigkeit gestattet wurde.

Meine Gemahlin schien hiemit sehr übel zufrieden zu

sein; weil sie unfehlbar gewisser Ursachen wegen lieber bei Hofe geblieben wäre; jedoch sie sah sich endlich genöthigt, meinem Willen zu folgen, und ergab sich daher ganz geduldig darin. Ich fand meine Mutter nebst der jüngsten Schwester auf meinem besten Rittergute, welche die Haushaltung daselbst in schönster Ordnung führten. Mein jüngster Bruder so wie meine älteste Schwester hatten eine vortheilhafte und vergnügte Heirath geschlossen, und der erste wohnte zwei, die letztere aber drei Meilen von uns. Ich verheirathete demnach gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft die jüngste Schwester an einen reichen und angesehenen Edelmann, der vor etlichen Jahren in meinem Regiment als Hauptmann gestanden hatte und unser Gränznachbar war, die Mutter aber behielt ich mit vielem Vergnügen bei mir. Allein zu meinem Schmerz starb dieselbe ein halbes Jahr darauf plötzlich, nachdem ich ihr die Freude gemacht, nicht allein meinen Schwestern ein größeres Erbtheil auszuzahlen, als sie mit Recht verlangen konnten, sondern auch meinem Bruder die Hälfte aller meiner erblichen Rittergüter zu übergeben, wodurch diese Geschwister bewogen wurden, mich nicht allein als Bruder, sondern als einen Vater zu verehren und zu lieben.

Nunmehr war die Verwaltung der Ländereien von drei beisammen liegenden Rittergütern mein vergnügtester Zeit-

vertreib; nächstdem ergötzte ich mich an Lesung der Geschichten, die in unseren und anderen Ländern vorgegangen waren. Damit mich aber Niemand für einen Geizhals oder Grillenfänger ansehen möchte, so besuchte ich meine Nachbaren fleißig, und ermangelte nicht, dieselben oft zu mir einzuladen, und so kam es denn, daß wenigstens alle Monate eine zahlreiche Gesellschaft vieler vornehmen Personen beiderlei Geschlechts bei mir anzutreffen war.

Mit meiner Gemahlin lebte ich ungemein ruhig und verträglich, und ungeachtet wir beiderseits wohl fühlten, daß einer gegen den andern etwas auf dem Herzen habe, so wurde doch alle Gelegenheit vermieden, einander zu kränken. Am meisten wunderte ich mich, daß die sonst so lustige Donna Eleonora nunmehr ihren angenehmsten Zeitvertreib in geistlichen Büchern und im Umgange mit frommen Personen beiderlei Geschlechts suchte. Ich befürchtete immer, sie möchte auf die Gedanken gerathen, sich von mir zu scheiden und in ein Kloster zu gehen, zumal da sie sich von freien Stücken gewöhnte, wöchentlich nur zweimal bei mir zu schlafen. Obwohl sie sich nun in solchen Stunden im Werk der Liebe ganz unersättlich bezeigte, so wollten sich doch von unseren ehelichen Beiwohnungen gar keine Früchte zeigen, so gern ich deren auch gesehen hätte.

Eines Tages, als ich mit meiner Gemahlin auf dem

Felde herum spazieren fuhr, begegnete uns ein Weib mit einem Knaben von etwa zwölf oder dreizehn Jahren, welche beide in die nahe gelegene Stadt Weintrauben zu verkaufen trugen. Meine Gemahlin bekam Lust, diese Früchte zu versuchen, und ich ließ daher still halten, um etwas davon zu kaufen. Während dessen sagte meine Gemahlin heimlich zu mir: „Seht doch, mein Schatz, den wohlgebildeten Knaben an, der vielleicht sehr armer Eltern Kind ist, und sich dennoch besser zu unserem Bedienten schicken würde, als Manche, die des Brotes kaum werth sind.“ — „Ich nehme ihn,“ versetzte ich, „sogleich zu Eurem Pagen an, dafern es seine Mutter und er selbst zufrieden ist.“ Hierüber wurde meine Gemahlin vor Freude blutroth, sprach nicht bloß die Mutter, sondern auch den Knaben um den Dienst an, und schloß den ganzen Handel mit wenigen Worten ab, so daß der Knabe mit seinem Fruchtkorbe uns sogleich auf das Schloß folgen mußte.

Ich mußte selber gestehen, daß meine Gemahlin an diesem Knaben, welcher sich Caspar Palino nannte, keine üble Wahl getroffen hatte. Denn sobald er sein rothes mit Silber verbrämtes Kleid angezogen, wußte er sich so geschickt und höflich zu benehmen, daß ich ihn selbst gern um mich leiden mochte, und allen meinen Bedienten befahl, bei Verlust meiner Gnade diesem Knaben nicht das Geringste zu

Leide zu thun; weshalb sich denn meine Gemahlin gegen mich ungemein erkenntlich bewies.

Wenige Wochen nachher, als ich einst eben mit verschiedenen Gästen und guten Freunden das Mittagsmahl einnahm, entstand ein gewaltiger Lärm in meinem Hofe. Da nun jeder an das Fenster lief, wurden wir gewahr, daß meine Jagdhunde eine Bettelfrau nebst ihrer etwa neunjährigen Tochter umgerissen, doch eben nicht sehr beschädigt hatten. Meine Gemahlin lief aus Antrieb des Mitleids sogleich hinunter, und ließ die mehr vor Schrecken als vor Schmerz ohnmächtigen armen Leute ins Haus tragen und erquicken, kam sodann zurück und sagte: „Mein Schatz, was für ein wunderschönes Kind ist dieses Bettelmägdlein! wofern Ihr anders die geringste Liebe für mich habt, so vergönnet mir, daß ich dasselbe so wie den artigen Caspar auferziehen kann."

Ich trug kein Bedenken, ihr dies zu erlauben; worauf denn in kurzem das Bettelmägdlein dermaßen herausgeputzt wurde, auch sich so gut in den neuen Staat zu schicken wußte, als ob es dazu geboren und erzogen wäre. Daher konnte sich denn Donna Eleonora täglich so viel Vergnügen mit demselben machen, als ob es ihr leibliches Kind wäre; außerdem aber bekümmerte sie sich wenig oder gar nicht um

ihre Haushaltungsgeschäfte, sondern verwendete ihre meiste Zeit auf einen strengen Gottesdienst, den sie nebst einer heiligen Frau oder sogenannten Beata oftmals in einem verschlossenen Zimmer verrichtete.

Diese Beata lebte sonst für gewöhnlich in dem Hospital der heil. Mutter Gottes in Madrid, hatte, dem Vorgeben meiner Gemahlin zufolge, einen prophetischen Geist, sollte viele Wunder gethan haben und noch thun können, und überdies fast täglicher Erscheinungen der Mutter Gottes, der Engel und anderer Heiligen gewürdiget werden. Sie kam gewöhnlich Abends in der Dämmerung mit verhülltem Gesicht, und brachte öfters eine ebenfalls verhüllte junge Frauensperson mit, die sie für ihre Tochter ausgab. Ein einziges Mal wurde mir vergönnt, ihr bloßes Angesicht zu sehen, da ich denn das Gesicht der Alten außerordentlich häßlich, die junge aber ziemlich wohlgebildet fand Indeß nachmals bekümmerte ich mich nicht weiter um ihren Aus- und Eingang, sondern ließ es geschehen, daß diese Leute, die sowohl ich als meine Gemahlin für scheinbare Narren hielt, oft etliche Tage und Wochen nach einander in einem verschlossenen Zimmer sich aufhielten, und mit den köstlichsten Speisen und Getränken versorgt wurden. Auch hatte ich Ursache, zu der Sache zu schweigen, weil sonst zu befürchten war, meine Gemahlin möchte dereinst beim Sterbefall ihr

bedeutendes Vermögen mir entziehen, und es ihren Freunden zuwenden.

So lebte ich nun mit Donna Eleonora bis ins vierte Jahr, wiewohl nicht eben sonderlich vergnügt, doch auch nicht unzufrieden; bis endlich folgender Vorfall mir meine bisherige Gemüthsgelassenheit völlig raubte, und mein Herz mit Wuth und Rachgier erfüllte.

Apollonia, das vertraute Kammermädchen meiner Gemahlin, ward von ihrer Mitdienerschaft für schwanger ausgegeben, und ungeachtet die ungewöhnliche Fülle ihres Leibes für die Sache zu zeugen schien, so beharrte sie doch fortwährend auf dem Leugnen, bis ich sie endlich in leidlichen Verhaft bringen und Anstalt machen ließ, von ihr die Wahrheit und das Geständniß herauszubringen, wer denn eigentlich Vater zu diesem Kinde sei. Sie blieb indeß fortwährend verstockt. Am vierten Tage ihrer Gefangenschaft meldete auf einmal der Kerkermeister in aller Frühe, daß Apollonia in der vergangenen Nacht plötzlich gestorben sei, nachdem sie vorher Dinte, Feder und Papier gefordert, einen Brief geschrieben, und ihn um aller Heiligen Willen gebeten, denselben mit der größten Behutsamkeit, damit es meine Gemahlin nicht erführe, an mich zu übergeben. Ich erbrach den Brief mit zitternden Händen, weil mir eine

geheime Ahnung bereits nichts gutes prophezeite, und fand darin Folgendes geschrieben:

Gestrenger Herr,

Vernehmet hiermit von einer Sterbenden ein Geheimniß, welches sie bei Verlust ihrer Seligkeit nicht mit ins Grab nehmen kann. Eure Gemahlin Donna Eleonora ist die lasterhafteste Frau von der Welt. Ihre Jungfrauschaft hat sie schon, noch ehe Ihr sie geliebt, dem Don Sebastian de Urrez preisgegeben und für einen kostbaren Hauptschmuck verkauft. Mit dem Euch wohlbekannten Neapolitaner hat sie in Eurer Abwesenheit den Knaben Caspar Palino gezeugt, welcher ihr jetzt als Page aufwartet, und das vermeinte Bettelmägdlein Euphrosine ist ebenfalls ihre leibliche Tochter, die sie zu der Zeit, als Ihr gegen die Mauren zu Felde laget, von ihrem Beichtvater empfangen und heimlich zur Welt geboren hat. Lasset Eures Verwalters Menellez Frau auf die Folter legen, so wird sie vielleicht bekennen, wie es bei der Geburt und Erziehung dieser unehelichen Kinder hergegangen. Eure Mutter, die ihr gleich anfangs zuwider war, habe ich auf ihren Befehl mit einem subtilen Gift aus der Zahl der Lebendigen schaffen müssen, Euch selbst aber ist ein gleiches Loos bestimmt, sobald Ihr Eure bisherige Gelindigkeit in größere Strenge verwandeln solltet.

Wie aber ihre wollüstige Begier von Jugend auf unersättlich gewesen, so ist auch die Zahl der Mannspersonen jeglichen Standes, worunter sich oft sogar die geringsten Bedienten befunden, nicht auszusprechen, die ihre böse Lust bei Tage wie bei Nacht wechselsweise befriedigen müssen, indem sie den öfteren Wechsel in diesen Dingen jederzeit für ihr größtes Vergnügen gehalten. Glaubet übrigens nur ja nicht, mein Herr, daß die sogenannte Beata eine heilige Frau sei; denn sie ist in Wahrheit eine der liederlichsten Kupplerinnen in ganz Madrid; unter der Person aber, die für ihre Tochter ausgegeben wird, ist stets ein verkappter Mönch oder anderer junger Mensch versteckt, der Eure Gemahlin, so oft ihr die Lust bei Tage ankommt, vergnügen, und des Nachts an ihrer Seite liegen muß, und eben darin besteht die sonderbare Andacht, die sie in dem verschlossenen Zimmer verrichtet. Ich fühle, daß mein Ende herannaht, deshalb muß ich die übrigen Schandthaten unberührt lassen, die indeß von des Menellez Frau entdeckt werden können. Die wenigen noch übrigen Augenblicke meines Lebens muß ich zur Buße und zum Gebet anwenden, um dadurch von Gott zu erlangen, daß er mich große Sünderin seiner Barmherzigkeit genießen lasse. Was ich aber hier von Eurer Gemahlin geschrieben habe, will ich in jenem Leben verantworten, und derselben von ganzem Herzen vergeben, daß sie

gestern Abend die Cornelia zu mir geschickt, die mich nebst meiner Leibesfrucht vermittelst eines vergifteten Apfels unvermerkt aus der Welt schaffen sollen, welches ich nicht eher als eine Stunde nach Genießung desselben empfunden und geglaubt habe. Den Vincentio de Carciano, welcher der Donna Eleonora seit vier Monaten von der Beata als Liebhaber zugeführt worden, hat wider meiner Gebieterin Wissen und Willen seinen Muthwillen auch an mir ausgeübt, wovon ich diese meine unglückselige Leibesfrucht empfangen. Vergebet mir, gnädiger Herr, meine Bosheiten und Fehler, so wie ich von Gott Vergebung zu erhalten hoffe; lasset meinen Leib in keine ungeweihte Erde begraben, und etliche Seelmessen für mich und meine Leibesfrucht lesen, damit Ihr in Zukunft von unseren Geistern nicht beunruhiget werdet. Gott, welcher meine Seele nunmehr zu trösten beginnt, wird Euch dafür nach ausgestandenen Trübsalen und Bekümmernissen wiederum zeitlich und ewig zu erfreuen wissen. Ich sterbe unter den größten Schmerzen als eine bußfertige Christin und als Eure

unwürdige Dienerin Apollonia.

---

Erwäge Du selbst, der Du dieses lieseſt, wie mir nach Lesung dieses Briefes zu Muthe gewesen sein müsse. Ich weiß nur noch so viel, daß ich zwei Stunden lang nicht ge-

wußt habe, ob ich noch auf Erden oder in der Hölle sei; denn mein Gemüth wurde von den heftigsten Bewegungen so gefoltert und gequält, daß ich vor Angst und Bangigkeit nicht zu bleiben wußte. Sobald ich indeß aus dem Hin- und Hergehen der Bedienten schließen konnte, daß Eleonora erwacht sein müsse, suchte ich mich zu fassen, nahm eine verstellte Gelassenheit an, besuchte sie in ihrem Zimmer, und war der erste, der ihr von dem Tode der Apollonia Nachricht brachte. Sie hörte dieselbe mit mäßiger Verwunderung an, und sagte: „die schändliche Dirne hat sich unfehlbar selbst mit Gift hingerichtet, um dem Schimpf und der Strafe zu entgehen. Man muß es untersuchen, und den Körper auf dem Schindanger begraben lassen." Allein ich gab zur Antwort: „Wir werden besser thun, wenn wir die ganze Sache unterdrücken und vorgeben, sie sei eines natürlichen Todes gestorben, damit den Leuten und besonders der h. Inquisition nicht Gelegenheit gegeben wird, viel Wesens davon zu machen. Ich werde den Pater Laurentius rufen lassen, und ihm eine Summe Geldes geben, daß er vermöge seiner Klugheit alles unterdrücke, den Körper der Unglücklichen auf den Kirchhof begraben lasse, und etliche Seelmessen für sie lese. Ihr aber, mein Schatz," sagte ich weiter, „werdet, so es Euch gefällig ist, die Güte haben, und unterdeß mit mir zu einem unserer Nachbaren reisen, und zwar, wo-

hin Euch beliebt, damit unsere Gemüther wegen dieses verdrüßlichen Vorfalls nicht etwa unlustig werden, sondern bei lustiger Gesellschaft sich jeden Unmuth vertreiben können.

Es schien, als ob ihr diese meine Reden ganz besonders angenehm wären. Als ich sie nun fragte, wohin sie für diesmal zu reisen gedächte, schlug sie sogleich den Don Fabio de Canario vor, welcher drei Meilen von uns entfernt wohnte, und keine Gemahlin hatte, sondern sich mit etlichen gutwilligen Dirnen behalf, sonst aber ein wohlgebildeter, geschickter und kluger Edelmann war. Ich stutzte ein wenig über diesen Vorschlag, Eleonora aber, welche dies sogleich merkte, sagte: „Mein Schatz, ich verlange nicht ohne Ursache, diesen übel berüchtigten Edelmann einmal zu besuchen, um welchen es in der That Schade ist, daß er in so offenbarer Schande und im Laster lebt. Vielleicht können wir ihn durch gutes Zureden auf andere Wege leiten und ihn dahin bereden, daß er sich eine Gemahlin ausfucht und dem Laster entsagt." — „Ihr habt Recht," gab ich zur Antwort, „ja ich glaube, daß Niemand auf der Welt geschickter sein wird als Ihr, um diesen Kavalier zu bekehren, von dessen Lebensweise ich, seinen Hang zur Wollust abgerechnet, sonst sehr viel halte. Besinnt Euch daher auf gute Ermahnungen, ich will unterdeß meine nöthigsten Geschäfte besorgen, und sodann gleich Anstalt zu unserer Reise machen lassen."

Hierauf ließ ich den Kerkermeister zu mir kommen, und erkaufte ihn mit 200 Kronen zum äußersten Stillschweigen in Hinsicht des Briefes und der ferneren Geschichte Apolloniens, welches er mit einem feierlichen Eide angelobte. Mit dem Pater Laurentius, der mein Beichtvater und Pfarrer war, wurde durch Geld alles geschlichtet, was des todten Körpers wegen zu veranstalten war. Hierauf befahl ich meinem treuesten Leibdiener, daß er während unserer Abwesenheit eine kleine schmale Thür aus einem Nebenzimmer in dasjenige Gemach durchbrechen und heimlich verdecken sollte, wo die Beata nebst ihrer Tochter von meiner Gemahlin gewöhnlich verborgen gehalten wurde, und zwar so, daß Niemand von dem anderen Gesinde etwas davon erführe, auch in dem Gemach selber an den Tapeten nichts zu merken sein möchte. Während dieser Zeit erblickte ich durch mein Fenster, daß die Beata nebst ihrer angeblichen Tochter durch die Hinterthür meines Gartens abgefertigt und fortgeschickt wurde, weshalb ich meinem Leibdiener nochmals alles zeigte und ihn über alles vollkommen verständigte, worauf ich nach eingenommener Mittagsmahlzeit mit Eleonoren zu Don Fabio de Canaria abreis'te.

Hier wurden mir meine Augen noch mehr geöffnet. Ich sah nämlich ganz klar, mit welchen feurigen Blicken und verliebten Geberden Eleonore und Fabio einander begegneten,

so daß ich leicht schließen konnte, daß sie schon vorher eine genauere Bekanntschaft unter einander gepflogen haben mußten. Dabei mußte ich mich indeß sehr behutsam benehmen, damit die beiden Verliebten nicht das Geringste von meinen Gedanken errathen oder merken möchten. Ich gab ihnen im Gegentheil die beste Gelegenheit, allein beisammen zu bleiben und sich nach ihrer Weise zu vergnügen, wodurch ich nicht nur Eleonoren ganz sicher machte, sondern auch dem Fabio die Meinung beibrachte: ich wolle oder könne gar nicht eifersüchtig werden. Allein dieser Vogel war es nicht allein, den ich zu fangen mir vorgenommen hatte. Er hatte nämlich noch viele andere Edelleute zu sich einladen lassen, unter denen auch mein Bruder nebst seiner Gemahlin sich befand. Diesem vertraute ich auf einem einsamen Spaziergange im Garten, was mir für ein schwerer Stein auf dem Herzen liege, und er ward davon eben so heftig im Innern bewegt, als ich. Gleichwohl verstellten wir uns nach getroffener Verabredung aufs Beste, und stellten uns drei Tage gleich den Uebrigen recht lustig. Am vierten Tage aber reis'ten wir wieder aus einander, nachdem mein Bruder mir versprochen, sofort bei mir zu erscheinen, sobald ich ihm einen Boten senden würde.

Zwei Tage nach unserer Heimkunft kam die verhüllte Beata nebst ihrer vermeinten Tochter in aller Frühe gewandelt, und wurde von Eleonoren mit vielem Vergnügen em

pfangen. Mein Herz entbrannte von Eifer und Rache. Ich nahm indeß die von meinem Leibdiener getroffene Vorrichtung in Augenschein, und da ich die verborgene Thür ganz wohl angebracht fand, so ließ ich meinen Bruder zu mir entbieten, welcher sich denn auch noch vor Abends einstellte. Meine Gemahlin war bei der Abendmahlzeit außerordentlich aufgeräumt, und scherzte wider ihre Gewohnheit sehr lange mit uns. Als wir indeß nach der Mahlzeit einige Rechnungen durchzugehen uns vornahmen, sagte sie: „Meine Herren, ich weiß, daß Euch meine Gegenwart bei dergleichen ernsthaften Geschäften beschwerlich fällt, daher will ich mit Eurer gütigen Erlaubniß Abschied nehmen, meine Andacht verrichten, und sodann schlafen gehen, da ich ohnehin heute außerordentlich müde bin." Wir entließen sie beide mit unverdächtiger Freundlichkeit, blieben noch eine kurze Zeit beisammen sitzen, und begaben uns dann mit zwei Blendlaternen und bloßen Seitengewehren ganz behutsam und still in das Zimmer, wo die neue Thür angebracht war, und worin man durch die kleinen Löcher, die sowohl durch die Bretter als durch die Tapeten geschnitten waren, alles ganz deutlich sehen konnte, was in dem angeblich heiligen Gemache vorgieng.

Hilf Himmel! Welch eine Schande! was für ein scheußlicher Anblick! Meine schöne, fromme, keusche, tugendhafte, ja schon halb heiliggesprochene Gemahlin, Donna Eleonora

de Sylva, gieng mit einer jungen Mannsperson mutternackend im Zimmer auf und ab spazieren, nicht anders, als ob sie bei Verlust ihres Lebens gezwungen wären, den Stand der Unschuld unserer ersten Eltern vorzustellen. Doch wie kann ich hiebei an den Stand der Unschuld denken? oder wie könnte ich aller der unzüchtigen Dinge erwähnen, welche dies seltsame Paar verübte, und die kein tugendliebender Mensch so leicht errathen wird, so wenig als ich selber vorher geglaubt hatte, daß mir dergleichen auch nur im Traume vorkommen könnte.

Mein Bruder und ich sahen diesem schändlichen Lasterspiele länger als eine halbe Stunde zu, binnen welcher Zeit ich etlichemal Willens war, die Thür einzustoßen und das viehische Paar zu ermorden; allein mein Bruder, der diesmal etwas mehr gefaßt war als ich, hielt mich davon ab, mit dem Bedeuten: dergleichen Strafe wäre viel zu gelinde, überdies so möchten wir doch abwarten, was nach diesem unzüchtigen Spaziergange vorgenommen werden würde. Wiewohl nun dies leicht zu errathen war, so warteten wir doch mit erstaunlicher Gelassenheit die rechte Zeit ab. Sobald nämlich ein Jedes von ihnen einen großen Becher ausgeleert, der mit einem sehr angenehmen Getränk, das ihre wollüstige Begier noch vermehren sollte, angefüllt gewesen, sanken sie wie berauschte Furien daneben auf das Lager hin, und trieben

daselbst solche Unzüchtigkeiten, deren Andenken ich gern auf ewig aus meinen Gedanken verbannt wissen möchte.

„Nunmehr," sagte mein Bruder, „haben die Lasterhaften den höchsten Gipfel der schändlichen Lust erstiegen, daher kommet, mein Bruder, und lasset uns dieselben in den tiefsten Abgrund alles Elends stürzen. Jedoch nehmet Euch gleich mir in Acht, daß keines von Beiden tödtlich verwundet werde." Hierauf wurde die kleine Thür in aller Stille aufgemacht, wir traten durch die Tapete hinein, ohne von ihnen bemerkt zu werden, bis ich den Schandbuben bei den Haaren ergriff, und aus dem Bette auf den Boden warf. Eleonora that einen einzigen lauten Schrei, und blieb nachher ohnmächtig auf der Stelle liegen. Zu gleicher Zeit kam die ruchlose Beata im bloßen Hemde mit einem Dolche herzugesprungen, und hätte mich unfehlbar getroffen, wofern ihr nicht mein Bruder einen so heftigen Hieb über den Arm versetzt, daß dieser davon bis auf eine einzige Sehne durchschnitten und gelähmt wurde. Ich gab meinem Leibdiener ein verabredetes Zeichen, worauf dieser sogleich mit zwei Knechten in dem Nebenzimmer erschien, und die beiden verruchten Fremdlinge, die wir hinein gestoßen, mit Stricken binden und in einen tiefen Keller schleppen ließ.

Eleonora blieb so lange ohne Empfindung liegen, bis ihr die treue Cornelia an dreihundert Streiche mit einer

scharfen Geißel auf den bloßen Leib gegeben hatte. Ich selber nämlich hatte diese Magd gezwungen, ihrer Frau diese kräftige Arzenei zu reichen, welche auch so gut wirkte, daß Eleonora endlich wieder zu sich kam, mir zu Fuße fallen und mit Thränen um Gnade bitten wollte. Allein meine bisherige Geduld war jetzt erschöpft. Ich stieß die Freche mit einem Fuße zurück, und befahl der Cornelia, ihr ein Hemde überzuwerfen; worauf ich beide in ein leeres, wohlverwahrtes Zimmer stieß und alles hinweg nehmen ließ, womit sie sich etwa selber Schaden und Leid hätte zufügen können. Noch in eben der Stunde wurde des Menellez Frau ebenfalls gefänglich eingezogen. Ich brachte nun nebst meinem Bruder den übrigen Theil der Nacht mit Berathschlagungen hin, auf was für eine Weise die so wohl begonnene Sache weiter auszuführen sei. Noch ehe der Tag anbrach, begab ich mich hinunter in das Gefängniß zu des Menellez Frau, welche denn sehr bald ohne Folter und Marter alles gestand, was ich von ihr zu wissen begehrte. Hierauf besuchte ich mit meinem Bruder Eleonoren, und gab derselben die Abschrift von Apolloniens Briefe zu lesen, wobei sie etlichemal sehr tief seufzte, gleichwohl aber, ungeachtet unseres Zuredens sich äußerst verstockt zeigte und durchaus kein Wort antworten wollte. Ich ließ daher ihren schändlichen Liebhaber in seiner Blöße, so wie auch die ruchlose Beata herzuführen, wo denn

der Erste alle unsere Fragen richtig beantwortete und bekannte: daß er Don Vincentio de Graciano heiße; und seit vier bis fünf Monaten mit Eleonoren seine schändliche Lust getrieben habe. Daneben bat er, daß ich um seiner Jugend und vornehmen Herkunft willen ihm das Leben schenken möchte.

„Es ist mir," versetzte ich, „mit dem Tode eines so liederlichen Menschen, wie Du bist, wenig oder nichts geholfen. Deshalb sollst Du zwar nicht hingerichtet, aber doch so gezeichnet werden, daß Dir die Lust nach fremden Weibern verschwinden, und Dein Leben ein täglicher Tod sein soll." Bei diesen Worten gab ich meinem Leibdiener einen Wink, welcher sogleich vier handfeste Knechte hereintreten ließ, die den Vincentio sogleich anpackten und auf eine Tafel banden. Dieser merkte sogleich, was ihm widerfahren würde, und begann daher aufs Neue zu bitten, zuletzt aber zu drohen: wie sein Vater, der ein vornehmer Diener des Königs und Mitglied der h. Inquisition sei, diesen Schimpf genugsam rächen werde. Allein es half nichts, sondern meine Knechte verrichteten ihr Amt so, daß er unter klaglichem Geschrei seiner Mannheit beraubt, und nachher wieder geheftet wurde. Zu meinem größten Verdrusse sah ich, daß Eleonora darüber die bittersten Thränen vergoß, und zuletzt sogar in Ohnmacht sank. Bei mir regte sich indeß nicht das geringste Mitleiden,

sondern ich überließ sie den Händen der Cornelia, der Verschnittene aber mußte nebst der verruchten Kupplerinn zurück ins Gefängniß wandern. Nachher ward auch Cornelia ververnommen, die sich indeß aufs Leugnen verließ, und für die Unschuldigste unter allen gelten wollte. Sobald ihr aber die Folterbank nebst den dazu gehörigen Werkzeugen gezeigt wurde, bekannte die liederliche Dirne nicht bloß, daß sie auf Eleonorens Befehl den vergifteten Apfel bereitet, und Apollonien beredet habe, denselben zu essen; sondern offenbarte überdies noch Manches von den Heimlichkeiten ihrer verstorbenen Mitschwester, was gleichsam Eleonoren zur Entschuldigung gereichen und mich zum Mitleid gegen sie bewegen sollte. Allein alles war vergebens; denn mein Gemüth war so von Grimm und Rache erfüllt, daß ich bloß auf Befriedigung derselben bedacht war. Unterdeß, da ich mich nicht zu sehr übereilen wollte, wurde die übrige Zeit des Tages nebst der darauf folgenden Nacht theils zur reiflichen Betrachtung meines unglücklichen Schicksals, theis zur nöthigen Ruhe verwendet.

Etwa zwei Stunden vor Tages Anbruch, als ich noch im halben Schlummer lag, erhob sich in meinem Hofe ein gewaltiger Tumult. Ich sprang auf, und sah durch's Fenster, wie meine Leute mit etlichen fremden Personen zu Pferde bei Fackelschein kämpften. Mein Bruder und ich war-

fen sogleich unsere Harnische an, und eilten den Unseren zu Hilfe, von denen bereits zwei sehr schwer verwundet auf dem Platze lagen. Indeß sobald wir mit unseren Schwertern frisch darein schlugen, faßten meine Leute neuen Muth, so daß fünf der unbekannten Feinde getödtet, und die übrigen sieben verjagt wurden. In diesem Augenblick kam ein Geschrei, daß sich auf der anderen Seite des Schlosses ein Wagen nebst etlichen Reitern zeige, welche Eleonoren und Cornelien, die sich jetzt so eben zum Fenster herab ließen, hinwegführen wollten. Wir eilten insgesammt im Sprunge dahin, und trafen die beiden Frauenzimmer bereits unten auf der Erde bei dem Wagen an. Sofort entstand da abermals ein heftiges Gefecht, wobei drei von meinen Leuten und acht feindliche ihren Tod fanden. Zuletzt wurden dennoch Wagen und Reiter in die Flucht geschlagen, Eleonora und Cornelia aber blieben in meiner Gewalt, und mußten zur Sicherheit sich in ein finsteres Gewölbe verschließen lassen.

Offenbar hatte Cornelia diesen nächtlichen Ueberfall herbeigeführt, indem sie vielleicht Gelegenheit gefunden, irgend eine bekannte treue Person aus dem Fenster anzurufen, und dieselbe mit einem Briefe sowohl an ihre eigene als an Eleonorens Vettern oder Buhler abzusenden. Diese hatten denn mehrere Wagehälse dazu gezogen, und, um sie zu befreien, diese Fehde gegen mich und die Meinigen angefangen; allein ihr

Erfolg war sehr schlecht, indem sie dreizehn Todte zurück ließen, während ich von meinen Leuten bloß vier einbüßte. Das Einzige, worüber ich mich wunderte, war, daß während dieses Vorfalls der Keller, worin Beata und der Schandbube lagen, erbrochen worden, und beide Gefangene nirgends anzutreffen waren, wie ich denn auch nachher nie mehr von diesen schändlichen Personen das Geringste erfahren habe.

Ich ließ alle meine Nachbaren bei dem Gedanken, daß mich vergangene Nacht eine Räuberbande überfallen, und da meine Bedienten und Unterthanen über die ganze Sache schwiegen, so wußte Niemand eigentlich, was für eine verzweifelte Geschichte sich in meinem Hause zugetragen. Gegen Mitternacht lief indeß die schlimme Nachricht bei mir ein, daß sowohl Eleonora als Cornelia vermittelst abgerissener Streifen aus ihren Hemden sich aus Verzweifelung an zwei im Gewölbe befindlichen Haken selber erhenkt hätten, und bereits erstarrt und erkaltet wären. Ich kann nicht leugnen, daß ich hierüber höchst bestürzt wurde, indem ich mir vorstellte, daß beide in ihren Sünden zur Hölle gefahren. Während ich aber noch mit meinem Bruder diesen gräßlichen Zufall beseufzte und mit ihm berathschlagte, was nunmehr anzufangen sei, meldete sich ein Bote aus Madrid, der sein Pferd todt geritten hatte, mit folgendem Briefe bei mir an:

Mein Vetter!

Es hat mir ein vertrauter Freund vom Hofe insgeheim mitgetheilt, daß sich entsetzliche Geschichten auf Eurem Schlosse begeben hätten, worüber Jeder, der es hörte, erstaunen müßte. Ihr habt mächtige Feinde, die dem Euch ohnehin schon ungnädigen Könige diese Sache noch heute Abend vortragen und den Befehl auswirken werden, daß der königliche Blutrichter nebst seinen und des h. Officiums Dienern vermuthlich noch morgen vor Mittags bei Euch einsprechen müsse. Daher denket auf Eure Rettung, begebt Euch bei Zeiten auf die Flucht, und glaubt sicherlich, daß man, Ihr möget nun Recht oder Unrecht haben, dennoch Euer Gut und Blut aussaugen wird. Reiset glücklich, führet Eure Sache sicher aus, und wisset, daß ich beständig sein werde

Euer getreuer Freund
Don Alphonso de Cordua.

Nun galt es Klugheit, bei der Verwirrung meiner Angelegenheiten einen festen Entschluß zu fassen. Jedoch, da jeder Augenblick kostbar war, kam mir endlich der Rath meines treuen Vetters am vernünftigsten vor, zumal da mein Bruder denselben gleichfalls billigte. Ich nahm daher einen einzigen treuen Diener zum Begleiter, und ließ zwei der besten Pferde satteln, und so viel Geld und Kleinodien darauf

packen, als sie nur zu tragen vermochten. Darauf machte ich mich schnell auf die Reise nach Portugal, nachdem ich nicht allein meinem Bruder all mein übriges Geld und Kostbarkeiten, um es mit auf sein Gut zu nehmen, anvertraut, sondern auch ihm und meinem Leibdiener und anderen Getreuen für alle möglichen Fälle die nöthigen Verhaltungsregeln gegeben. Besonders aber trug ich meinem Bruder auf, des Menellez Frau nebst dem Knaben Palino und dem Mägdlein Euphrosine heimlich auf sein Schloß zu schaffen, und sie stets in sorgfältiger Verwahrung zu halten, damit man sie jederzeit als lebendige Zeugen darstellen könne.

Binnen wenigen Tagen gelangte ich auf das portugiesische Gebiet und zu einem Bekannten von Adel, der mir auf seinem wohlbefestigten Landschlosse den sichersten Aufenthalt versprach. Von da aus schrieb ich meine gehabten Unfälle mit allen dazu gehörigen Umständen an den König Ferdinand, und bat mir nichts als einen Frei- und Sicherheitsbrief aus, in welchem Falle ich mich denn ohne Zeitverlust vor dem hohen Gerichte stellen, und meine Sache nach den Gesetzen des Landes untersuchen und richten lassen wollte. Allein obschon der König anfangs nicht abgeneigt gewesen, mir einen solchen Brief zu übersenden, so hatten doch Eleonorens und Vincentio's Verwandte nebst meinen anderweitigen Feinden alles verhindert, und den König bewogen, daß

er, nachdem ich auf dreimalige Vorladung mich nicht in das Gefängniß des h. Officiums gestellt hatte, mich für schuldig und strafbar erklärte.

Unter diesen Umständen waren alle Vorstellungen, die ich ihm sowohl schriftlich als durch einige gute Freunde machen ließ, durchaus vergebens; denn meine Güter hatte der König in Beschlag nehmen lassen, und einen Theil von den Einkünften derselben dem h. Officium übergeben. Ich glaube gewiß, daß des Königs Geiz mehr Schuld an diesem meinem gänzlichen Ruin gewesen, als der ganze Vorfall selber. Mein Bruder wurde ebenfalls nicht übergangen, sondern um eine ansehnliche Summe Geldes gestraft; doch hat er meinethalben keinen Schaden gelitten, indem ich ihm alles Geld und Gut, das er auf mein Bitten zu sich in Verwahrung genommen, überlassen, und niemals etwas zurückgefordert habe. So war denn der König, der sich in meiner Jugend zu meinem Versorger aufgeworfen hatte, nachher mein Verderber, welches mich indeß eben nicht Wunder nahm, wenn ich bedachte, wie sein unersättlicher Eigennutz nicht allein alle Großen des Reichs beschränkte, sondern auch die besten Einkünfte der Ordensritter an sich zog.

Dessen ungeachtet schien es, als ob ich noch nicht unglücklich genug wäre, sondern noch ein härteres Schicksal ertragen sollte. Mir schrieb nämlich damals ein vertrauter

Freund, daß Ferdinand meinen Aufenthalt in Portugal erfahren habe, und deshalb Willens sei, nächstens bei dem Könige Emanuel um die Auslieferung meiner Person anzuhalten; im Fall dies Letztere geschehe, so dürfte ich nicht zweifeln, daß ich entweder meinen Kopf verlieren oder wenigstens meine übrige Lebenszeit im Thurme zu Segovia als ein ewiger Gefangener hinbringen würde. Da ich nun weder das eine noch das andere versuchen mochte, und gleichwohl eines von beiden zu befürchten hatte, so entschloß ich mich ganz kurz, mein verlorenes Glück auf der See wieder aufzusuchen. Die Portugiesen hatten damals so eben in der neuen Welt ein großes und vortreffliches Land entdeckt, und es Brasilien genannt; ich gieng daher sofort zu Schiffe, um dasselbe in Augenschein zu nehmen, und, wofern ich es nur irgend angenehm fände, meine übrige Lebenszeit daselbst zuzubringen. Allein das Unglück verfolgte mich auch zur See. In der Gegend der sogenannten Glückseligen Inseln wurden nämlich die acht portugiesischen Schiffe, die mit einander segelten, durch einen heftigen Sturm zerstreut, dasjenige aber, worauf ich mich befand, scheiterte an einem Felsen, so daß ich, um mein Leben zu retten, einen Balken ergriff, und mich mit demselben vier Tage nach einander herumtreiben ließ. Mein Untergang war nahe, da führte der Himmel noch zu rechter Zeit etliche spanische Schiffe in diese Gegend,

welche nebst anderen auch mich auffischten und erquickten.

Es waren dies die Schiffe des Don Alphonso Hojez und des Don Didaco de Niquesa, welche beide von dem spanischen Könige als Gouverneure, und zwar der Erste über Carthagena, der Andere über Caragua, in die neue Welt abgeschickt worden waren. Unter allen ihren Leuten war nur ein einziger, der mich von Person kannte, nämlich Don Vasco Nunez di Valboa, der unter Hojez Schiffshauptmann war. Dieser bezeigte sich gegen mich sehr aufrichtig, bewies viele Theilnahme an meinem Unglück, und schwur, daß er wider meinen Willen mich Niemandem je entdecken werde. Ich blieb daher auf seinem Schiffe, wo er mich mit Vorwissen des Hojez zu seinem Schiffslieutenant machte.

Wir erreichten ohne ferneres Ungemach die Insel Hispaniola. Hier rüstete der Gouverneur Hojez vier große und starke nebst etlichen kleinen Nebenschiffen aus, auf welchen wir gerades Weges hinüber nach der Stadt Carthagena segelten. Daselbst ließ Hojez den Einwohnern des Landes den königlichen Befehl bekannt machen: daß dieselben von ihrem bisherigen heidnischen Aberglauben ablassen, von den Spaniern das Christenthum nebst guten Sitten und Gebräuchen annehmen, und den König von Kastilien für ihren Herrn anerkennen sollten, widrigenfalls man sie mit Feuer und Schwert verfolgen und in die strengste Sclaverei hin-

wegführen würde. Allein diese Leute gaben hierauf sehr freimüthig zur Antwort: daß sie sich um des Königs von Kastilien Gnade oder Ungnade gar nicht bekümmerten; überdies, da die Spanier seit ihrer ersten Ankunft etliche Jahre hindurch nichts als Tyrannei, Geiz, Morden, Blutvergießen, Rauben, Stehlen, Sengen und Brennen nebst andern schändlichen Lastern verübt, trügen sie billig Bedenken, dergleichen verdächtiges Christenthum, Sitten und Gebräuche anzunehmen. Daher möchten wir nur sofort zurückkehren und ihre Gränzen verlassen, widrigenfalls sie sich genöthiget sähen, ihre Waffen zu ergreifen und uns mit Gewalt von dannen zu treiben.

Ich für meine Person konnte diesen vernünftigen Entschluß nicht im mindesten tadeln, zumal da die gottlose und unchristliche Aufführung meiner Landsleute mehr als zu bekannt war. Dessen ungeachtet ließ der Gouverneur sogleich sein Kriegsvolk ans Land steigen, begann aller Orten zu sengen, zu brennen, todtzuschlagen und zu verfolgen, verschonte weder Jung noch Alt, Reich noch Arm, Männer noch Frauen. Meine Hände hüteten sich so viel als möglich, dieses unschuldige Blut vergießen zu helfen, ja ich beklagte von Grund meiner Seele, daß mich ein unglückliches Verhängniß in dies jammervolle Land geführt hatte; denn es dünkte mich unrecht und grausam, auch ganz wider Christi

Befehl zu sein, den Heiden auf solche Art das Evangelium zu predigen. Ueberdies verdroß es mich heimlich, daß der Gouverneur aus bloßer Bosheit den königlichen Befehl, der doch eigentlich nur auf die Caraiben oder Menschenfresser zielte, so muthwillig und schändlich mißbrauchte, und nirgends einen Unterschied machte; denn ich kann mit Wahrheit sagen, daß die Indianer auf dem festen Lande und einigen andern Inseln nach ihrer natürlichen Erkenntniß dermaßen ordentlich und tugendhaft lebten, daß mancher Scheinchrist dadurch nicht wenig beschämt wurde.

Nachdem der Gouverneur Hojez um Carthagena herum alles verwüstet und keinen Gegenstand seiner Grausamkeit mehr finden konnte, drang er über zwölf Meilen weit ins Land hinein, streifte überall herum, bekriegte etliche indianische Könige, und hoffte auf diese Weise eine große Beute von Gold und Edelsteinen zu gewinnen, wozu ihm einige gefangene Indianer Hoffnung gemacht. Allein er fand sich hierin gewaltig betrogen. Denn während wir am allersichersten zu sein wähnten, hatte sich der eine dieser Könige mit seinem auserlesensten Volke in bequeme heimliche Oerter versteckt, und setzte uns von da aus so scharf zu, daß wir gezwungen wurden, eiligst die Flucht zu ergreifen, und dem Meere zuzueilen, nachdem wir des Hojez Obristlieutenant, Don Juan de la Cossa, nebst vier und siebzig der tapfersten

Leute eingebüßt, die von den Indianern jämmerlich zerhackt und gefressen wurden.

Dieser Unfall war Ursache, daß der Gouverneur Hojez in dem Hafen vor Carthagena sehr viele Noth und Bekümmerniß auszustehen hatte, zumal da es uns sowohl an Lebensmitteln als an andern höchst nöthigen Dingen zu mangeln begann. Jedoch zu unserem guten Glücke traf Don Didaco de Niquesa nebst etlichen Schiffen bei uns ein, welche mit beinahe acht hundert guten Kriegsleuten und genugsamen Lebensmitteln beladen waren. Sobald er nun den Hojez und dessen Gefährten auf's Beste wieder erquickt hatte, wurde beschlossen, den von den Feinden erlittenen Unfall mit vereinter Macht zu rächen, welches denn auch grausam genug vollführt wurde. Wir überfielen nämlich bei nächtlicher Weile das Dorf, bei welchem de la Cossa nebst seinen Gefährten erschlagen worden, zündeten dasselbe rings herum mit Feuer an, und vertilgten darin Alles, was nur irgend lebendigen Odem hatte, und zwar so, daß von der großen Menge Indianer, die sich in demselben versammelt hatten, nicht mehr übrig blieben, als sechs Jünglinge, die unsere Gefangene wurden. Es meinte nun jeder, in der Asche dieses abgebrannten Dorfes, das aus mehr als hundert Wohnungen bestanden, einen großen Schatz an Gold und edeln Steinen zu finden; allein alles Suchen war vergebens, indem fast nichts

als Unflat von verbrannten Körpern und Todtenknochen, aber wenig Gold zum Vorschein kam, weshalb Hojez ganz verdrüßlich zurückzog, und weiter kein Vergnügen hatte, als das, den Tod des de la Cossa und seiner Gefährten gerächt zu haben.

Kurze Zeit nachher beredeten sich die beiden Gouverneure Hojez und Niquesa, daß ein jeder die Landschaft, welche ihm der König zu verwalten übergeben, genugsam auskundschaften und einnehmen wolle. Hojez brach zuerst auf, um die Landschaft Uraba, die ihm nebst dem Hafen von Carthagena zustand, aufzusuchen. Wir landeten zuerst auf einer Insel, welche nachher von uns den Namen Fortis erhielt, wurden aber bald gewahr, daß sie von den wildesten Canibalen bewohnt sei, weshalb denn keine Hoffnung vorhanden war, daselbst Gold zu finden. Indeß fand sich wider Vermuthen doch noch etwas von diesem köstlichen Metall, welches wir nebst zwei gefangenen Männern und sieben Weibern mit uns hinweg führten. Von da aus segelten wir geradez Weges nach der Landschaft Uraba, durchstreiften dieselbe glücklich, und bauten ostwärts in der Gegend Caribana einen Flecken nebst einem wohlbefestigten Schlosse an, wohin man sich zur Zeit einer feindlichen Empörung und eines plötzlichen Ueberfalls sicher zurückziehen und aufhalten könnte. Dessen ungeachtet ließ sich der schon so oft betrogene Hojez abermals betrügen.

Die gefangenen Indianer machten nämlich viel Wesens von einer einträglichen Goldgrube, welche bei dem, zwölftausend Schritt von unserem Schlosse gelegenen Dorfe Tiraki anzutreffen sei. Wir zogen sogleich dahin, und hofften die Einwohner plötzlich zu überfallen und alle zu erschlagen; allein diese empfiengen uns so rüstig mit vergifteten Pfeilen, daß wir mit Zurücklassung einiger Todten und vieler Verwundeten schimpflich die Flucht ergreifen mußten.

Am folgenden Tage kamen wir in einem andern Dorfe eben so übel, ja fast noch schlimmer an; auf dem Rückwege aber begegnete dem Gouverneur Hojez der schlimmste und gefährlichste Streich. Es kam nämlich ein kleiner König, dessen Frau von Hojez gefangen genommen worden, und gab vor, dieselbe mit zwanzig Pfund Goldes auslösen zu wollen, wie denn auch acht Indianer bei ihm waren, welche, unserer Meinung nach, das Gold bei sich trugen. Doch wider alles Vermuthen schoß derselbe einen frisch vergifteten Pfeil in des Gouverneurs Hüfte, und wollte dann mit seinen Gefährten die Flucht ergreifen. Zwar wurden sie von der Leibwache ergriffen und sämmtlich in Stücke zerhauen, allein damit war dem Gouverneur wenig geholfen, weil er in Ermangelung kräftiger Arzneien, die etwa dem Gifte in der Wunde hätten entgegen wirken können, entsetzliche Qual und Schmerzen ausstehen mußte. Er ließ sich, um sein Leben zu retten, etliche-

mal ein glühendes Eisenblech auf die Wunde legen, um das Gift heraus zu brennen, welches das gewisseste und sicherste Mittel bei dergleichen Schäden sein sollte, doch den Hojez gleichwohl nicht zu seiner völligen Genesung verhalf.

Unterdeß kam Bernardino de Calavera mit einem ansehnlichen Schiffe, das sechzig tapfere Kriegsmänner nebst vielen Lebensmitteln mit sich führte, zu uns, und verbesserte unseren damaligen gefährlichen und bedürftigen Zustand nicht wenig. Da aber auch diese Lebensmittel fast aufgezehrt waren, und das Kriegsvolk nicht den geringsten glücklichen Erfolg von des Hojez Unternehmungen sah, fiengen sie an, einen förmlichen Aufstand zu erregen. Hojez glaubte zwar denselben dadurch zu stillen, daß er sie auf die Ankunft des Don Martin Anciso vertröstete, dem er befohlen, uns mit einem Lastschiffe voll Mundvorrath hieher zu folgen; indeß die Kriegsleute, welche diese Vertröstungen, so guten Grund sie auch hatten, in Zweifel zogen, und für leere Worte hielten, beredeten sich heimlich, zwei Schiffe von den unsrigen zu entführen, und mit denselben nach der Insel Hispaniola zu fahren.

Sobald Hojez diese Verschwörung entdeckt hatte, gedachte er dem Unheil vorzubauen, und that den Vorschlag, daß er selber eine Reise nach Hispaniola antreten wolle. Zugleich bestellte er den Don Francisco de Pizarro in seiner

Abwesenheit zum Obristlieutenant, mit dem Bedeuten, daß, wofern er innerhalb funfzig Tagen nicht wieder bei uns einträfe, ein jeder die Freiheit haben sollte, hinzugehen, wohin er wolle. Seine Hauptabsicht war, sich auf Hispaniola durch verständige Aerzte von seiner Wunde völlig heilen zu lassen, und dann zu erforschen, was den Don Anciso abgehalten hätte, uns mit dem bestellten Mundvorrath zu folgen. Daher stieg er in das Schiff, welches Bernardino de Calavera heimlich und ohne Erlaubniß des Oberadmirals aus Hispaniola entführt hatte, und segelte mit demselben nach der erwähnten Insel ab.

Wir Zurückgebliebenen warteten mit Schmerzen auf seine Wiederkunft. Da indeß nicht allein die funfzig Tage, sondern mehr als zweimal so viel verstrichen waren, und wir binnen der Zeit vieles Ungemach, sowohl durch feindliche Anfälle als durch Hungersnoth, erlitten hatten, theilte sich alles in die beiden zurückgelassenen Schiffe des Hojez, um ihren Gouverneur selber in Hispaniola aufzusuchen.

Kaum hatten wir das hohe Meer erreicht, als uns ein entsetzlicher Sturm überfiel, welcher das Schiff, worin unsere Mitgenossen saßen, in einem Augenblick umstürzte, und in den Abgrund versenkte, so daß kein einziger zu retten war. Wir übrigen suchten dergleichen Unfällen zu entgehen, und landeten daher bei der Insel Fortis, wo wir indeß von den

Pfeilen der wilden Einwohner so unfreundlich empfangen wurden, daß wir es für unser größtes Glück schätzten, noch bei Zeiten das Schiff zu erreichen und von dannen zu segeln.

Während wir nun unter so kümmerlichen Umständen unsere Fahrt nach Hispaniola fortsetzten, begegnete uns wider Verhoffen der oberste Gerichtspräsident Don Martin Anciso, welcher nicht allein auf einem Lastschiffe allerlei Nahrungsmittel und Kleider, sondern auch in einem Nebenschiffe gute Kriegsmannschaft mit sich führte. Seine Ankunft war uns ungemein tröstlich. Da er aber nicht glauben wollte, daß wir von unserem Gouverneur Hojez verlassen wären, sondern uns für Aufrührer und abtrünnige Leute ansah, so mußten wir uns gefallen lassen, zuerst eine Zeitlang in der Mündung des Flusses Bovus zwischen dem karthageniſchen Port und der Landschaft Cuchibacoam bei ihm still zu liegen, sodann aber in seiner Begleitung nach der Landschaft Uraba zurückzusegeln, weil er uns weder zu Niquesa noch nach Hispaniola führen wollte, sondern vorgab, er müsse uns alle vermöge seiner Amtspflicht durchaus in des Gouverneurs Hojez Provinz zurückbringen, damit dieselbe nicht ohne Besatzung bliebe.

Demnach richteten wir unseren Lauf dahin; allein es schien, als ob das Glück allen unsern Anschlägen zuwider wäre. Als nämlich Anciso's bestes Schiff in den etwas engen Hafen einlaufen wollte, scheiterte es durch Unvorsichtig-

keit des Steuermanns, so das aller Mundvorrath, Kriegsgeräth, Gold, Kleinodien, Pferde und andere Thiere zu Grunde sanken, die Mannschaft aber nur sehr kümmerlich ihr Leben rettete.

Endlich, nachdem wir uns etliche Tage mit Wurzeln, Kräutern und herben Baumfrüchten des Hungers erwehret, wurde beschlossen, etwas tiefer ins Land hinein zu rücken, und lieber heldenmüthig zu sterben, als so schändlich und verächtlich zu leben. Doch kaum hatten wir vier Meilen Weges zurückgelegt, so begegnete uns eine erstaunliche Menge wohlbewaffneter Indianer, die unsern tapfern Vorsatz bald wieder zernichteten, und uns über Hals und Kopf mit ihren vergifteten Pfeilen an das Gestade des Meeres, wo unsere Schiffe standen, wieder zurück jagten.

Die Bekümmerniß über diesen neuen Unfall war gleichwohl nicht so groß, als die Freude, die uns von einigen gefangenen Indianern durch die Nachricht gemacht wurde, daß oberhalb dieses Meerbusens eine Landschaft liege, die an Früchten und allen nothdürftigen Lebensmitteln Alles im höchsten Ueberfluß hervorbringe. Don Anciso sah sich also gezwungen, uns dahin zu führen. Die dasigen Einwohner hielten sich anfangs ziemlich ruhig; sobald wir aber anfiengen, in diesem gesegneten Lande Häuser zu erbauen und unsere Wirthschaft ordentlich einzurichten, brach der König Camac-

cus mit seinen Leuten auf, und versuchte uns fremde Gäste aus dem Lande zu jagen. Es kam zu einem harten Treffen, welches den ganzen Tag hindurch bis in die späte Nacht währte; doch erhielten wir am Ende den Sieg, jagten den zerstreuten Feinden nach, und machten Alles, was wir einholten, auf das Grausamste nieder.

Nunmehr fand sich nicht nur ein großer Ueberfluß an Brot, Früchten und Wurzeln und anderen nothwendigen Dingen, sondern überdies in den Gebüschen und Sümpfen über drittehalb tausend Pfund gediegen Gold, nebst Leinwand, Bettdecken, und allerlei metallenes, auch irdenes und hölzernes Geschirr und Fässer, welches der König unserer Feinde unsertwegen dahin verstecken und vergraben lassen. Hier ließ Don Anciso nachher eine Stadt und Kirche, welche er Antiqua Darienis nannte, aufbauen, und zwar wegen eines Gelübdes, das er der Sancta Maria Antiqua, die zu Sevilla besonders verehrt wird, noch vor der Schlacht gethan hatte. Unterdeß ließ Don Anciso unsere zurückgelassenen Leute in zwei Schiffen herbeiholen, unter denen sich auch mein besonderer Freund, der Hauptmann Don Vasco Nunez di Valboa, befand, welcher nunmehr von seiner, durch einen vergifteten Pfeil empfangenen Wunde wieder völlig hergestellt war. Da es nun wegen der erbeuteten Güter zur gehörigen Theilung kommen sollte, und ein jeder merkte, wie Don

Anciſo als ein eigennütziger Geizhals überaus unbillig handelte, indem er ſich ſelbſt weit größere Schätze zueignete, als ihm von Rechts wegen zukamen, entſtand darüber unter dem Kriegsvolk zuerſt ein heimliches Gemurmel, welches ſodann in einen öffentlichen Aufruhr übergieng, da ſich die beſten Leute zu dem Valboa ſchlugen, und ihn zu ihrem Oberhaupt erwählten. Zwar gab der Anhang Don Anciſo's dem Valboa Schuld, daß er von Natur ein aufrühreriſcher und unnützer Menſch ſei, deſſen Herrſchſucht bloß allerlei Unheil anzuſtiften trachte; allein ſo viel ich die ganze Zeit meines Umgangs an ihm bemerkt, war er ein Mann von beſonderer Tapferkeit, der ſich vor Niemandem ſcheute, und daher das Unrecht, das ihm und den Seinigen geſchah, unmöglich verſchmerzen konnte, ſondern ſich dafür auf alle mögliche Art zu rächen ſuchte, wiewohl er hiebei niemals den Reſpect und Vortheil des Königs von Kaſtilien aus den Augen ſetzte.

In dieſem Lärm kam Don Rodriguez Colmenarez mit zwei Schiffen aus Hiſpaniola zu uns, die nicht nur mit friſchem Kriegsvolk, ſondern auch mit vielem Mundvorrath beladen waren. Dieſer meinte den Hojez hier anzutreffen, von welchem er erfahren, daß er nebſt ſeinem Kriegsvolk ſich in großer Angſt und Noth befände; er fand indeß Alles in der größten Verwirrung, indem ſich Anciſo und Valboa um die Oberherrſchaft ſtritten, und jeder ſeinen beſondern Anhang

hatte. Um nun jeden ferneren Streit und weiteres Blutvergießen zu verhüten, segelte Colmenarez wieder zurück, um seinen Vetter Don Didaco de Niquesa herbeizuholen, welcher die streitenden Parteien vergleichen, und den Oberbefehl über alle Andere übernehmen sollte.

Colmenarez war so glücklich, den Niquesa gerade zu rechter Zeit anzutreffen, und zwar in der Gegend, die von ihm selber Nomen Dei benannt worden, wo der arme Niquesa nackt und bloß nebst seinen halb todt gehungerten Leuten umherirrte. Indeß, nachdem ihn Colmenarez nebst 75 Kastilianern zu Schiffe und auf die rechte Straße gebracht, kam er unverhofft bei uns in Antiqua Darienis an. Kaum war er hier ans Land gestiegen, als es auch schon ruchtbar wurde, wie schmählich und schimpflich er sowohl von Anciso als Valboa geredet, und gedroht, diese beiden nebst andern Hauptleuten theils ihrer Aemter und Würden zu entsetzen, theils aber an Gold und Geld aufs Schärfste zu strafen. Doch eben diese Drohungen gereichten ihm zum größten Unglück. Denn beide Theile wurden dadurch so heftig gegen ihn erbittert, daß sie den armen Niquesa nebst seinen Leuten wieder zurück in sein Schiff und unbarmherziger Weise ohne Lebensmittel aus der Gegend fortjagten.

Einige Monate später habe ich etliche von seinen Gefährten in der Landschaft Zorota getroffen, die mir erzähl-

ten, daß er nahe bei dem Flusse nebst etlichen der Seinen von den Indianern erschlagen und gefressen worden sei, weshalb sie auch diesen Fluß Rio de los Perditos, das ist den Fluß des Verderbens nannten, und mir einen Baum zeigten, in dessen glatte Rinde folgende Inschrift in lateinischer Sprache eingeschnitten war: „Hier ist der von traurigem Umherirren ermüdete, unglückliche Didaco Niquesa umgekommen."

Um indeß wieder zu meiner Geschichtserzählung zurückzukehren, — nach Niquesa's Vertreibung mußten wir abermals den größten Kummer, Noth und Hunger ausstehen, da des Colmenarez mitgebrachter Mundvorrath gar bald aufgezehrt war, so daß wir wie hungrige Wölfe überall umherliefen, und Alles hinwegraubten, was nur irgend in den umliegenden Landschaften anzutreffen war. Endlich, nachdem Valboa einen Anhang von mehr als hundert und funfzig der auserlesensten Kriegsleute beisammen hatte, gab er öffentlich zu verstehen, daß er nunmehr, da der Gouverneur Hojez allem Vermuthen nach umgekommen, unter keines andern Menschen Kommando stehen wolle, als welcher eine eigene Ernennung vom Könige selber aufzuweisen habe. Ancifo dagegen trotzte auf seine Obergerichts-Präsidentenstelle. Da aber sein Beglaubigungsbrief vielleicht im letzten Schiffbruche mit versunken war, oder er, wie andere mein-

ten, wohl gar keinen gehabt hatte, fand Valboa desto mehr Ursache, sich demselben nicht zu unterwerfen, und sobald Anciso sein Ansehn mit Gewalt zu behaupten Miene machte, überfiel ihn Valboa plötzlich, ließ den prahlerischen Geizhals in Ketten und Banden legen, und theilte dessen Gold und Gut der königlichen Kammer zu. Indeß, da ich und andere gute Freunde dem Valboa sein allzu hitziges Verfahren glimpflich vorstellten, besann er sich bald eines andern, bereute seine jähzornige Strenge, stellte den Anciso wieder auf freien Fuß, gab ihm sein Gold und Gut ohne Verzug zurück, und hätte sich vielleicht ganz mit demselben ausgesöhnt, wenn dieser nicht zu erbittert gewesen wäre. Wenige Tage nachher segelte Anciso mit seinen Anhängern von uns hinweg, und hinterließ die Drohung, daß er sich in Kastilien bei dem Könige selber über den Valboa beklagen werde. Doch der letztere kehrte sich an nichts, sondern brachte sein sämmtliches Kriegsvolk in gehörige Ordnung, setzte über sie zuverlässige Befehlshaber, auf deren Treue er sich verlassen konnte, unter denen außer mir auch Don Rodriguez Colmenarez sich befand, und begann sein und unser Glück mit vollem Ernste zu suchen.

Coiba war die erste Landschaft, die von uns angegriffen wurde, und der König derselben, Careta, der unter dem Vorwande des Mangels Mundvorrath und andere Bedürfnisse

herzugeben sich weigerte, mußte sich mit Weib, Kindern und allem Hofgesinde nach Darien abführen lassen.

Unterdeß fand Valboa sowohl als die übrigen für nöthig, den Valdivia und Zamudio nach Hispaniola zu senden. Der erstere sollte bei dem Oberadmiral Don Didaco Columbo den Valboa bestens empfehlen, und um schleunige Unterstützung an Mundvorrath und anderen Bedürfnissen bitten; Zamudio aber war befehligt, eiligst nach Kastilien zu segeln und die Streitigkeiten, welche zwischen Valboa und Anciso vorgefallen, aufs Beste zu entschuldigen. Unterdeß wurde Careta, der König von Coiba, wieder auf freien Fuß gestellt, doch unter der Bedingung, daß er nicht allein unser Kriegsvolk mit Speise und Trank versehen, sondern auch dem Valboa in dem Kriegszuge wider den benachbarten König Poncha beistehen und die rechten Wege zeigen sollte. Da nun Careta mit Poncha, als seinem ärgsten Feinde, beständig Krieg geführet, und von ihm früher sehr in die Enge getrieben worden, so nahm er diese Gelegenheit, sich zu rächen, mit Freuden an, zog mit seinen Leuten, welche mit langen hölzernen Schwertern und sehr spitzigen Wurfspießen bewaffnet waren, stets voraus, um den Poncha unversehens zu überfallen. Allein dieser hatte unseren Anzug noch bei guter Zeit erfahren und die Flucht ergriffen; gleichwohl fanden wir daselbst einen bedeutenden Vorrath

an Lebensmitteln und anderen trefflichen Sachen, so wie auch etliche dreißig Pfund feines Gold.

Nach dieser glücklichen Unternehmung ward der König Comogrus von uns überfallen, mit welchem wir aber auf des Königs Careta Unterhandlung Bündniß und Frieden schlossen. Dieser Comogrus hatte sieben wohlgebildete Söhne, von denen der älteste einen ganz vorzüglichen Verstand hatte, und nicht nur vieles Gold und Kleinodien unter uns austheilte, sondern auch Anschläge gab, wo wir diese köstliche Waare im Ueberfluß antreffen könnten. Uebrigens ließ sich Comogrus nebst seiner ganzen Familie bewegen, den christlichen Glauben anzunehmen, und empfieng in der Taufe den Namen Carolus. Nachdem auf diese Weise das Freundschaftsbündniß mit ihm um so fester geschlossen worden war, zogen wir wieder nach Antiqua Darienis zurück, woselbst Valdivia zwar wiederum aus Hispaniola angelangt war, aber nur wenig Lebensmittel, sondern bloß die Hoffnung mitgebracht hatte, daß wir ehestens alles Nöthige in reichlichem Maße empfangen sollten.

Das Elend wurde nun von neuem unter uns sehr groß, zumal da unsere Ernte durch ungewöhnlich große Wasserfluthen zu Grunde gerichtet, und alle umliegenden Landschaften bereits ausgezehrt waren. Die Noth trieb uns daher zu unserer großen Gefahr in das Mittelland hinein,

nachdem wir am 9. December des Jahres 1511 den Valdivia mit vielem Golde und vielen Schätzen, die für den König Ferdinand gesammelt worden waren, über Hispaniola nach Spanien zu segeln abgefertigt hatten.

In diesem mittägigen Lande trafen wir etliche Häuser an, aus denen ein kleiner König, Namens Dabaiba, nebst seinem Hofgesinde und seinen Leuten entflohen war, und nur wenige Lebensmittel, dagegen aber sehr viel Hausgeräth, Waffen, und etliche Pfund gearbeitetes Gold zurückgelassen hatte. Auf unserer weiteren Fahrt brachte uns ein gewaltiger Sturm um drei Schiffe, die mit allem Volk und Geräth zu Grunde giengen.

Sobald wir mit Kummer und Noth ans Land gekommen waren, wurde der König Abenamachejus angegriffen, dessen Hoflager aus mehr als fünfhundert wohlgebauten Hütten bestand. Er wollte mit den Seinigen die Flucht ergreifen, mußte aber endlich Stand halten, und sich nach einer blutigen Schlacht nebst seinen besten Leuten gefangen geben. Dieser König hatte in der Schlacht einem von unseren Kriegsleuten eine leichte Wunde beigebracht, welches den Lotterbuben dermaßen verdroß, daß er ihm, obwohl er doch bereits sein Gefangener war, schleunig den Arm vom Leibe herunter hieb. Valboa ward über diese That so aufgebracht, daß er den Knecht bis auf den Tod prügeln ließ.

Nachdem dieser Sieg und herrliche Beute erlangt worden war, führte uns ein nackender Indianer in die große Landschaft des Königs Abibaiba, der seinen Sitz auf einem sehr hohen und dicken Baume angelegt hatte, da er wegen häufiger Ueberschwemmungen nicht wohl auf dem Erdboden wohnen konnte. Dieser König wollte sich weder durch Bitten noch durch Drohworte bewegen lassen, von diesem hohen Gebäude herabzusteigen; sobald indeß die Unseren Anstalt machten, den Baum umzuhauen, kam er nebst zwei Söhnen herünter, und ließ seine übrigen Hofbedienten in der Höhe zurück. Wir schlossen mit ihm Frieden und Bündniß, und begehrten von ihm eine mäßige Schatzung an Lebensmitteln und an Gold. In Hinsicht des letzteren schützte er einen großen Mangel vor; da er von uns indeß nur um so heftiger angesprochen wurde, etliche Pfunde uns zu schaffen, versprach er nebst etlichen seiner Leute auszugehen, und uns binnen sechs Tagen mehr zu bringen als wir verlangt hätten. Allein er gieng davon, und ist uns nachher nie mehr vor die Augen gekommen. Da wir uns also von ihm betrogen sahen, wurde aller Vorrath an Speise, Wein und andern guten Sachen hinweg geraubt, wodurch unsere ermatteten Leiber nicht wenig erquickt und zu der ferneren mühsamen Reise gestärkt wurden.

Mittlerweile hatten sich fünf Könige, nämlich der eben

genannte Abibaiba, Cemachus, Abraibes, dessen Schwager Abenamachejus und Dabaiba zusammen verschworen, uns mit vereinter Macht plötzlich zu überfallen und gänzlich zu vertilgen. Glücklicher Weise hatte Valboa unter seinen gefangenen Frauenzimmern eine außerordentlich schöne Jungfrau, die er vor allen andern herzlich liebte. Diese hatte kaum den blutigen Anschlag von ihrem Bruder erfahren, als sie auch sogleich von ihrer Liebe angetrieben wurde, dem Valboa alle wider ihn gemachten Anschläge zu offenbaren. Sofort theilte nun derselbe sein Volk in zwei Haufen. Er selber gieng nebst mir und etlichen siebzig Mann auf die vertheilten Haufen der versammelten Indianer los, zerstreute sie und bekam sehr viele von den Dienern der Könige gefangen, die wir mit zurück in unser Lager führten; Don Colmenarez aber mußte mit vier Schiffen auf den Flecken Tirichi losgehen, wo er so glücklich war, denselben unvermuthet zu überfallen, und der Indianer ganze Kriegsrüstung, die daselbst zusammengebracht war, zu vernichten, auch eine große Beute an Mundvorrath, Gold, Wein und brauchbaren Geräthschaften zu machen. Ueberdies jagte er allen Aufrührern und Feinden einen großen Schrecken ein, indem ihr oberster Feldherr an einen Baum gehenkt und mit Pfeilen durchschossen, außerdem aber noch andere indianische Befehlshaber andern zum Beispiel auf's grausamste hinge-

richtet wurden. So verkehrte sich denn alle unsere bisherige Gefahr, Unruhe und Bekümmerniß in lauter Friede, Ruhe, Lust und Freude.

Hierauf nahmen wir unseren Rückweg nach der urbanischen Landschaft, woselbst nach vielen Berathschlagungen endlich beschlossen wurde, daß Don Rodriguez Colmenarez nebst dem Don Juan de Quicedo nach Hispaniola, und von da zum Könige von Kastilien abgesandt werden sollten, um an beiden Orten ordentlichen Bericht von unseren siegreichen Unternehmungen abzustatten, und zu veranlassen, daß wir, durch etwa tausend Mann und allen Zubehör verstärkt, den Zug in die goldreichen Landschaften gegen Mittag sicher unternehmen und dieselben unter des Königs von Kastilien Botmäßigkeit bringen könnten. Denn Valdivia und Zamudio wollten nicht wieder zum Vorschein kommen, woraus zu schließen war, daß sie vielleicht auf der See verunglückt sein möchten. Dennoch giengen Colmenarez und Quicedo im October des Jahres 1512 unter Segel, nachdem sie versprochen, sich ohne Säumniß wieder auf den urbanischen Küsten einzufinden. Allein, als Valboa beinahe elf Monat auf die Ankunft dieser beiden Männer vergeblich gewartet hatte, und dann erfuhr, daß nächstens Don Pedro de Arias als königlicher Gouverneur über die urbanische und angränzende Landschaft bei uns eintreffen würde, trieb ihn sowohl

die bereits erlangte Ehre als auch das Verlangen, die mittägigen goldreichen Länder zu entdecken, so weit, daß er mit den Oberhäuptern der Landschaften zu Rathe gieng, und den gefährlichen Zug dahin mit etwa zweihundert Kriegsleuten unternahm, ungeachtet ihm nicht bloß von des Comogrus Sohne, sondern auch von andern indianischen Königen gerathen wurde, diesen Zug mit nicht weniger als tausend Mann zu wagen, weil er daselbst ungemein streitbare Völker antreffen würde.

Es war der 4. September des Jahres 1513, als wir mit drei großen und zehn kleinen Schiffen absegelten, und zum erstenmal wieder bei der Landschaft Coiba anlandeten. Hier ließ Valboa die Schiffe nebst einer Besatzung zurück, wir aber zogen hundert und siebzig Mann stark fort, und wurden von den Wegweisern, die uns der König Careta beigegeben, in das Königreich des Poncha geführt, der endlich sich entschloß, unser Freund und Bundesgenosse zu werden. Nachher haben wir viele andere Könige, als den Quarequa, Chiapes, Coquera und andere theils durch Güte, theils aber auch durch Gewalt zum Gehorsam gebracht, hierauf am 18. October dieses Jahres das mittägige Meer entdeckt, und um diese Gegend einen erstaunlichen Schatz an Gold und Edelsteinen zusammengebracht.

Bei diesem glücklichen Fortgange unserer Unterneh-

mungen bezeigte sich Balboa so dankbar gegen Gott und gegen seine Gefährten, daß Niemand Ursache hatte, über ihn zu klagen. Eines Tages, als er mich an einem einsamen Orte ziemlich betrübt und in Gedanken vertieft antraf, umarmte er mich mit ganz besonderer Freundlichkeit und sagte: „Warum so mißvergnügt, mein bester Herzensfreund? fehlt Euch etwa Gesundheit, so habe ich Ursache, Euch zu beklagen, sonst aber, wofern Gold, Perlen und Edelsteine Euren Kummer zu stillen vermögen, so steht Euch von meinem Antheil so viel zu Diensten, als Ihr verlangt." Ich gab ihm hierauf zu verstehen, daß ich an dergleichen Kostbarkeiten bereits mehr gesammelt, als ich bedürfte, und mich wenigstens fünfmal reicher schätzen könnte, als ich vorher in Kastilien gewesen; mein jetziges Mißvergnügen rühre von nichts anderem her, als daß ich mich vor der Ankunft meines abgesagten Feindes, des Don Pedro de Arias fürchtete. Da ich nämlich noch keinen Begnadigungsbrief vom König Ferdinand aufzuweisen hätte, so würde mir derselbe allen nur ersinnlichen Schaden zufügen, und wenigstens verhindern, daß ich auch in dieser neuen Welt weder zu Ehren noch zur Ruhe kommen könnte. Balboa fieng hierüber an zu lachen, und sagte: „Habt Ihr sonst keine Sorge, mein wertheſter Freund, so entschlaget Euch nur auf einmal aller Grillen, und glaubet sicherlich, daß es nunmehr mit uns beiden keine

Noth hat; denn die Dienste, welche wir dem Könige durch Entdeckung dieses mittägigen Meeres und der goldreichen Länder geleistet haben, werden schon würdig sein, daß er Jeden von uns mit einer ansehnlichen Statthalterschaft über diese Lande begabt, die binnen wenigen Jahren so einzurichten sind, daß wir unsere übrige Lebenszeit hier vergnügter zubringen können, als in Kastilien selbst. Es sei Euch," fuhr er fort, „im Vertrauen gesagt, daß ich in kurzer Zeit selber eine Reise nach Spanien zu thun Willens bin; da will ich mir denn Eure Sache noch mehr angelegen sein lassen, als die meinige, und so zweifle ich denn nicht im geringsten, Euer und mein Glück zu befestigen."

Diese angenehmen Zusicherungen machten mich auf einmal in der Seele vergnügt, so daß ich den Valboa umarmte, mich für seine gute Fürsorge im voraus herzlich bedankte, und ihm versprach, Zeit Lebens sein treuer Freund und Diener zu bleiben. Er entdeckte mir hierauf, daß er noch Willens sei, den mittägigen Meerbusen, den er St. Michael genannt hatte, nebst den so reich beschriebenen Perleninseln auszukundschaften, nachher aber sogleich den Rückweg nach Uraba anzutreten, welchen Plan ich nicht allein sehr passend fand, sondern auch daran Theil zu nehmen versprach. Dieser Meerbusen sollte sich, nach der Aussage des indianischen Königs Chiapes, hundert und sechzig Mei-

len weit von dem festen Lande bis zu dem äußersten Meeresschlunde erstrecken. Deshalb wurden die nöthigen Anstalten zu der Fahrt gemacht. Obwohl nun zwar der König Chiapes uns dringend davon abrieth, indem er bemerkte, daß um diese Zeit zwei bis drei Monate nach einander die See heftig zu stürmen und zu wüthen pflegte, so wollte doch Valboa durchaus nicht davon abstehen, sondern ließ etliche indianische kleine Schiffe zurecht machen, in welche wir uns mit einigen achtzig der muthigsten Kriegsleute setzten und von dannen segelten.

Indeß das unerforschliche Verhängniß hatte nunmehr beschlossen, mich für diesmal von Valboa, und nach etlichen Jahren auch von aller übrigen menschlichen Gesellschaft abzusondern; denn wenige Tage nach unserer Abfahrt entstand ein entsetzlicher Sturm, der die kleinen Schiffe aus einander jagte, und unter andern auch das meinige, worauf ich mich mit neun Kriegsleuten befand, in den Abgrund des Meeres zu versenken drohte. Da nun kein Mittel auszufinden war, um dem jämmerlichen Verderben zu entgehen, überließen wir uns gänzlich den Meeresfluthen, und dachten bloß an jenes Leben, da unsere Rettung in dem zeitlichen uns unmöglich zu sein schien. Allein, nachdem wir zwei Tage und Nächte hindurch recht wunderbarer Weise bald in die erstaunlichste Höhe bald in grausenvolle Tiefen verschla-

gen und getrieben worden waren, warfen uns endlich die ergrimmten Wellen auf eine halb überschwemmte Insel, die zwar Sicherheit vor dem Ertrinken verhieß, doch wenig fruchtbare Bäume oder andere Lebensmittel zeigte, womit wir bei einem längeren Aufenthalt unseren Hunger hätten stillen können.

Das gute Glück führte außer uns noch ein anderes von unseren Fahrzeugen, worauf sich acht von unseren Leuten und zwei Indianer befanden, auf diese Insel, und wir freuten uns nicht wenig, als diese zwei Tage später bei uns ankamen, und uns ihre glückliche Rettung erzählten. Wir blieben von nun an beisammen, trockneten unser Pulver, besichtigten unseren geringen Speisevorrath, brachten alles Uebrige in Ordnung, und fiengen hierauf an, die ganze Insel zu durchstreifen, worin wir indeß weder Menschen noch Vieh, wohl aber einige Bäume und Stauden antrafen, welche nur schlechte und wenig nahrhafte Früchte trugen. Daher mußten wir uns meist mit Fischen behelfen, welche die beiden Indianer, die wir bei uns hatten, auf eine weit leichtere und geschwindere Art als wir zu fangen wußten. Als indeß nach etlichen Tagen das Wasser etwas zu fallen begann, sammelten wir eine große Menge der vortrefflichsten Perlenmuscheln, die der Abgrund des Meeres auf die Insel ausgeworfen. Ich selbst habe an diesem Orte vier und

dreißig Stück Perlen von solcher Größe ausgenommen und mit hierher gebracht, dergleichen ich vorher noch nie gesehen oder beschrieben gehört; doch nach der Zeit habe ich auf anderen Inseln noch mehr dergleichen, ja noch weit größere gesammelt, die der künftige Leser dieser Schrift unfehlbar auffinden wird.

Inzwischen — um wieder auf meine Geschichtserzählung zurückzukommen — erblickte einer von unseren Indianern, der ein ungewöhnlich scharfes Gesicht hatte, südwestwärts eine andere Insel. Da wir nun dort einen reichlicheren Speisevorrath anzutreffen hofften, so rüsteten wir unsere kleinen Schiffe so gut als möglich aus, so daß wir binnen drei Tagen diese Insel, wenn gleich mit großer Lebensgefahr, zu erreichen im Stande waren. Wider Vermuthen trafen wir daselbst ein kleines Schiff mit elf unserer Gefährten an, welches dahin verschlagen war. Thränen brachen aus unseren Augen, als sie uns erzählten, daß Valboa nebst den Uebrigen unmöglich noch am Leben sein könne, weil sie insgesammt durch den Sturm auf die gefährlichste und fürchterlichste Meereshöhe getrieben worden, wo weit und breit keine Inseln, wohl aber bei hellem Wetter schreckliche, aus dem Wasser hervorragende Felsen und Klippen zu sehen wären. Im übrigen war diese Insel so wenig als unsere vorige mit Menschen besetzt, doch ließen sich endlich vierfüßige Thiere

sehen, welche theils den europäischen Füchsen, theils den wilden Katzen glichen. Wir trugen kein Bedenken, dieselben zu schießen und als Leckerbissen zu verzehren, wobei wir eine gewisse Wurzel, die unsere Indianer in ziemlicher Menge fanden, anstatt des Brotes gebrauchten. Außer diesen ließen sich auch etliche Vögel sehen, die wir ebenfalls schossen und mit vielem Appetit verzehrten, während wir das Fleisch der vierfüßigen Thiere dörrten und für den Nothfall aufsparten.

Ich konnte meine Gefährten, ungeachtet sie mich einstimmig für ihr Oberhaupt erklärten, durchaus nicht dazu bewegen, die Rückfahrt nach St. Michael anzutreten, weil sie stets ein Grausen anwandelte, so oft sie an die gefährlichen Klippen und an die stürmende See dachten. Daher fuhren wir immer gerades Weges vor uns hin von einer Insel zur andern, bis uns endlich das Glück zu einer ziemlich großen führte, die mit Menschen besetzt war. Diese eilten ungestüm ans Ufer, und sahen uns, die wir durch die neunzehntägige Fahrt ganz kraftlos und ziemlich ausgehungert waren, mit vieler Verwunderung ans Land steigen. Gleichwohl machten sie durchaus keine zornigen Geberden, sondern hätten uns vielleicht gar als Götter angebetet, wenn unsere zwei Indianer ihnen nicht angedeutet hätten, daß wir arme verirrte Menschen wären, die ihnen Liebe und

Freundschaft erzeigen würden, wofern man uns nur erlaubte, hier auszuruhen und unsere hungrigen Magen mit einigen Früchten zu befriedigen. Obwohl nun die Einwohner unsere Sprache nicht völlig verstanden, sondern das Meiste nur durch Zeichen errathen mußten, so bezeigten sich dieselben doch dermaßen gefällig, daß wir an ihrem natürlichen Wesen nicht das Geringste aussetzen konnten. Sie brachten uns gedörrtes Fleisch und Fische nebst etlichen aus Wurzelmehl gebackenen Broten, wofür wir ihnen die gläsernen und messingenen Knöpfe schenkten, die wir an unseren Kleidern trugen, indem dergleichen schlechte Sachen von ihnen ungemein hochgeschätzt und mit erstaunlicher Freude angenommen wurden. Gegen Abend kam ihr König, welcher Madan genannt wurde, zu uns. Dieser trug einen Schurz von bunten Federn um den Leib, so wie auch eine dergleichen Krone auf dem Haupte, führte in der rechten Hand einen starken Bogen, in der linken aber einen hölzernen, sehr spitzigen Wurfspieß, so wie auch einen Köcher mit Pfeilen auf dem Rücken. Ich hatte das Glück, ihm ein höchst angenehmes Geschenk zu überreichen, welches in einem ziemlich großen Taschenmesser, einem Feuerstahl und zwei Flintensteinen bestand, und nie habe ich an einem lebenden Wesen eine größere Verwunderung wahrgenommen, als dieser Mensch äußerte, da er den Nutzen und die Kraft dieser

Werkzeuge erfuhr. Ueberdies erhielt er von mir noch ein Handbeil, dessen gute Eigenschaften ihn vollends bewogen, daß er uns Alles, was wir nur andeuteten, verabreichen ließ. Demnach erbauten meine Gefährten nicht weit vom Meeresufer etliche Hütten, worin vier, fünf, bis sechs Personen bequem beisammen ruhen und den reichlich herzugebrachten Speisevorrath verzehren konnten. Von unserem Schießgewehr wußten sich diese Leute nicht den mindesten Begriff zu machen, ungeachtet unsere Indianer ihnen andeuteten, daß diese Werkzeuge Donner, Blitz und Feuer hervorbringen, und sogleich tödtliche Wunden verursachen könnten. Als indeß einige Tage nachher sich eine ziemliche Anzahl mäßig großer Vögel auf einem Baume blicken ließ, von denen der König Madan in aller Schnelligkeit zwei mit einem Pfeile herunterschoß, ergriff ich ihn bei der Hand, und führte ihn bis auf etliche dreißig Schritt gegen einen andern Baum, auf welchem sich diese Vögel abermals niedergelassen hatten, nahm dann meine Flinte, und schoß vermittelst eingeladenen Schroots auf einmal sechs von diesen Vögeln herunter. Kaum war der Schuß gethan, als der König nebst allen seinen anwesenden Leuten plötzlich zu Boden fiel, und sich fast binnen einer halben Stunde nicht vom Schrecken wieder erholen konnte. Auf unser freundliches und liebreiches Zureden kamen sie zwar endlich wieder zu sich, bezeigten uns

aber nachher immer nur eine mit Furcht gemischte Hochachtung, zumal da wir ihnen bei längerem Umgange zeigten, wie wir unsere Schwerter gegen böse Leute und Feinde zu entblößen und zu gebrauchen pflegten.

Unterdeß fanden wir Gelegenheit, etliche Pfund Goldes, das auf eine kunstreiche Art zu Hals- und Armbändern, Ringen und Anhängseln verarbeitet war, gegen allerlei elende und geringfügige Dinge einzutauschen, auch einen ansehnlichen Vorrath von gedörrtem Fleisch, Fischen, Wurzeln und anderen nahrhaften Früchten einzusammeln. Nachdem wir indeß drei der dicksten Bäume umgehauen, und in wenigen Wochen eben so viele Schiffe daraus gezimmert, die weit stärker als die vorigen, auch mit Segeltüchern von geflochtenen Matten und zusammengedrehten Baststricken versehen waren, suchten wir mit guter Gelegenheit von diesen unseren Wohlthätern Abschied zu nehmen, und nach der Furt St. Michael zurückzukehren. Allein, da meine Gefährten von den Einwohnern der Insel vernahmen, daß weiter in die See hinein viel größere bewohnte Inseln anzutreffen wären, worin Gold, Edelsteine und besonders Perlen in großer Menge sich befänden, geriethen sie auf den verwegenen Gedanken, dieselben aufzusuchen. Ich setzte mich zwar, so viel als möglich, dagegen, indem ich ihnen die Gefahr, worein wir uns begäben, hinlänglich vorstellte, allein es half

nichts; ja es trat sogar einer auf, welcher mit der größten Dreistigkeit sagte:

„Don Valaro, bedenket doch, daß Valboa nebst unseren übrigen Kameraden im Meere begraben worden ist, und daß wir uns auf unsere geringe Macht so wenig als auf die vormaligen Freundschaftsbündnisse der indianischen Könige verlassen dürfen, die ohne Zweifel das Unglück Valboa's zeitig genug erfahren haben, und demnach uns Elende auch sehr bald abschlachten werden. Lasset uns also lieber neue Inseln und Menschen aufsuchen, die von der Grausamkeit und dem Geize unserer Landsleute noch nichts wissen, und seid versichert, daß, wofern wir christlich, ja nur menschlich mit ihnen umgehen werden, uns weit mehr Glück und Reichthum zu Theil werden kann, als wir in den bisherigen Landschaften gefunden haben. Kommen wir aber ja im Sturme um, oder werden wir auch ein Schlachtopfer der Feinde, was ist's mehr? Müssen wir ja doch eines gleichen Unglücks auf der Rückfahrt nach St. Michael und in den Ländern der falsch gesinnten Könige gewärtig sein."

Ich wußte wider diese vernünftige und heldenmüthige Rede nicht das Geringste einzuwenden, weshalb ich diesmal meinen Gefährten nachgab, und Alles zur baldigen Abfahrt veranstalten ließ.

Der Abschied von dem Könige Madan und seinen von

Herzen so redlichen Unterthanen gieng mir ungemein nahe, zumal da dieselben zuletzt uns fast mehr Speisevorrath brachten, als wir in unsere kleinen Schiffe aufnehmen konnten. Ja einer derselben, der vom ersten Tage an beständig um mich gewesen war, fieng bitterlich zu weinen an, und bat, besonders als er hörte, daß ich auf dem Rückwege wieder hier einsprechen wollte, ich möge ihm doch vergönnen, daß er mit uns reisen dürfe, welches ich ihm denn auch sehr gern erlaubte. Er war ein Mensch von etwa vier und zwanzig Jahren, wohl gewachsen und von recht feinem Ansehen, zumal nachdem er etliche Kleidungsstücke von uns angezogen. Sein Name war Chascal, den ich aber nachher, da er den christlichen Glauben annahm und von mir die heilige Taufe empfieng, verändert habe.

So fuhren wir denn mit diesem neuen Wegweiser, der aber wenig oder gar nichts von der Schiffahrt verstand, auf und davon, bekamen zwar während etlicher Wochen nichts als Himmel und Wasser zu sehen, hatten aber doch wegen des ungemein stillen Wetters eine sehr ruhige Fahrt. Endlich gelangten wir an etliche kleine Inseln, die zwar schlecht bevölkert, auch nicht eben sehr fruchtbar waren, doch hatten wir die Freude, unsere kleinen Schiffe daselbst aufs neue auszubessern, und mit frischen Lebensmitteln anzufüllen, bis wir endlich etliche, nahe an einander gelegene Inseln erreich-

ten und das Herz faßten, auf einer der größten zu landen.

Hier schienen die Einwohner nicht von so guter Art als die vorigen zu sein; allein unsere drei indianischen Gefährten leisteten uns bei ihnen sehr gute Dienste, so daß wir in wenigen Tagen mit ihnen allen recht erwünschten Umgang pflegen konnten. Wir erfuhren, daß diese Leute vor einigen Jahren große Mühe gehabt, sich einer Art von Menschen, die ebenfalls bekleidet gewesen, zu erwehren, indem ihnen dieselben alle Lebensmittel, Gold, Perlen und Edelsteine mit Gewalt abnehmen und hinwegführen wollen. Da wir ihnen indeß alle Freundlichkeit und Höflichkeit bezeigten, so begegneten sie uns mit gleicher Freundlichkeit, und wir hatten sogar Gelegenheit, auf dieser Insel erstaunliche Schätze und Kostbarkeiten einzusammeln, zumal da wir auch noch die umliegenden besuchten, und auf diese Weise fast mehr zusammen brachten, als unsere Schiffe zu tragen im Stande waren. Meine Leute nahmen sich demnach vor, ein großes Schiff zu bauen, in welchem wir sämmtlich bei einander bleiben und unsere Güter desto besser fortbringen könnten. Ich selbst sah dies für sehr gut an, zumal da wir nicht nur alle Materiallen dazu bei der Hand hatten, sondern uns auch auf die Beihilfe der Einwohner verlassen konnten. Daher legten wir alle Hand ans Werk, welches in weit kürzerer Zeit, als ich selbst geglaubt, zu Stande ge-

bracht wurde. Die Einwohner der Insel fuhren zwar selber auch in einer Art von Schiffen, die mit Segeln und Rudern versehen waren, dennoch verwunderten sie sich ungemein beim Anblick der unsrigen. Wir schenkten ihnen zwei von unseren mitgebrachten Schiffen, nahmen aber das dritte anstatt eines Bootes mit uns, wie wir denn auch zwei kleine Nachen verfertigten, um dieselben auf der Reise zu gebrauchen.

Nachdem wir uns also mit allem Nöthigen wohl versehen hatten, segelten wir endlich von dannen, und kamen nach einer langweiligen und beschwerlichen Fahrt an ein festes Land, wo wir aussteigen und uns abermals mit frischem Wasser und anderen Bedürfnissen versorgen wollten. Indeß wir wurden sehr übel empfangen, indem uns gleich am andern Tage mehr als dreihundert Wilde unversehens überfielen, gleich anfangs drei der Unsrigen mit Pfeilen erschossen, und noch fünf andere gefährlich verwundeten. Obwohl nun auch von den Feinden mehr als zwanzig auf dem Platze blieben, so sahen wir uns doch genöthigt, aufs eiligste nach unserem Schiffe zurückzukehren, auf welchem wir etliche Meilen an der Küste hinunter fuhren, und endlich abermals auf einer kleinen Insel anlandeten, die zwar nicht mit Menschen, aber doch mit vielerlei Arten von Thieren besetzt war, und außerdem einen ansehnlichen Vorrath nutzbarer Früchte,

Wurzeln und Kräuter zeigte. Hier hatten wir gute Gelegenheit auszuruhen, bis unsere Verwundeten ziemlich geheilt waren. Dann fuhren wir immer südwärts von einer Insel zur andern, sahen die Küsten des festen Landes zur linken Hand stets mit sehnenden Augen an, wollten es aber doch nicht wagen, daselbst anzulanden, weil an dem Leben jedes Einzelnen von uns zu viel gelegen war. Endlich, nachdem wir viele hundert Meilen an der Landseite hinunter gesegelt, ließ sich die äußerste Spitze desselben sehen, um welche wir herum fuhren, und neben der kalten und unangenehmen Witterung viel Ungemach auszustehen hatten. Es war leicht zu muthmaßen, daß hier ein wirkliches Ende des festen Landes der neuen Welt gefunden sei; deshalb rechneten wir darauf, im Fall uns das Glück bei der Hinauffahrt an der anderen Seite nicht ungünstiger als bisher sein würde, entweder den rechten Weg nach Darien oder wohl gar nach Europa zu finden, oder wenigstens unterweges Portugiesen anzutreffen, zu welchen wir uns gesellen und ihres Glücks theilhaftig werden könnten; denn die Vernunft lehrte uns, daß die von den Portugiesen entdeckten Landschaften unfehlbar auf dieser Seite liegen müßten.

Unterdeß war die höchste Noth vorhanden, unser Schiff aufs neue auszubessern, und frische Lebensmittel anzuschaffen. Daher wurde eine Landung gewagt, welche nach über-

standener großer Gefahr uns ein gutes Glück verhieß, wofern wir nicht Ursache gehabt hätten, uns vor feindseligen Menschen und wilden Thieren zu fürchten. Indeß die Allmacht des Höchsten war uns damals ganz besonders gnädig, indem sie uns zu solchen Menschen führte, die ungeachtet ihrer angeborenen Wildheit solche Hochachtung für uns hegten, und uns so freundlich aufnahmen, daß wir uns nicht genug darüber wundern konnten, und binnen wenigen Tagen alles Mißtrauen gegen dieselben fahren ließen. Da wir bereits einen fast unschätzbaren Schatz an lauterem Golde, Perlen und Edelsteinen besaßen, so war uns allen wenig um Reichthümer zu thun, und wir bemühten uns daher nur um solche Dinge, die uns bei der bevorstehenden langweiligen Reise von Nutzen sein konnten. Die uns begleitenden drei treuen Indianer machten sich ein Vergnügen daraus, einige seltsame Seethiere listiger Weise zu fangen, deren Fleisch, Fett und Haut vorzüglich nutzbar waren, indem wir aus der letzteren unter andern schönes Riemenzeug, wie auch lederne Koller, Schuhe, Mützen, und allerlei andere Sachen verfertigen konnten.

Sobald wir nun mit Ausbesserung und Versorgung des Schiffes fertig waren, und jeden Raum in demselben mit nützlichen Sachen angefüllt hatten, traten wir die Fahrt längs der anderen Landseite an, merkten aber gleich anfangs,

daß Wind und Meer uns hier nicht so günstig als auf der anderen Seite waren. Zwei Wochen lang gieng es noch ziemlich erträglich, allein nachher erhob sich ein heftiger Sturm, der über neun Tage währte, und bei uns allen die größte Verwunderung erregte, daß wir ihm endlich doch noch entkamen, ungeachtet unser Schiff sehr beschädigt an eine sehr elende Küste getrieben war, wo auf viele Meilen umher, außer etlichen unfruchtbaren Bäumen, auch nicht das mindeste Nutzbare zu finden war.

Etliche von meinen Gefährten streiften dessen ungeachtet überall herum, und kamen eines Abends höchst erfreut zurück, weil sie, ihrer Versicherung nach, ein vortrefflich ausgerüstetes europäisches Schiff in einer kleinen Bucht liegend, doch keinen einzigen lebenden Menschen darin getroffen hätten. Ich ließ mich bereden, unser sehr beschädigtes Schiff dahin zu führen, und fand zu meiner Verwunderung alles bestätigt. Wir stiegen in das gefundene Schiff, und entdeckten darin einen ansehnlichen Vorrath von Wein, Zwieback, geräuchertem Fleisch und anderen Lebensmitteln, ohne das, was in den andern Ballen und Fässern verwahrt war, die zur Zeit noch Niemand öffnen durfte. Tiefer ins Land hinein wollte sich keiner wagen, da man von den höchsten Felsenspitzen weit und breit nichts als Wüsteneien erblickte. Daher wurde beschlossen, unser Schiff so gut als möglich

auszubessern, damit, wenn die Europäer zurück kämen, und uns etwa nicht in das ihrige aufnehmen wollten oder könnten, wir dennoch in ihrer Gesellschaft weiter mitsegeln möchten.

Allein, nachdem wir mit allem fertig waren, und einen ganzen Monat lang auf die Rückkunft der Europäer vergeblich gewartet hatten, schlossen meine Gefährten, daß jene sich offenbar zu tief ins Land hinein gewagt, und nach und nach ihren Tod gefunden haben möchten, weshalb sie es fürs beste hielten, wenn wir uns das köstliche Schiff nebst der ganzen Ladung zueigneten und auf demselben davonführen. Ich widersetzte mich aufs äußerste diesem seeräuberischen Verfahren, konnte aber nichts ausrichten, da alle eines Sinnes waren und alle unsere Sachen in größter Eile in das große Schiff trugen. Wollte ich also nicht allein an einem wüsten Orte zurückbleiben, so mußte ich mir gefallen lassen, das gestohlene Schiff zu besteigen und mit ihnen von dannen zu segeln, und konnte kaum so viel von ihnen erlangen, daß sie unser bisheriges Fahrzeug nicht versenkten, sondern dasselbe an der Stelle desselben stehen ließen.

Kaum hatten wir die hohe See erreicht, als sich die Meinigen ihres Diebstahls wegen außer aller Gefahr zu sein dünkten. Alles, was sich auf dem Schiffe befand, wurde nun eröffnet, besichtiget, und ein großer Schatz an Golde

nebst anderen Kostbarkeiten gefunden. Allein wir erfuhren leider gar bald, daß der Himmel keinen Gefallen an dergleichen Bosheit habe, sondern dieselbe ernstlich zu bestrafen gesinnt sei. Denn bald darauf erhob sich ein abermaliger entsetzlicher Sturm, dergleichen wohl nicht leicht ein anderer Seefahrer ausgestanden haben mag, und wir wurden von unserem Wege ganz seitwärts immer nach Süden zu getrieben, was wir aus unserem Kompasse, so oft es nur ein wenig still wurde, deutlich ersehen konnten. Uebrigens half hier weder Arbeit noch Mühe, sondern wir mußten uns gefallen lassen, dem aufgesperrten Rachen der gräßlichen und tödtlichen Fluthen entgegen zu eilen. Viele wünschten durch einen plötzlichen Untergang ihre Marter los zu werden, da sie weder Tag noch Nacht ruhen konnten, und ihre letzte Stunde in beständiger Unruhe und unter dem schrecklichsten Hin- und Herschweben erwarten mußten. Dieser erste Anfatz des Sturms währte sechzehn Tage hinter einander, ehe wir nur zwei bis drei Stunden lang ein wenig verschnauben und das Sonnenlicht auf einige Minuten betrachten konnten; bald darauf aber meldete sich ein neuer, der nicht weniger grimmig, ja fast noch heftiger als der vorige war. Mast und Segel wurden ein Opfer der erzürnten Wellen, wobei zugleich zwei von meinen Gefährten über Bord geworfen und nicht erhalten werden konnten, wie denn auch

drei gequetschte und zwei andere kranke am folgenden Tage ihren Geist aufgaben. Endlich wurde es zwar wieder still und ruhig auf der See, allein wir bekamen während etlicher Wochen weder Land noch Sand zu sehen, so daß unser süßes Wasser nebst dem Mundvorrathe, den das eingedrungene Seewasser ohnehin schon über die Hälfte verdorben hatte, völlig zu Ende gieng, und wir uns des Hungers wegen genöthigt sahen, die widernatürlichsten Speisen aufzusuchen, und das bittersalzige Seewasser zu trinken. Unter diesen Umständen raffte der Hunger nebst einer schmerzhaften Seuche in wenigen Tagen einen nach dem andern hinweg, so lange, bis außer mir nur noch die drei Indianer und fünf spanische Kriegsleute ziemlich gesund und am Leben waren. Unterdeß erhob sich der dritte Sturm, den wir neun Personen als eine Endigung unserer Qual recht mit Freuden anbrechen hörten. Ich kann nicht sagen, ob er so heftig als die vorigen beiden Stürme gewesen, weil ich auf nichts weiter dachte, als wie ich mich nebst meinen Gefährten zu einem seligen Sterben anschicken könnte. Doch eben dieser Sturm sollte ein Mittel unserer damaligen Lebensrettung und unserer künftigen herzlichen Buße sein; denn ehe wir uns dessen versahen, wurde unser jämmerlich zugerichtetes Schiff auf eine von den Sandbänken geworfen, die nicht weit von dieser mit Felsen umgebenen Insel zu sehen

sind. Wir ließen bei der bald darauf erfolgten Windstille unseren Nachen in See, das Schiff aber auf der Sandbank in Ruhe liegen, und fuhren mit größter Lebensgefahr durch die Mündung des westlichen Flusses, die damals noch nicht durch die herabgestürzten Felsenstücke verschüttet war, in diese schöne Insel herein, die jeder vernünftige Mensch, so lange er hier in Gesellschaft anderer Menschen lebt, und nicht mit anderen Vorurtheilen behaftet ist, unstreitig für ein irdisches Paradies erkennen wird.

Keiner von uns allen dachte daran, ob wir hier Menschenfresser, wilde Thiere, oder andere feindselige Dinge antreffen würden, sondern sobald wir den Erdboden betreten, das süße Wasser gekostet, und einige Fruchtbäume erblickt hatten, fielen sowohl die drei Indianer als wir sechs Christen auf die Kniee nieder, und dankten dem höchsten Wesen, daß wir durch dessen Gnade so wunderbarer, ja fast übernatürlicher Weise erhalten worden. Es war etwa zwei Stunden über Mittagszeit, als wir trostlos gewesenen Menschen ans Land kamen, und wir hatten folglich noch Zeit genug, um unsere hungrigen Magen mit wohlschmeckenden Früchten zu sättigen und aus den klaren Wasserbächen zu trinken. Hierauf wurden alle ferneren Sorgen für diesmal bei Seite gesetzt, und jeder legte sich mit seinem Gewehr am Ufer des Flusses zur Ruhe, bis auf meinen treuen Chascal, welcher

von freien Stücken das Schildwachtstehen übernahm, um uns andere bei etwa bevorstehenden Unfällen zu warnen. Nachdem ich etliche Stunden und zwar bis in die späte Nacht hinein geschlafen, löfete ich den ehrlichen Chascal ab, und übernahm selber die Wache bis zu Aufgang der Sonne. Sodann begann ich nebst vier der stärksten Leute einen Theil der Insel zu durchstreifen; allein wir fanden nicht die geringste Spur von lebendigen Menschen oder reißenden Thieren, dafür aber eine große Menge Wildpret, Ziegen, auch Affen von verschiedenen Farben. Dieses alles nebst den im Ueberfluß vorhandenen herrlichen Kräutern und Wurzeln gaben uns hinlängliche Zuversicht, daß wir hier wenigstens nicht Hungers sterben würden. Wir giengen daher wieder zurück, um unseren Gefährten diese fröhliche Botschaft zu hinterbringen, die aber nicht eher als gegen Abend anzutreffen waren, indem sie die nördliche Seite der Insel ausgekundschaftet hatten, und das bestätigten, was wir ihnen zu sagen wußten. Demnach erlegten wir noch denselben Abend ein Stück Wild nebst einer Ziege, machten Feuer an, und brieten das schöne Fleisch, während die drei Indianer die besten Wurzeln ausgruben, und dieselben anstatt des Brotes zurichteten und rösteten, welches beides wir sodann mit vielem Vergnügen verzehrten. In den folgenden Tagen bemühten wir uns, die Sachen aus dem gestrandeten Schiffe

herüber auf die Insel zu schaffen, welches nach und nach, obwohl nicht ohne große Beschwerde, gelang, indem wir an unser kleines Boot der Länge lang etliche Floßhölzer fügten, welche am Vordertheil etwas spitzig zusammenliefen, hinten und vorn aber mit etlichen darauf befestigten Querbalken versehen waren, so daß wir nicht nur wegen des Umschlagens keine Sorge tragen, sondern auch ohne Gefahr eine mehr als vierfache Last darauf legen konnten.

Binnen Monatsfrist hatten wir alle unsere Güter, so wie auch das aus einander genommene, unbrauchbare Schiff auf die Insel gebracht. Nun fiengen wir an, Hütten zu bauen, und unsere Haushaltung ordentlich einzurichten, wobei der Mangel an rechtem Brot uns allein unangenehm war; doch die Fürsorge des Himmels hatte auch dafür gesorgt. Es fanden sich nämlich in einer Kiste etliche wohl verwahrte steinerne Flaschen, die mit europäischem Korn, Weizen, Gerste, Reis und Erbsen, auch anderen nützlichen Sämereien angefüllt waren; diese säeten wir zur Hälfte aus, und ich habe nachher diese edeln Früchte von Jahr zu Jahr mit großer Behutsamkeit fortgepflanzt, so daß sie, wenn Gott will, nicht allein Zeit meines Lebens sich vermehren, sondern auch auf dieser Insel nie ganz ausgehen werden.

Unterdeß machten wir uns die noch unverdorbenen Güter, die wir auf dem geraubten Schiffe mitgebracht,

wohl zu Nutze. Ich selber bekam einen guten Antheil an Kleidungsstücken, Büchern, Papier und anderen Geräthschaften, that aber sogleich ein Gelübde, den zehnfachen Werth dieser Sachen einer geistlichen Stiftung zu weihen, sobald mich Gott wieder unter Christenleute führen würde. Uebrigens fanden wir daselbst Weinstöcke in ihrem natürlichen Wachsthum, die wir durch Kunst in einen weit besseren Zustand brachten, und uns dadurch ein großes Labsal verschafften; auch lernten wir hier durch Zufall, aus gewissen Bäumen ein vortreffliches Getränk zu zapfen, welches alles ich in meinen übrigen Handschriften ausführlicher beschrieben habe. Nach einem leidlichen Winter und angenehmen Frühlinge wurde im Sommer unser Getreide reif, und obwohl wir nur wenig ernteten, und das meiste davon zur Aussaat aufheben mußten, so konnten wir doch schon eine Probe von dem künftig daraus zu backenden Brote machen. Im nächstfolgenden Jahre wurde indeß so viel von uns eingeerntet, daß wir zur Aussaat und zum nothdürftigen Lebensunterhalt hinlänglichen Vorrath hatten.

Unterdeß war mein Chascal so weit gekommen, daß er nicht allein sehr gut kastilianisch sprechen, sondern auch von allen christlichen Glaubenslehren ziemlich Rede und Antwort geben konnte. Daher trug ich kein Bedenken, an diesem abgelegenen Orte einen Apostel abzugeben, und denselben

nach Christi Einsetzung zu taufen. Alle meine fünf christlichen Gefährten waren bei dieser heiligen Handlung Taufzeugen, er aber empfing dabei wegen seiner besonderen Treuherzigkeit den Namen Treuherz. Seine beiden Gefährten wurden davon dermaßen gerührt, daß sie von mir ebenfalls im Christenthum unterrichtet zu werden verlangten, welches ich ihnen auch gern gewährte, und sie beide nach Verlauf eines halben Jahres taufte, wo denn der Erstere Peter Gutmann, der andere aber Paul Himmelfreund genannt wurde.

In den folgenden drei bis vier Jahren waren wir bereits so gut eingerichtet, daß wir keine Ursache hatten, über Mangel an nahrhaften Lebensmitteln oder anderen unentbehrlichen Bedürfnissen zu klagen. Ich glaube auch, meine Gefährten würden sich nie aus dieser angenehmen Landschaft hinweg gesehnt haben, wenn sie nur Aussicht auf Umgang mit anderen Menschen, und vor allen Dingen Weiber gehabt hätten, um sich mit ihnen ehelich zu verbinden. Da aber die Letzteren mangelten, und auch zu dem Ersteren sich keine Gelegenheit zeigen wollte, indem wir schon mehrere Jahre auf vorbeifahrende Schiffe vergebens gewartet hatten, gaben mir meine fünf Landsleute ziemlich trotzig zu vernehmen: man solle Anstalt machen, ein neues Schiff zu bauen, um auf demselben wieder eine Fahrt zu anderen Christen zu wagen, da es Gott

unmöglich wohlgefallen könnte, wenn wir dergleichen kostbare Schätze, als wir besäßen, so nachlässiger Weise verbergen und uns ohne Beruf und Trieb selber in den ehelosen Stand verbannen und aller christlichen Sacramente und Gebräuche beraubt leben wollten.

Ungeachtet ich nun gar wohl merkte, daß es ihnen nicht sowohl um die Religion als um die Weiberliebe zu thun sei, so trug ich doch Bedenken, ihrem Vorhaben zu widerstreben, zumal da sie meinen vernünftigen Vorstellungen durchaus kein Gehör geben wollten. Gleichwohl sagte ich zu ihnen:

„Meine Freunde, bedenket Alles wohl. Wie wollen wir hier ein Schiff bauen, das uns etliche hundert, ja vielleicht mehr als tausend Meilen von hier weg führen und der See Trotz bieten kann? Wo ist genugsames Eisenwerk zu Nägeln, Klammern und dergleichen? wo ist Pech, Werg, Tuch, Strickwerk und Anderes mehr nach Nothdurft anzutreffen? Ferner: werden wir nicht Gott versuchen, wenn wir auf einem schlecht zugerichteten Schiffe es wagen, eine so ferne Reise anzutreten, und werden wir nicht für Selbstmörder zu achten sein, wenn uns die Gefahr umbringt, in die wir uns begeben? Endlich aber: wer unter uns weiß die Wege dahin, wahin wir gedenken, und wer vermag zu sagen, in welchem Theile der Welt wir uns jetzt befinden, oder wie weit die Reise bis nach Europa ist?“

Diese und ähnliche Fragen, die mir Keiner beantworten konnte, dienten bloß dazu, sie verdrüßlich zu machen, und den von ihnen gefaßten Entschluß zu befestigen. Daher gab ich ihnen in allen Stücken nach, und half den neuen Schiffsbau anfangen, welcher langsam und unglücklich genug von statten gieng, indem der Indianer Paul von einem umgehauenen Baume plötzlich erschlagen wurde. Dieser war also der Erste, welcher hier von mir begraben wurde.

Im dritten Sommer nach angefangener Arbeit war endlich das Schiff so weit fertig, daß wir dasselbe zwischen den Felsen in den Fluß, wo es tief genug war, einlassen konnten. Weil indeß zwei von meinen Landsleuten gefährlich krank wurden, ward die übrige wenige Arbeit nebst der Einladung der Güter bis zu ihrer völligen Genesung verspart. Meine Gefährten bezeigten die größte Freude über die ihrer Meinung nach wohlgerathene Arbeit; allein ich hatte an dem elenden Werk nur zu viel auszusetzen, und trug nebst meinem treuen Christian Bedenken, uns darauf zu wagen, weil ich bei einer so langwierigen Reise den Tod zu finden, sicher rechnen mußte. Da indeß nicht bloß große Verdrüßlichkeit, sondern vielleicht gar Lebensgefahr zu befürchten war, wenn meine Gefährten dergleichen Gedanken merkten, so behielt ich sie bei mir, und nahm mir vor, auf andere Mittel zu denken, wodurch diese unvernünftige Fahrt rückgängig gemacht

werden könnte. Allein das unerforschliche Verhängniß überhob mich dieser Mühe.

Wenige Tage nachher erhob sich nämlich ein grausamer Sturm zur See, dem wir von den hohen Felsenspitzen mit Erstaunen zusahen, bis ein ungewöhnlich heftiger Regen uns in unsere Hütten trieb. Als indeß bei hereinbrechender Nacht jeder im Begriff war, sich zur Ruhe zu begeben, wurde die ganze Insel von einem heftigen Erdbeben gewaltig erschüttert, worauf ein dumpfes Gepraſſel folgte, welches binnen einer oder zwei Stunden noch fünf bis sechs Mal zu hören war. Meine Gefährten, ja sogar auch die zwei Kranken kamen gleich bei der ersten Erschütterung eiligst in meine Hütte gelaufen, als ob sie bei mir Schutz suchen wollten, und meinten nicht anders, als das Ende der Welt müsse vor der Thür sein. Da aber gegen Morgen Alles wieder still geworden war, und der Sonne lieblicher Glanz zum Vorschein kam, verschwand zwar die Furcht für diesmal, allein unser Schrecken war um so größer, als wir die einzige Einfahrt in unsere Insel, nämlich den Auslauf des westlichen Flusses, durch die von beiden Seiten herabgeschossenen Felsen gänzlich verschüttet sahen, so daß das ganze westliche Thal von dem gehemmten Strome unter Wasser gesetzt war.

Dies Erdbeben erfolgte am 18. Januar des Jahres 1523 bei eintretender Nacht, und ich glaube nicht mit Un-

recht es ein wirkliches Erdbeben nennen zu können, da ich es selbst empfunden, auch nachher viele Felsenrisse und herabgerollte Steinklumpen bemerkt, die vor der Zeit nicht dagewesen. Der westliche Fluß fand zwar nach wenigen Wochen seinen bequemen Ablauf unter den Felsentrümmern hindurch, nachdem er vielleicht die lockere Erde und den Sand ausgewaschen und fortgetrieben hatte, wodurch das westliche Thal wieder von der Wasserfluth befreit wurde; jedoch die Hoffnung unserer baldigen Abfahrt war auf einmal vernichtet, indem das neu erbaute Schiff unter den ungeheuren Felsenstücken begraben lag.

Gott pflegt in der Natur dergleichen Wunder und Schrecknisse selten umsonst zu zeigen. Dies erkannte ich nur zu wohl, wollte solches auch meinen Gefährten in täglichen Gesprächen beibringen, und sie bereden, daß wir insgesammt als heilige Einsiedler unser Leben in dieser angenehmen und fruchtbaren Gegend wenigstens so lange zubringen wollten, bis uns Gott von ungefähr ein Schiff und Christen zuschickte, die uns von dannen führten. Allein ich predigte tauben Ohren. Denn kurze Zeit nachher, da ihnen abermals die Lust ankam, ein neues Schiff zu bauen, was doch bei dem Mangel so vieler Materialien unmöglich war, machten sie zuerst den Anschlag, in der Mitte der Insel den nördlichen Fluß abzustechen, und denselben durch einen Kanal in die kleine See

zu führen, deren Ausfluß sich gegen Osten zu ins Meer ergießt.

Dieser Anschlag war mir eben nicht mißfällig, weil ich dem äußeren Anschein nach glaubte, daß durch das nördliche natürliche Felsengewölbe, nach Ableitung des Wasserflusses, unfehlbar ein bequemer Ausgang nach der See hin zu finden sein möchte. Daher legte ich selber mit Hand ans Werk, welches endlich nach vielem Schweiße im Sommer des Jahres 1525 zu Stande gebracht wurde. Wir fanden einen nach Nothdurft erhöhten und weiten Gang, mußten aber den Fußboden wegen vieler tiefer Klüfte und steiler Abfälle sehr mühsam mit Sand und Steinen bequem ausfüllen und zurichten, bis wir endlich höchst erfreut das Tageslicht und die offenbare See außerhalb der Insel erblicken konnten.

Nach diesem glücklichen Erfolge sollten aufs eiligste Anstalten zum abermaligen Schiffsbau gemacht, und die zugerichteten Bäume durch den neu erfundenen Weg an den auswendigen Fuß des Felsens hinuntergeschafft werden; allein ehe noch ein einziger Baum dazu behauen war, legten sich die zwei schwächsten meiner Landsleute nieder und starben, weil sie ohnehin ungesund waren, und sich noch dazu bisher bei der freiwilligen Arbeit allzu heftig angegriffen haben mochten. So unterblieb denn der neue Schiffsbau, zumal

da ich und die mir getreuen Indianer nicht mit Hand anlegen wollten.

Während ich nun dies tollkühne Werk zu hintertreiben suchte und mich dabei auf mein gutes Gewissen verließ, so konnte ich doch einem andern abscheulichen Uebel nicht vorbeugen, worüber ich in die größte Bestürzung gerieth, und was jedem Christen einen heftigen Schauder erwecken wird.

Es meldete mir nämlich mein treuer Christian, daß meine drei noch übrigen Landsleute seit etlichen Monaten drei Affinnen an sich gewöhnt hätten, mit denen sie bei Tage und bei Nacht die schändlichste Unzucht trieben. Ich ließ mich keine Mühe verdrießen, um dieser entsetzlichen Sache gewiß zu werden, und war auch endlich so glücklich oder vielmehr so unglücklich, ein lebendiger Augenzeuge davon zu werden. Des folgenden Tages nahm ich die Sünder ernstlich vor, und hielt ihnen eine nachdrückliche Strafpredigt. Zwei von ihnen schienen ziemlich gerührt zu sein; als aber der dritte, ein junger und kecker Mensch, ihnen zusprach und sich vernehmen ließ, daß ich bei den jetzigen Umständen mich um ihren Lebenswandel gar nicht zu bekümmern, vielweniger ihnen etwas zu befehlen hätte, giengen sie alle drei höchst verdrüßlich von mir.

Mittlerweile, als ich diese Strafpredigt gehalten, hatten die zwei frommen Indianer, Christian und Peter, auf

meinen Befehl die drei Affinnen erwürgt. Als nun jene viehischen Menschen dies sahen, schienen sie ganz rasend zu werden, und hätten auch meine Indianer unfehlbar erschossen; allein zu allem Glücke hatten sie zwar Gewehr, doch weder Pulver noch Blei, weil der geringe Rest desselben in meiner Hütte verwahrt lag. In der ersten Hitze machten sie zwar grimmige Geberden, als wollten sie mit mir und den Meinigen Krieg anfangen, da ich indeß meinen Leuten geladene Gewehre und Schwerter gab, zogen die schändlichen Buben zurück. Ich rief ihnen nun zu: sie sollten jetzt auf Treu und Glauben herzu kommen, und sich die Geräthschaften abholen, die ich ihnen aus Barmherzigkeit schenkte, nachher aber sich nie mehr gelüsten lassen, über den Nordfluß in unser Revier zu kommen, widrigenfalls wir sie wie Hunde niederschießen würden, weil geschrieben stehe: Du sollst den Bösen von dir thun.

Hierauf kamen sie alle drei, und holten, ohne ein Wort zu sprechen, die Geschirre und andere nöthige Sachen ab, die ich ihnen durch die Indianer hinstellen ließ, und verschwanden damit nach dem östlichen Theile der Insel hin, so daß wir binnen einigen Wochen nicht das Geringste von ihnen zu sehen bekamen. Gleichwohl war ich mit den Meinen fleißig auf der Hut, damit sie uns nicht etwa bei nächtlicher Weile überfallen und erschlagen möchten. Allein hiemit hatte es keine

Noth, denn ihr böses Gewissen und ihre Zaghaftigkeit mochte sie zurückhalten. Jedoch die Rache folgte ihnen auf dem Fuße nach; denn die Bösewichter mußten bald darauf sich einander selbst aufreiben und sich den Lohn ihrer Bosheit geben, weil sich Niemand zum weltlichen Richter über sie aufwerfen wollte.

Eines Tages in aller Frühe, da ich den dritten Theil der Nachtwache hielt, hörte ich etliche Male nach einander meinen Namen Don Balaro von fern laut ausrufen. Ich nahm mein Gewehr, gieng vor die Hütte hinaus, und sah auf dem gemachten Damme des Nordflusses einen von den drei Bösewichtern stehen, der mit der rechten Hand ein großes Messer emporhob. Sobald er mich erblickte, kam er eilig herzu gelaufen; da ich ihm indeß mein aufgezogenes Gewehr entgegen hielt, blieb er etwa zwanzig Schritt vor mir stehen, und rief mit lauter Stimme: „Mein Herr, mit diesem Messer habe ich in vergangener Nacht meine Kameraden ermordet, weil sie mit mir um ein junges Affenweib Streit erhoben. Der Weinbeer- und Palmensaft hatte uns rasend gemacht. Beide sind gestorben, ich aber, der ich noch mehr als sie gesündigt habe, erwarte von Euch einen tödtlichen Schuß, damit meiner Gewissensangst auf einmal los werde."

Ich erstaunte über diese entsetzliche Mordgeschichte, und hieß ihm das Messer wegwerfen und näher kommen. Allein,

nachdem er mich gefragt: ob ich ihn erschießen wolle? und ich ihm zur Antwort gegeben: daß ich meine Hände nicht mit seinem Blute besudeln, sondern ihn Gottes zeitlichem und ewigem Gerichte überlassen wolle, faßte er das lange Messer in seine beiden Fäuste, und stieß es sich mit solcher Gewalt in die Brust, daß er sofort zu Boden sank und seinen ruchlosen Geist aushauchte. Ich konnte mich hiebei der Thränen nicht enthalten, ungeachtet ich wohl einsah, daß solche Menschen deren nicht werth wären; dann machte ich mit Hilfe meiner Getreuen auf der Stelle ein Loch, und scharrte die Leiche hinein. Hierauf durchstreiften wir die östliche Gegend der Insel, und fanden endlich nach langem Suchen die Hütte, worin die beiden Entleibten beisammen lagen. Das abscheuliche Affenweib saß zwischen beiden, und wollte durchaus nicht von ihnen weichen, weshalb ich das schändliche Thier auf der Stelle erschoß, und es dann in eine Steinkluft werfen ließ; die beiden menschlichen Körper aber begrub ich vor der Hütte, zerstörte dann dieselbe, und nahm die brauchbarsten Sachen daraus mit in unsere Haushaltung. Dies geschah zur Weinlesezeit im Jahre 1527.

Von nun an führte ich mit meinen beiden getreuen christlichen Indianern die ordentlichste Lebensweise. Wir beteten täglich etliche Stunden mit einander, die übrige Zeit aber wurde theils mit nöthigen Verrichtungen, theils in vor-

gnügter Ruhe zugebracht. Ich bemerkte, daß meine Gefährten keine Sehnsucht nach menschlichem Umgang fühlten, und da auch ich vor aller menschlichen Würde, Ehre und Lust einen Ekel empfand, so faßte ich den Entschluß, daß, wenn mich ja der Höchste von dieser Insel hinweg und an andere christliche Oerter führen sollte, ich daselbst vermöge meiner Schätze ihm zu Ehren ein Kloster erbauen und darin meine noch übrige Lebenszeit in Gottesfurcht zubringen wolle.

Im Jahre 1538 starb mein redlicher Gefährte, Peter Gutmann, den ich mit Christian herzlich beweinte und aufs ordentlichste zur Erde bestattete. Er war ungefähr sechzig Jahr alt geworden, und immer ganz gesund gewesen. Ich glaube, daß ihm ein jählinger Trunk, den er nach einer starken Erhitzung gethan, den Tod zugezogen hat, doch mag er auch vielleicht sein ihm von Gott bestimmtes Lebensziel völlig erreicht haben.

Nach diesem Todesfalle veränderten wir unsere Wohnung, und bezogen den großen Hügel, der zwischen den beiden Flüssen fast mitten auf der Insel liegt. Da bauten wir eine geräumige Hütte, überzogen dieselbe so dicht mit Laube, daß uns weder Wind noch Regen lästig werden konnte, und führten darin ein so ruhiges Leben, dergleichen sich wohl alle Menschen auf der Welt wünschen möchten.

Auch haben wir nach dieser Zeit sehr viele zerscheiterte

Schiffsstücke, große Ballen und Packfässer auf den Sandbänken vor unserer Insel anlanden sehen, welches alles ich und mein Christian vermittelst eines neu erbauten Flosses von dannen herüber auf unsere Insel holten, und darin nicht allein noch mehr kostbare Schätze an Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen und allerlei Hausgeräth, sondern auch Kleidungsstücke, Betten und andere gute Sachen fanden, welche unseren Einsiedelerorden von aller Strenge befreiten, indem wir nunmehr uns unser Leben sehr bequem einrichten konnten.

So habe ich denn neunzehn Jahre nach Peters Tode mit meinem Christian in der vergnügtesten Ruhe gelebt, als es dem Himmel endlich gefiel, auch diesen einzigen Freund von meiner Seite, ja von meinem Herzen zu reißen. Im Frühling des Jahres 1557 fieng er nämlich allmählig an, eine ungewöhnliche Mattigkeit in allen Gliedern zu empfinden; dazu gesellte sich auch noch ein starker Schwindel des Hauptes nebst einem Ekel vor Speise und Trank, so daß ihm in wenigen Wochen alle Kräfte vergiengen, bis er endlich am Tage Allerheiligen desselben Jahres früh bei Sonnenaufgang sanft und selig auf das Verdienst Christi verschied, nachdem er seine Seele in Gottes Hände befohlen hatte.

Thränen brechen aus meinen Augen, während ich dieses schreibe, weil der Verlust meines lieben Getreuen mir in meinem ganzen Leben am schmerzlichsten gewesen.

Jetzt, da ich diesen meinen Lebenslauf zum andernmal aufzuzeichnen im Begriff bin, stehe ich in meinem hundert und fünften Jahre, und wünsche nur dies noch:

„Meine Hülle sterbe des Todes der Gerechten, und mein Ende werde wie das meines getreuen Christians."

Den theuern Körper dieses meines besten Freundes habe ich am Fuße dieses Hügels gegen Morgen begraben, und sein Grab mit einem großen Steine, worauf ein Kreuz nebst der Jahrzahl seines Ablebens gehauen, bezeichnet. Meine Augen sind nachher binnen mehrerer Wochen nicht trocken von Thränen geworden; doch, nachdem ich mich in festem Vertrauen zu Gott empor gewendet, ward ich getröstet und in den Stand gesetzt, mein Schicksal mit Geduld zu ertragen.

Drei Jahre nach meines lieben Christians Tode, nämlich im Jahre 1560, habe ich angefangen, in den Hügel hinein zu arbeiten und mir für die Winterzeit eine bequeme Wohnung einzurichten. Du, der Du dies lieſest und meinen Bau betrachtest, wirst genug Ursache haben, dich über die unverdrossene Mühe eines einzelnen Menschen zu verwundern; allein bedenke nur die lange Weile, die ich gehabt habe. Was sollte ich anderes Nützliches vornehmen? Zu meinem Ackerbau bedurfte ich bloß der Arbeit weniger Tage, und erntete jederzeit hundertfachen Segen. Ich habe zwar immer gehofft, und hoffe es noch, von hier weggeführt zu wer-

den; indeß, mir ist wenig daran gelegen, wenn auch meine Hoffnung, wie bisher, vergeblich bleiben sollte.

Den empfindlichsten Streich haben mir die Affen auf dieser Insel gespielt, indem sie mir mein Tagebuch, in welches ich Alles, was mir vom Jahre 1509 bis zu 1580 Merkwürdiges begegnet war, genau aufgezeichnet hatte, schändlicher Weise entführt und in kleine Stücke zerrissen. Daher habe ich denn bei der zweiten Anfertigung dieser meiner Lebensbeschreibung nicht so genau sein können, als ich wohl gewollt, sondern mich einzig und allein auf mein gutes Gedächtniß verlassen müssen, welches doch vor Alter bereits ziemlich stumpf zu werden beginnt.

Unterdeß sind meine Augen doch noch nicht dunkel geworden; auch dünkt mich, daß ich an Kräften und übriger Leibesbeschaffenheit noch so stark, frisch und ansehnlich bin, als sonst ein gesunder Mann von etwa vierzig bis funfzig Jahren zu sein pflegt. In der warmen Sommerzeit habe ich gemeiniglich in der grünen Laubhütte auf dem Hügel gewohnt, bei Regen und Winterzeit aber ist mir die ausgehauene Wohnung unter dem Hügel trefflich zu statten gekommen. Hier werden auch diejenigen, die vielleicht wohl lange nach meinem Tode etwa auf die Stelle kommen, ohne große Mühe meine sorgfältig verwahrten Schätze und andere nützliche Sachen finden können, wenn ich ihnen offenbare,

daß in der kleinsten Kammer gegen Osten und dann unter meinem steinernen Sessel das Kostbarste anzutreffen ist.

Ich beklage nochmals, daß mir die leichtfertigen Affen mein schönes Tagebuch zerrissen; denn wofern dieses noch vorhanden wäre, so wollte ich Dir, mein zukünftiger Leser, unfehlbar noch manche andere, eben nicht unangenehme Begebenheiten hier erzählt haben. Für jetzt indeß will ich diese Lebensbeschreibung, die ich nicht ohne Ursache ins Spanische übersetzt habe, beschließen und dieselbe bei Zeiten an den gehörigen Ort legen, wo sie vor dem Verderben lange Zeit verwahrt bleiben wird; denn ich weiß nicht, wie bald mich der Tod übereilen, und alle meine Bemühungen vernichten kann. Der Gott, dem ich meine übrige Lebenszeit zu dienen mich verpflichte, erhöre doch, wenn es sein gnädiger Wille und meiner Seelen Seligkeit nicht schädlich ist, auch in diesem Stück mein Gebet, und lasse mich nicht plötzlich, sondern in dieser meiner Steinhöhle, entweder auf meinem Lager oder auf meinem Sessel, ruhig sterben, damit mein Körper den leichtfertigen Affen und anderen Thieren nicht zum Spiel und Scheusal werde. Sollte indeß demselben die einstige Ruhe in der Erde etwa nicht zugedacht sein, — wohlan, so diene diese Höhle mir statt eines Grabes, bis zur fröhligen Auferstehung aller Todten.

# Die Insel Felsenburg.

---

Zweites Bändchen.

Druck und Papier
von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

# Die Insel Felsenburg

oder

# wunderliche Fata einiger Seefahrer.

---

Eine Geschichte

aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

---

Eingeleitet

von

**Ludwig Tieck.**

---

Zweites Bändchen.

---

**Breslau,**

im Verlage von Josef Max und Komp.

1828.

# Inhalt des zweiten Bändchens.


Seite

Fortsetzung der Geschichte des Albert Julius ..... 4
Geschichte der Judith von Manders ..... 104
Geschichte des David Rawkin ..... 134
Geschichte der Virgilia von Cattmers ..... 170
Fortsetzung der Geschichte des Kapitain Wolfgang ..... 199
Geschichte des Magister Schmelzer ..... 228
Geschichte des Mathematicus Litzberg ..... 291

# Die Insel Felsenburg.

## Zweites Bändchen.

Am folgenden Tage, es war Donnerstags am 22. November, machten wir uns mit dem Altvater Albert Julius auf, und besuchten die Pflanzstadt Jakobsraum, die aus neun Wohnhäusern bestand, welche mit allem Zubehör wohl versehen waren. Wiewohl nun dies die kleinste Pflanzstadt und die schwächste Gemeine war, so fand sich doch bei ihnen alles in der besten häuslichen Ordnung, und wir hatten an ihrer Einrichtung und ihrem besonderen Fleiße nicht das Geringste auszusetzen. Sie waren beschäftigt, die Gärten, Saaten, Felder und besonders die trefflichen Weinstöcke, welche auf dem dasigen Gebirge in großer Menge angepflanzt waren, wohl zu warten, indem es zu selbiger Zeit etwa neun oder zehn Wochen vor der gewöhnlichen Weinernte, bei den Feldfrüchten aber fast Erntezeit war. Herr Litzberger und Plager untersuchten das Eingeweide des dasigen Gebirges, und fanden verschiedene Arten Steine, welche sehr reichhaltig an Kupfer- und Silbererz zu sein schienen, wie es sich auch nachher bei der Probe bestätigte. Nachdem wir auf dem Rückwege von den Einwohnern mit dem herrlichsten Weine

und verschiedenen guten Speisen und Früchten aufs beste bewirthet worden, und ihnen so wie den vorigen Gemeinen mehrere Bibeln, Gesang- und Gebetbücher nebst anderen feinen und nützlichen Sachen für Alt und Jung verehrt hatten, kamen wir bei guter Zeit wieder in der Albertsburg an, besuchten die Arbeiter am Kirchenbau auf eine Stunde, und nahmen die Abendmahlzeit ein, worauf unser Altvater, nachdem er das Tischgebet gethan und unsere Neugier bemerkt hatte, sich lächelnd in seinen Stuhl setzte, und in der gestern abgebrochenen Erzählung folgendermaßen fortfuhr:

---

## Fortsetzung
## der Geschichte des Albert Julius.

---

„Ich bin, wofern ich mich recht erinnere, gestern Abend dabei stehen geblieben, wo wir die zinnernen Tafeln an das Tageslicht trugen, und die eingegrabene Schrift ausstudirten. Herr von Leuven und ich, konnten das Lateinische, Lemelie aber, der sich von seinem gehabten Schrecken kaum in etwas wieder erholet, das Spanische ganz wohl verstehen. Ich aber

kann mit Wahrheit sagen, daß, sobald ich nur des letzten Willens des verstorbenen Don Cyrillo de Valaro hieraus völlig versichert war, bei mir augenblicklich alle noch übrige Furcht verschwand. „Meine Herren," sagte ich zu meinen Gefährten," wir sind schuldig, dasjenige zu erfüllen, was dieser gewiß selig verstorbene Christ so sehnlich begehrt hat, zumal da wir ohnehin uns eine stattliche Belohnung zu versprechen haben." Herr von Leuven war sogleich bereit, Lemelie aber sagte: „Ich glaube nicht, daß die Belohnung so sonderlich sein wird; denn die Spanier sind gewohnt, wo es möglich ist, auch noch nach ihrem Tode Pralereien vorzumachen. Deshalb versichere ich, daß ich mich eher und lieber mit zwei Seeräubern herumschlagen, als mit dergleichen Leiche zu thun haben wollte; gleichwohl will ich Euch, meinen Gefährten, zu gefallen mich von dieser häßlichen Arbeit nicht ausschließen."

Hierauf lief ich fort, langte ein großes Stück altes Segeltuch nebst einer Hacke und Schaufel hervor, welche beiden letzteren Stücke ich vor der Höhle liegen ließ, mit dem Tuche aber begaben wir uns abermals in die unterirdische Höhle. Herr von Leuven wollte den Körper an den Schultern, ich aber an den Schenkeln anfassen; allein kaum hatten wir denselben etwas angeregt, als er auf einmal mit ziemlichem Gepraffel in einen Klumpen zerfiel, worüber Le-

melie aufs neue dermaßen erschrack, daß er seinen Kopf zwischen die Ohren nahm, und so weit davon lief, als er laufen konnte. Herr von Leuven und ich erschracken zwar anfangs auch etwas; da wir aber überlegten, daß dies natürlicher Weise nicht anders zugehen, und weder von unserem Versehen, noch von anderen übernatürlichen Ursachen herrühren könnte, lasen und strichen wir die Gebeine und Asche des seligen Mitbruders zusammen auf das ausgebreitete Segeltuch, trugen dasselbe auf einen schönen grünen Platz in die Ecke, wo sich der aus dem großen See entspringende Fluß in zwei Arme theilet, machten daselbst ein feines Grab, legten alles ordentlich zusammengebunden hinein, und beschlossen, ihm nach erlangter ferneren Kunde ehestens eine Gedächtnißsäule zu setzen. Obwohl nun der gute von Leuven durch seinen frühzeitigen und beklagenswerthen Tod dies Vorhaben mit auszuführen verhindert wurde, so ist es doch nachher von mir ins Werk gesetzt worden, indem ich nicht allein dem Don Cyrillo de Valaro, sondern auch dem redlichen von Leuven, und meiner seligen Ehefrau Concordia, jedem eine besondere Ehrensäule, dem gottlosen Lemelie aber eine Schandsäule, zum Gedächtniß über ihren Gräbern errichtet habe.

Diese Säulen nebst den Grabschriften — fügte Albert hinzu — sollen Euch ehester Tage zu Gesicht kommen, sobald

wir auf dem Wege nach Christophsraum begriffen sein werden. Jedoch ich wende mich wieder zur damaligen Geschichte.

Nachdem wir, wie bereits erzählt, dem Don Cyrillo nach seinem Begehren den letzten Liebesdienst erwiesen, seine Gebeine wohl verscharrt, und einen kleinen Hügel darüber errichtet hatten, kehrten wir ganz ermüdet zu Concordien zurück, die uns unterdeß eine gute Mittagsmahlzeit bereitet hatte. Lemelie fand sich ebenfalls wieder ein, und entschuldigte seine Flucht damit, daß er unmöglich sich mit verwesten Körpern befassen könne. Wir lächelten hierüber; da indeß Concordia ebenfalls alles wissen wollte, was wir heute für eine besondere Arbeit verrichtet hätten, so erzählten wir derselben alles umständlich. Sie bezeigte gleich nach der Mahlzeit besondere Lust, mit in die Höhle zu gehen; da indeß Herr von Leuven wegen des noch darin befindlichen übeln Geruchs ihr davon abrieth, und die Befriedigung ihrer Neugier noch einige Tage aufzuschieben bat, so gab sie sich sehr bald zufrieden, gieng wieder aufs Jagen und Fischen, wir drei Mannspersonen aber begaben uns wieder in die Höhle, weil unsere große Lampe noch darin brannte.

Nachdem wir hier, um den Modergeruch zu vertreiben, etlichemal ein wenig Pulver angezündet hatten, war unsere erste Bemühung, die alten Urkunden zu suchen, die in dem steinernen Sessel verwahrt liegen sollten. Demnach entdeck-

ten wir im Sitze ein viereckigtes Loch, in welches ein wohlgearbeiteter Deckel eingepaßt war. Sobald derselbe ausgehoben worden war, fanden sich oben darauf die in Wachs eingefütterten Schriften, die ich Euch, mein Vetter und Sohn, gestern Abend eingehändigt habe; unter denselben ein goldener Becher, mit unschätzbaren Kleinodien angefüllt, welcher in den schönsten goldenen Münzen von vielerlei Form und Gepräge vergraben stand. Wir gaben uns die Mühe, dieses geräumige Loch oder den verborgenen Schatzkasten ganz auszuräumen; da wir indeß weiter weder Briefschaften noch etwas anderes fanden, so schütteten wir achtzehn Hüte voll Goldmünzen wieder hinein, nahmen den Goldbecher nebst den Briefschaften wieder zu uns, und giengen, um die letzteren recht zu studiren, hinauf in Herrn von Leuvens grüne Hütte, wo wir den übrigen Theil des Tages bis in die späte Nacht mit Lesen und Verteutschen zubrachten, und allerlei sehr angenehme Nachrichten entdeckten, die uns und den künftigen Bewohnern der Insel treffliche Vortheile verhießen.

Es war bereits nahe an Tages Anbruch, als von Leuven und ich, nicht sowohl vom Lesen ermüdet, als um der Arbeit des morgenden Tages willen, die Ruhe zu suchen für dienlich hielten; indem Concordia schon schlief, der faule Lemelie aber seit etlichen Stunden bereits von uns zu seiner

Schlafstätte gegangen war. Ich nahm deshalb meinen Weg ebenfalls dahin, fand aber den Lemelie unter Weges wohl zehn Schritte vor unserer Hütte krumm zusammengezogen liegen und wie einen Wurm winseln. Auf mein Befragen: was er da mache? fieng er entsetzlich an zu fluchen, und sagte endlich: „Vermaledeiet ist der verdammte Körper, den Ihr diesen Tag begraben habt; denn das verruchte Scheusal, über welches man unfehlbar keine Seelmessen gehalten hat, ist mir vor etlichen Stunden erschienen, und hat meinen Leib jämmerlich zugerichtet." Ich dachte sogleich in meinem Herzen, daß dies seiner Sünden Schuld sei, da ich von Jugend auf gehöret, daß man mit verstorbenen Leuten kein Gespött treiben soll. Ich wollte ihn aufrichten und in unsere Hütte führen, doch weil er dahin durchaus nicht wollte, brachte ich den elenden Menschen endlich mit großer Mühe in des Herrn von Leuven Hütte, nachdem ich ihn zuvor gebeten hatte, um Concordiens willen nichts von dem, was ihm begegnet sei, zu sagen, sondern eine andere Unpäßlichkeit vorzuwenden. Er gehorchte mir auch hierin, und so schliefen wir denn, ohne Concordien zu wecken, diese Nacht in ihrer Hütte.

Am folgenden Tage befand sich Lemelie todtkrank, und ich selber habe denselben Tag seinen Leib, der fast überall braun und mit Blute unterlaufen war, gesehen. Da es ihm leid zu sein schien, daß er mir seine ausgestandene

Noth entdeckt, so versicherte ich ihn, daß ich es sowohl vor Herrn von Leuven als auch vor dessen Gemahlin geheim halten würde; gleichwohl aber sagte ich es bei der ersten Gelegenheit meinem besten Freunde.

Wir mußten ihn nun sowohl diesen als auch vier folgende Tage unter Cöncordiens Pflege zurücklassen, giengen aber unterdeß zusammen wieder in die unterirdische Höhle, und fanden, der gegebenen Anweisung zufolge, in einem verborgenen Gewölbe über drei Scheffel der auserlesensten und kostbarsten Perlen, nächstdem einen solchen Schatz an gediegenen Gold- und Silberklumpen, edlen Steinen und andern Kostbarkeiten, worüber wir ganz erstaunt, ja fast versteinert stehen blieben: überdies eine große Menge anderer, für unsere Person höchst nöthiger Sachen, im Fall wir durch Zufall hier auf der Insel verbleiben, und nicht wieder zu anderer menschlicher Gesellschaft gelangen sollten.

Indeß, was soll ich hiervon viel reden; — die Kostbarkeiten kann ich Euch, meine Freunde, ja noch alle unverletzt zeigen; wozu aber die übrigen nützlichen Sachen angewendet worden, davon kann meine und meiner Kinder Haushaltung und nicht vergeblich gethane Arbeit hinlänglich Zeugniß geben. Ich muß demnach nur eilen, Euch, meine Lieben, den ferneren Verlauf der damaligen Zeit noch kürzlich zu erzäh-

len, ehe ich auf meine eigene Geschichte und Haushaltung komme.

Mittlerweile, da Lemelie krank lag, räumte Herr von Leuven und ich alle Sachen aus dem unterirdischen Gewölbe herauf an's Tageslicht und an die Luft, damit wir sehen möchten, was etwa noch zu gebrauchen sei oder nicht; sodann reinigten wir die unterirdische Höhle, die, außer der kleinen Schatzkammer, aus drei geräumigen Kammern bestand, von aller Unsauberkeit. Die erwähnte Schatzkammer aber, wovon wir den Lemelie nichts wollten wissen lassen, wurde von unseren Händen wohl vermauert, auswendig mit Lehm bestrichen und so zugerichtet, daß Niemand vermuthen konnte, es stecke etwas Verborgenes dahinter. Herr von Leuven wählte das Vorgemach derselben, worin auch der verstorbene Don Cyrillo sein Lebensziel erwartet, zu seinem Schlafgemach, ich nahm die Kammer daneben für mich, und die dritte ward für Lemelie zugerichtet, alle aber wurden mit Pulver und Schiffpech etliche Tage nach einander wohl ausgeräuchert, ja, so zu sagen, gar ausgebrannt; denn dieser ganze Hügel besteht aus einem vortrefflichen Sandsteine.

Sobald wir nun Alles in gute Ordnung gebracht hatten, wurde Concordia von uns hinein geführt, die sich ungemein darüber freute, und sogleich ohne die geringste Furcht

darin hauszuhalten versprach. Wollte also der wunderliche Lemelie nicht oben allein schlafen, so mußte er sich gezwungener Weise nach uns richten.

Indeß, da er noch immer krank war, schäffte Herr von Leuven und ich alltäglich noch sehr viele auf der Sandbank liegende nützliche Sachen auf die Insel, und wir kamen oft nicht eher als bei sinkendem Tage nach Hause. Unterdeß stellte sich Lemelie kränker, als er wirklich war, hatte doch aber noch so viel Kräfte, um Concordien einmal über das andere viel vorzureden, um sie zu bewegen, seiner Wohllust Genüge zu leisten und ihrem Ehegatten untreu zu werden. Concordia wies ihn anfangs durch Gottes Wort und andere tugendhafte Ermahnungen zurück; da er indeß weder das eine noch das andere annehmen und fast gar Gewalt brauchen wollte, sie auch kaum sich seiner erwehren konnte, und im Eifer äußerte, daß sie eher ihren Ehrenschänder oder sich selbst ermorden, als an ihrem Manne untreu werden würde, warf er sich zu ihren Füßen, bat sie seiner heftigen Liebe wegen um Verzeihung, und versprach zugleich, ihr dergleichen nimmer mehr zuzumuthen, wofern sie nur die einzige Gnade für ihn haben und ihrem Manne nichts davon entdecken wollte. Concordie stellte sich, als sei sie besänftigt, gab ihm einen nochmaligen scharfen Verweis, und versprach, ihrem Manne nichts davon zu sagen. Gleichwohl war ich noch denselben

Abend Zeuge ihres Worthaltens. Denn bei guter Gelegenheit erzählte sie uns beiden alles, was vorgefallen war, und that zugleich einen Schwur, daß sie viel lieber mit an die gefährlichste Arbeit gehen, als eine Minute bei Lemelie hinfort allein bleiben wolle. Herr von Leuven betrübte sich nicht wenig über die arge Unart unseres dritten Gefährten, und sagte, daß er von Grund des Herzens gern seinen Antheil an dem gefundenen Schatze missen wollte, wofern er nur dadurch den gottvergessenen Menschen von der Insel hinweg kaufen könnte. Wir beschlossen indeß, ihn künftig besser im Auge zu behalten, und niemals bei Concordien allein zu lassen.

Unterdeß vermochte Herr von Leuven seinen Verdruß darüber, wie sehr er sich es auch angelegen sein ließ, dennoch nicht ganz zu verbergen, weshalb Lemelie bald merkte, daß Concordia lieber ihrem Manne die Treue, als ihm ihr Wort zu halten geartet sei. Allein er suchte seinen Fehler wieder zu verbessern, und als er wenige Tage nachher sich völlig wieder genesen fühlte, war von da an Niemand fleißiger, dienstfertiger und höflicher als Lemelie.

In Don Cyrillo's schriftlichen Nachrichten hatten wir unter andern gefunden, daß durch die Mündung des Flusses gen Mitternacht unter dem Felsen hindurch ein sehr bequemer Ausgang von der Insel nach der Sandbank und dem

Meere zu anzutreffen sei, wofern man nämlich zuvor in den heißen Monaten, da der Fluß am wenigsten Wasser habe, einen Damm gemacht, und das Wasser desselben durch den Kanal, welchen Cyrillo nebst seinen Gefährten vor etwa 125 Jahren gegraben, in den kleinen See ableitete. Um nun dies in Erfahrung zu bringen, fanden wir die damalige Zeit am passendsten, weil der seichte Fluß uns zu gestatten schien, einen Damm durch sein Bett zu führen. Demnach fällten wir etliche Bäume, zersägten dieselben, und rammelten ziemlich große Blöcke in den Fluß, an der Stelle, wo wir die Spuren von dem Damme unserer Vorfahren mit Freuden wahrgenommen hatten. Vor die mit großer Mühe eingerammelten Blöcke wurden lange Bäume über einander gelegt, so dick, als wir sie nur fortzuschleppen im Stande waren, und diese mußten die vorgesetzten Rasenstücke nebst dem vorgeschütteten fetten Erdreiche aufhalten. Mit dieser Arbeit brachten wir nahe an vier Wochen zu, binnen welcher Zeit der Damm die erforderliche Höhe erreichte, so das fast kein Tropfen Wasser hindurch konnte, während alles durch den Kanal sich in den kleinen See ergoß. Lemelie hatte sich bei dieser schweren Arbeit ungemein fleißig, in seiner übrigen Aufführung aber so wohl gehalten, daß wir insgesammt glaubten, sein voriges übles Leben müsse ihn gereut, und er seitdem einen besseren Vorsatz gefaßt haben.

Nun waren wir so weit, daß wir die große Lampe anzündeten, und uns in die Felsenhöhle zu wagen beschlossen, welches auch am nächsten Morgen früh geschah. Concordia wollte nicht allein zurück bleiben, sondern alles Glück und Unglück mit uns theilen. Wir traten demnach unseren Weg in Gottes Namen an, und fanden denselben ziemlich bequem zu gehen, außer daß wir hie und da auf hohe Stufen stießen, wobei wir uns indeß leicht zu helfen vermochten. Aber, o Himmel, wie groß war unsere Freude, als wir ohne die geringste Gefahr das Ende erreichten, Himmel und See vor uns sahen, und am Ufer des Felsens bei unseren noch rückständigen Sachen umher spazieren, und dann mit viel geringerer Mühe und Gefahr wieder auf unsere Insel zurück gelangen konnten.

Ihr seid, meine lieben Kinder, — fuhr unser Altvater Albert in seiner Erzählung fort, selber durch diesen Gang in die Insel gekommen, daher könnt Ihr am besten von dessen Bequemlichkeit und Nutzen urtheilen, zumal wenn Ihr die gefährlichen und beschwerlichen Wege über die Klippen damit vergleichet. Uns war die Entdeckung dieses Ganges damals ungemein tröstlich, da wir in wenigen Tagen alles, was noch auf der Sandbank lag, durch diesen Weg herauf brachten, das Hintertheil des gescheiterten Schiffes zerschlugen, und nicht den kleinsten Nagel oder Splitter davon zurück ließen,

so daß wir außerhalb des Felsen weiter nichts zu suchen wußten, als unseren Nachen oder kleines Boot, und dann und wann einige Schildkröten, Seekälber oder andere Meerthiere, wovon wir indeß weiter nichts als die Häute und das Fett zu benutzen pflegten.

So verwendeten wir denn die folgenden Tage bloß dazu, unsere Haushaltung in eine immer bessere Ordnung zu bringen; wir sammelten Samenkörner von allerlei nutzbaren Gewächsen ein, pflegten die Weinstöcke und Obstbäume auf's Beste, und lebten übrigens in Hoffnung künftiger noch besserer Zeiten ruhig und zufrieden beisammen. Allein in der einen Nacht überfiel uns ein entsetzliches Schrecken. Es erfolgte nämlich einst um Mitternachtszeit, als wir insgesammt in dem süßesten Schlafe lagen, ein so heftiger Knall in unserer unterirdischen Wohnung, daß uns war, als würde das stärkste Geschütz losgebrannt und der ganze Hügel davon erschüttert. Ich sprang von meinem Lager auf, und wollte nach der Kammer der beiden Eheleute eilen, allein diese kamen mir ganz erschrocken im Dunkel entgegen und eilten, ohne ein Wort zu sprechen, aus der Höhle, wo der Schein des Mondes alles fast so hell wie am Tage erleuchtete.

Ich kann nicht leugnen, daß wir alle, Herr von Leuven, Concordia und ich, vor Furcht, Schrecken und Zittern kein Glied still halten konnten. Unsere Furcht wurde indeß

noch um ein Großes vermehrt, als sich gegen Süden zu eine weiße, lichte Flamme sehen ließ, welche ganz sacht fortzog, und endlich um die Gegend, wo wir Don Cyrillo's Körper begraben hatten, verschwand.

Die Haare sträubten sich uns hierüber zu Berge. Nachdem wir uns binnen einer Stunde etwas erholt hatten, brach Herr von Leuven endlich das lange Stillschweigen und sagte: „Herr Albert und Ihr, mein Schatz! ich weiß, daß Ihr Euch über dieses Nachtschrecken gleich mir allerlei Gedanken gemacht haben werdet; allein ich glaube, daß der sonst unerhörte Knall von einem Erdbeben herrühret, wobei unser Sandsteinhügel unfehlbar einen starken Riß bekommen. Die weiße Flamme aber, die wir gesehen, halte ich für einen Schwefeldunst, welcher sich nach dem Wasser hin gezogen hat." Ich gab dem Herrn von Leuven meine Beistimmung zu erkennen; Concordia dagegen erwiederte: „Mein Schatz, der Himmel gebe nur, daß dies nicht etwa eine Vorbedeutung eines besonderen Unglücks ist. Denn ich war kurze Zeit vor dem grausamen Knalle durch einen schweren Traum, den ich im Schrecken vergessen habe, ermuntert worden, und lag mit wachenden offenen Augen an Eurer Seite, als eine eben solche lichte Flamme unsere Kammer mit einer ganz außerordentlichen Helligkeit erleuchtete, und die sonst alle Nächte hindurch brennende große Lampe auslöschte, worauf

sogleich der entsetzliche Knall und die heftige Erschütterung erfolgte."

Jeder hatte nun hierüber seine besonderen Gedanken. Herr von Leuven aber unterbrach dieselben, indem er sich um Lemelie bekümmerte, und zu wissen verlangte, wo sich derselbe jetzt eben befände. Ich muthmaßte, daß er vielleicht noch vor uns durch den Schrecken aus der Höhle gejagt worden sei, und sich etwa hier oder da auf der Insel befände; allein, nachdem wir den noch übrigen Theil der Nacht schlaflos zugebracht und die Sonne nun wieder zu unserer Freude emporsteigen sahen, kam Lemelie wider unser Erwarten aus der Höhle gegangen.

Auf unser Befragen gestand er, daß er weder etwas gesehen noch gehört habe, und wunderte sich sehr, als wir ihm von den Begebnissen der verflossenen Nacht ausführliche Nachricht gaben. Wir hielten ihn demnach für glücklicher als uns, standen sodann auf, und besichtigten nicht nur die Höhle, sondern auch den ganzen Hügel, fanden indeß nicht die mindeste Verfehrung, Ritze oder Spalte, sondern alles in unverändertem guten Stande. Lemelie sagte daher: „Glaubet mir sicher, meine Freunde, es ist alles ein bloßes Gaukelspiel der im Fegefeuer sitzenden Seele des Don Cyrillo de Valaro. Ach, wie gern wollte ich einem römisch-katholischen Priester hundert Kreuzthaler an Seelmeßgeldern zahlen, um dieselbe

daraus zu erlösen, wenn er nur gegenwärtig wäre, und uns in vollkommene Ruhe setzen könnte."

Von Leuven und ich hielten nicht für rathsam, ihm zu widersprechen, beschlossen aber dennoch, etliche Nächte in unsern grünen Hütten zu schlafen, bis man sähe, was sich ferner in Hinsicht des erwähnten Erdbebens zeigen, und bis die darüber in uns entstandene Furcht verschwunden sein würde, welches auch dem Lemelie ganz vernünftig vorkam.

Allein der redliche von Leuven schlief nur noch zwei Nächte bei seiner geliebten Ehefrau in der Laubhütte. Denn am 11. November gieng er, etwa zwei Stunden nach Sonnen Aufgang, mit einer Flinte fort, um ein oder zwei große wohlschmeckende Vögel, die sich gewöhnlich auf den höchsten Felsenklippen sehen ließen, herunter zu schießen, die wir denselben Abend anstatt der Martinsgänse braten und verzehren wollten. Lemelie war etwa eine Stunde zuvor ebenfalls darauf ausgegangen, ich aber blieb bei Concordien, um ihr beim Kochen durch Holzspalten und andere Handreichungen die Arbeit zu erleichtern.

Zwei Stunden über Mittag kam Lemelie mit zwei schönen großen Vögeln zurück, über welche wir uns sogleich her machten und dieselben reinigten. Unterdeß fragte Lemelie Concordien, wo ihr Mann hin gegangen sei? und erhielt von ihr die Antwort, daß er ebenfalls auf solches Wildpret ausge-

gangen, wobei sie sich zugleich erkundigte, ob sie einander nicht begegnet wären. Lemelie antwortete mit Nein, doch habe er auf jener Seite des Gebirges einen Schuß vernommen, woraus er gemuthmaßt, daß sich gewiß einer von uns daselbst aufhalten würde.

Concordia machte dabei noch einen Scherz, indem sie sagte: „Wenn nun mein Carl Franz kommt, so mag er seine geschossenen Martinsgänse bis auf morgen aufheben." Allein, obwohl die Sonne bereits untergieng, und unsere beiden Braten gar und fertig waren, stellte sich doch unser guter von Leuven noch immer nicht ein. Wir warteten noch ein paar Stunden; da er aber nicht kam, so verzehrten wir den einen Vogel mit gutem Appetit, und sparten den andern für ihn und Concordien auf. Endlich brach die Nacht an, und von Leuven blieb noch immer aus. Concordien begann jetzt das Herz schwer zu werden, und sie konnte nur mit Mühe ihre Thränen zurückhalten. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, und meinte, weil heller Mondschein wäre, so würde ihr Ehemann wohl noch heim kommen. Sie aber versetzte: Ach, es ist wider seine sonstige Gewohnheit; was wird ihm der Mondschein helfen? und wie kann er heim kommen, wenn er vielleicht ein Unglück genommen hat? Ja, ja, — fuhr sie fort — mein Liebster ist entweder todt oder dem Tode sehr nahe; denn jetzt fällt mir auf einmal der Traum wieder ein,

den ich in jener Schreckensnacht gehabt, seitdem aber ganz wieder vergessen." Diese ihre Worte wurden von einer heftigen Thränenfluth begleitet. Lemelie trat indeß auf, und sagte: „Gnädige Frau, verfallt doch nicht sogleich auf die schlimmsten Gedanken; es kann ihn ja vielleicht ein besonders glückliches Begebniß oder die Neugier hier oder da aufhalten. Stehet auf, wir wollen ihm alle drei entgegen gehen, und zwar nach der Gegend hin, wo ich heute von fern seinen Schuß gehört. Wir wollen schreien, rufen und schießen; was gilts? er wird sich bald melden, und uns wenigstens mit einem Schuß oder Laut antworten." Concordia weinte dessen ungeachtet immer noch heftiger, und sagte: „Ach, wie kann er schießen oder antworten, wenn er todt ist?" Doch da wir beide nicht abließen, ihr zuzureden, so stand sie endlich auf, und folgte nebst mir dem Lemelie, der uns als Führer diente.

Die ganze Nacht hindurch ließen wir es nicht an eifrigem Suchen, Schreien und Schießen fehlen; die Sonne gieng darüber auf, doch von Leuven kam nicht zum Vorschein. Wir kehrten in unsere Laubhütten und in die unterirdische Wohnung zurück, fanden aber nicht die geringste Spur, daß er in unserer Abwesenheit da gewesen. Nunmehr fieng mir an bange zu werden, Concordia wollte ganz verzweifeln, und selbst Lemelie meinte, es könne unmöglich rich-

tig zugehen, sondern Herr von Leuven müsse unfehlbar ein Unglück genommen haben. Daher begannen wir insgesammt ihn von neuem zu suchen, und — damit ich es kurz mache — am dritten Tage nach seinem letzten Ausgange entdeckten wir zu unserm Schrecken seinen entseelten Körper, gegen Süden zu unten an dem Absatz einer jähen Felsenklippe liegend, als von welcher er unserer damaligen Vermuthung nach herabgefallen war. Ich fieng vor übermäßiger Betrübniß bei diesem jämmerlichen Anblick überlaut zu schreien und zu wehklagen an, und raufte mir wie ein Unsinniger das Haar aus dem Kopfe. Concordia, die meine Geberden von fern sah, weil sie nicht gleich mir die hohen Felsen hatte besteigen können, sank augenblicklich in Ohmacht, Lemelie lief geschwind nach frischem Wasser, ich aber blieb wie halb verzweifelt ganz sinnlos bei ihr sitzen. Endlich bewirkte doch Lemelie's oft wiederholtes Besprengen mit Wasser, daß Concordia sich wieder etwas ermunterte.

Bis diesen Augenblick — so unterbrach sich hier Albert Julius in seiner Erzählung — bin ich noch nicht im Stande, ohne heftige Gemüthsbewegung Concordiens schmerzliche Klagen und Verzweifelung zu beschreiben, die sich ohnehin leichter denken als mit Worten ausdrücken läßt. Indeß damals vergaß ich über ihren Jammer meine eigene Betrübniß für einen Augenblick, und suchte sie zuerst zu bereden, daß sie sich

nach der Laubhütte führen ließ. Wiewohl nun in der ersten Aufwallung ihres Schmerzes bei ihr nichts auszurichten war, indem sie durchaus ihren Carl Franz sehen, oder sich den Kopf an einem Felsen zerschmettern wollte, so ließ sie sich doch endlich durch Anführung einiger Bibelsprüche und durch vernünftige Vorstellungen dahin bewegen, daß ich und Lemelie, der vor verstellter Betrübniß kein Wort reden und auch keine Thräne vergießen konnte oder wollte, sie mit sinkendem Tage in die Laubhütte führen durften, nachdem ich auf ihr sehnliches Bitten ihr versprochen, alle Mühe und Kunst anzuwenden, um den verunglückten Körper ihres Ehegemahls herauf zu schaffen.

Ungeachtet Concordia und ich in den vergangenen Nächten wenig oder gar nicht geschlafen hatten, so kam doch auch diese Nacht wegen des allzu großen Jammers noch kein Schlaf in unsere Augen. Ich nahm daher die Bibel, und las Concordien aus derselben die kräftigsten Trostpsalmen und Stellen vor, wodurch die bisherige Unruhe ihres Gemüths einigermaßen wieder beruhigt wurde, so daß sie, obwohl noch immer unter Weinen und Klagen, versicherte, sie werde allen Fleiß anwenden, sich mit Geduld in ihr trauriges Verhältniß zu schicken, indem ja doch ohne Gottes Willen kein Unglück begegnen könne.

Gegen Morgen schlief die bis in den Tod betrübte Con-

cordia etwa ein paar Stunden. Ich that dasselbe. Lemelie aber, der die ganze Nacht hindurch fest geschlafen hatte, stand auf, wünschte Concordien zum guten Morgen, daß sie sich über eine Sache, die nunmehr unmöglich zu ändern wäre, bald vollkommen trösten und beruhigen möchte, und wollte mit diesen Worten seine Flinte nehmen und spazieren gehen. Ich hielt ihn indeß auf und bat ihn, er möge doch Concordien die Gefälligkeit erzeigen, und den Körper ihres Ehegatten mit herauf schaffen helfen, damit wir ihn ehrlich zur Erde bestatten könnten. Allein er entschuldigte sich, und gab zu verstehen: er sei bereit, uns in allen Stücken Hilfe zu leisten; doch damit möge man ihn verschonen, weil uns ja bereits bewußt, daß er einen ungewöhnlichen natürlichen Abscheu vor todten Menschen habe, auch ungeachtet er lange Zeit zu Schiffe gedienet, er doch niemals im Stande gewesen, eine frische Leiche in die See zu werfen, viel weniger einen solchen anzugreifen, der schon etliche Tage an der Sonne gelegen. Hiemit gieng er seine Wege. Concordia aber begann von neuem, sich auf's Kläglichste zu geberden; nachdem ich ihr indeß zugeredet, sich zu mäßigen und mich nur allein machen zu lassen, weil ich keine Gefahr noch Mühe scheuen, sondern ihr den Körper ihres Ehemannes in die Hände liefern wolle, so mußte sie mir endlich zuschwören, sich während meiner Abwesenheit kein Leid zuzufügen, sondern geduldig und still zu

sitzen, auch für mich wegen bevorstehender Gefahr fleißig zu beten. Hierauf nahm ich so viel Seile und Stricke, als zu ertragen waren, nebst einem Stück Segeltuch, und eilte nebst Concordien, die eine Holzart nebst etwas Speise für uns beide trug, nach den Felsen hin. Dort ließ ich sie unten an einem sicheren Orte sitzen, und kletterte nach und nach zur Höhe hinauf, zog auch die Art, etliche spitzig gemachte Pfähle, und die übrigen Sachen, von einem Absatze zum andern hinter mir her. An der auswendigen Seite hatte ich aber viel größere Gefahr zu bestehen, weil dort die Felsen weit steiler und an vielen Stellen gar nicht zu erklettern waren; weshalb ich an drei Orten in die Felsenritzen Pfähle einschlagen, ein langes Seil daran binden und mich dreimal, acht, zehn, ja zwölf Ellen tief, an denselben herunter lassen mußte. So gelangte ich endlich zu meines lieben Herrn von Leuven jämmerlich zerschmettertem Körper, der, weil ihm das Gesicht sehr mit Blut unterlaufen war, seine vorige Gestalt gänzlich verloren hatte, und wegen der großen Hitze bereits einen übeln Geruch von sich gab; jedoch ich hielt mich nicht lange dabei auf, sondern wickelte ihn eiligst in das Tuch, welches ich bei mir hatte, bewand dasselbe mit Stricken, band ein Seil daran, und zog diese Last nach und nach hinauf. Zu meinem Glück hatte ich in die vom Felsen herabhangenden Seile in verschiedenen Entfernungen Knoten gebunden, sonst

wäre es fast unmöglich gewesen, wieder hinauf zu kommen; doch der Himmel bewahrte mich in dieser besondern Gefahr vor allem Unfall, und ich gelangte nach Verlauf von etwa sechs oder sieben Stunden ohne Schaden, doch schwer beladen und ermüdet, wieder bei Concordien an. Durch viele Bitten und vernünftige Vorstellungen erhielt ich endlich von ihr so viel, daß sie nichts weiter als ihres seligen Ehemannes Gesicht und die Hand, woran er noch seinen Siegelring stecken hatte, zu sehen begehrte. Sie wusch beides mehr mit Thränen als mit Wasser aus dem vorbeirinnenden Bächlein ab, und küßte ihn, ungeachtet des übeln Aussehens und Geruchs, unzählige Male, zog den Ring von seinem Finger, und ließ endlich unter heftigen Jammerklagen geschehen, daß ich den Körper wieder einwickelte und auf die vorige Art umwand. Sie half mir dann denselben bis in unsere unterirdische Höhle tragen, worin er, weil ich nicht allein sehr ermüdet, sondern es auch bereits ziemlich spät war, liegen blieb, und von uns beiden bewacht wurde. Mit anbrechendem Tage machte ich ein Grab neben der Ruhestätte Don Cyrillo's, worin wir denn diesen lieben Freund unter Vergießung häufiger Thränen begruben.

Lemelie, der unserer Arbeit von fern zugesehen hatte, kam erst am folgenden Tage wieder zu uns, und bemühte sich, durch Erzählung verschiedener lustiger Geschichten Con-

cordiens Kummer zu vertreiben. Doch diese sagte ihm in's Gesicht, daß sie mit dergleichen Zeitvertreib lieber verschont bleiben wolle, indem ihr Gemüth nicht so leichtsinnig geartet sei, um einen so höchst empfindlichen Verlust dergestalt zu verschmerzen. Er führete nun zwar nachher etwas vernünftigere Reden, doch Concordia, die bis dahin fast gar nicht geruhet hatte, verfiel darüber in einen tiefen Schlaf, worauf Lemelie und ich uns gleichfalls in einer anderen Ecke der Höhle zur Ruhe legten. Es schien indeß, als hätte dieser Mensch ganz besondere Anfechtungen, indem er sowohl diese Nacht als auch die folgenden Nächte fast keine Stunde lang ruhig da liegen konnte. Oft fuhr er mit ängstlichem Geschrei auf, und wenn ich ihn deswegen befragte, so klagte er über nichts als über schwere Träume, wiewohl man ihn nach und nach sehr abgemattet, und fast an allen Gliedern heftig zittern sah. Jedoch binnen zwei oder drei Wochen erholte er sich ziemlich, so daß er nebst mir für unseren künftigen Lebensunterhalt sehr fleißig arbeiten konnte.

Bei alle dem lebten wir drei Personen in einer dumpfen Beklommenheit, und es hatte das Ansehen, als ob alle unsere vorige Fassung und Geduld, ja unsere ganze Fröhlichkeit mit dem von Leuven begraben wäre. Wir saßen oft etliche Stunden beisammen, ohne ein Wort mit einander zu sprechen; dabei schien es, als wolle immer einer des andern

Gedanken aus den Augen lesen, und dennoch hatte Niemand das Herz, die andere und dritte Person um ihre Herzensmeinung zu fragen. Endlich, nachdem etwa vier Wochen nach des von Leuven Beerdigung verflossen waren, nahm sich Lemelie bei irgend einer Gelegenheit die Freiheit, Concordien insgeheim folgende Erklärung zu thun: „Gnädige Frau, Ihr und ich, wir haben bisher das unglückliche Verhängniß Eures seligen Ehemannes zur Genüge betrauert. Was ist nun aber zu thun? Wir sehen nichts weiter vor uns, als vielleicht noch lange Zeit unserem Schicksal auf dieser Insel uns zu fügen. Ihr seid eine Wittwe, und dazu hoch schwanger. Zu Euren Eltern zurück zu kehren, ist eben so unmöglich als ungeziemend; Ihr müsset folglich einen Mann haben, der Euch bei Ehren erhält. Niemand aber ist für Euch da, als ich und Albert. Da ich nun nicht zweifle, daß Ihr mich als einen Edelmann diesem jungen Laffen, der zumal nur von bürgerlichem Stande ist, vorziehen werdet, so bitte ich um Eures eigenen Besten willen, mir zu erlauben, daß ich die erledigte Stelle eines Gemahls bei Euch ersetzen darf; wir werden dann nicht bloß hier unser Schicksal mit Geduld ertragen, sondern auch in Zukunft höchst vergnügt leben können, wenn wir das Glück haben, daß uns vielleicht ein Schiff von hier ab und zu anderer menschlicher Gesellschaft hin führt." Albert — fuhr er weiter fort — wird sich nicht

den hochmüthigen Gedanken einkommen lassen, unser beider Verbindung zu widerstreben; daher bedenket Euer Bestes in der Kürze, weil ich binnen drei Nächten mit Euch mein eheliches Beilager zu halten und Eure Leibesfrucht gleich als die meinige zu achten entschlossen bin."

Concordia, die aus seinen blitzenden und feurigen Augen nichts Gutes weissagte, bat ihn um Gottes Barmherzigkeit willen, ihr wenigstens eine halbjährige Frist zur Trauer- und Bedenkzeit zu gestatten. Allein der erhitzte Liebhaber wollte hievon nichts wissen, sondern sprach vielmehr mit der größten Vermessenheit: er habe ihre Schönheit lange genug ohne wirklichen Genuß vor Augen gehabt; nunmehr aber, da ihm Niemand als der elende Albert im Wege stehen könnte, sei er nicht gesonnen, sich länger Gewalt anzuthun, und kurz, wofern er ihr nicht Gewalt anthun solle, so müsse sie sich entschließen, ehe noch drei Nächte vergiengen, seine Ehefrau zu werden. Dabei warnte er sie, mir ja nichts davon zu sagen, weil er mich sonst aus dem Wege räumen würde. Die angstvolle Concordia stellte sich nun zwar, als ob sie seinen Drohungen nachgäbe, doch kaum hatte er sich entfernt, so erfuhr ich das ganze Geheimniß. Mein Erstaunen hierüber war unsäglich; doch, ich glaube, eine besondere Kraft des Himmels stärkte mich augenblicklich dermaßen, daß ich ihr den Rath gab, allen seinen Anfällen auf's Aeußerste zu

widerstreben, im Uebrigen sich aber ganz auf meinen Beistand zu verlassen, indem ich von nun an fleißig auf sie Acht haben, und mich eher um mein Leben als sie um ihre Ehre bringen lassen wollte.

Unterdeß war Lemelie drei Tage nach einander lustig und guter Dinge, und ich richtete mich so ganz nach ihm, daß er in meine Person gar kein Mißtrauen setzen konnte. Da indeß die unglückliche Nacht herein brach, in welcher er sein gottloses Vorhaben vollbringen wollte, befahl er mir auf eine recht herrische Art, daß ich mich zur Ruhe legen solle, weil er nebst mir am folgenden Tage eine sehr schwere Arbeit vorzunehmen gesonnen sei. Ich bezeigte ihm zum Scheine Gehorsam, und er wurde dadurch so sicher gemacht, daß er gegen Mitternacht mit Gewalt in Concordiens Kammer eindrang und mit Gewalt auf ihrem Lager Platz nehmen wollte.

Kaum hatten meine aufmerkenden Ohren dies gehört, als ich sogleich in aller Stille aufstand, und einen langen Wortstreit zwischen beiden vernahm; da aber Lemelie allzu heftig wurde, und der jammernden Frau Gewalt anzuthun suchte, während diese Gott und Menschen um Hilfe anrief, stieß ich die Thür ein, und suchte den Bösewicht durch vernünftige Vorstellungen auf bessere Gedanken zu bringen. Doch der Ruchlose sprang auf, ergriff einen Säbel, und ver-

setzte mir einen solchen Hieb über den Kopf, daß mir augenblicklich das Blut über das Gesicht herunter lief. Ich eilte in meine Kammer zurück, und als er mich auch dahin verfolgte und mich umbringen wollte, faßte ich in der Angst meine Flinte mit dem aufgesteckten Stilett, und hielt dieselbe ausgestreckt vor mich hin; mein Mörder aber, der mir inzwischen noch einen Hieb in die linke Schulter beigebracht hatte, rannte sich im Finstern dergestalt selbst hinein, daß das Stilett in seinem Leibe stecken blieb und er damit zu Boden stürzte.

Auf sein schreckliches Brüllen kam die zitternde Concordia aus ihrer Kammer mit dem Lichte gegangen, da wir denn gleich wahrnahmen, wie ihm das Stilett vorn in die Brust hinein und hinten zum Rücken wieder hinaus gegangen war. Gleichwohl suchte er, nachdem er dasselbe herausgezogen und in die linke Hand genommen hatte, mit seinem Säbel entweder Concordien oder mir einen tödtlichen Streich beizubringen. Ich nahm indeß die Gelegenheit wahr, setzte ihm einen Fuß auf die Kehle, band ihm Hände und Füße mit Stricken fest, und ließ ihn so eine Zeitlang liegen. Allein es schien fast, als wäre er in eine wirkliche Raserei verfallen. Denn als mir Concordia meine Wunden, so gut sie konnte, verbunden und das heftige Bluten ziemlich gestillt hatte, stieß er die entsetzlichsten Gotteslästerungen, und gegen uns beide

die häßlichsten Schandreden aus, rief dabei unzählige Male den Satan um Hilfe an, und verschwur sich demselben auf ewig mit Leib und Seele zum Eigenthum, wofern derselbe ihm die Freude machen und seinen Tod rächen wolle.

Ich hielt ihm darauf eine ziemlich lange Strafpredigt, schilderte ihm sein ruchloses Leben mit lebendigen Farben ab, und stellte ihm sein unglückseliges Verhängniß vor Augen, indem er, da er mich zu ermorden getrachtet, sein eigener Mörder geworden, ich aber von Gottes Hand erhalten wäre. Concordia that hiebei ebenfalls das Ihrige, und verwies ihn zuletzt auf wahre Buße und Erkenntniß seiner Sünden; vielleicht, sagte sie, ließe sich die Barmherzigkeit Gottes noch in seiner letzten Todesstunde erweichen, ihm Gnade und Vergebung widerfahren zu lassen. Doch der Bösewicht drückte die Augen fest zu, knirschte mit den Zähnen, und bekam die heftigsten Zuckungen, so daß ihm ein gräßlicher Schaum vor dem Munde stand, worauf er bis zu anbrechendem Tage still liegen blieb, nachher aber mit schwacher Stimme etwas zu trinken forderte. Ich gab ihm einen Trunk von unserem besten Getränk, welches der aus den Palmbäumen gelaufene Saft war. Er schluckte denselben begierig ein, und begann sodann mit matter Stimme: „Was habt Ihr für ein Vergnügen, Herr Albert, mich ferner zu quälen, da ich nicht die geringste Macht habe, Euch ferner Schaden zu thun?

Erzeiget mir die Barmherzigkeit, meine Hände und Füße von den schmerzlichen Banden zu erlösen; ich will Euch sodann ein offenherziges Bekenntniß meiner abscheulichen Missethaten ablegen. Nach diesem aber werdet Ihr mir eine Bitte gewähren und mir durch einen tödtlichen Stoß den wohl verdienten Lohn meiner Bosheit geben, mithin meiner Leibes- und Gewissensqual ein Ende machen. Denn Ihr seid Eurer Rache wegen dazu wohl berechtiget, ich aber will solches noch für eine besondere Gnade der Menschen erkennen, weil ich doch bei Gott keine Gnade und Barmherzigkeit zu hoffen habe, sondern gewiß weiß, daß ich in dem Reiche des Teufels, welchem ich mich schon seit vielen Jahren ergeben, auf ewig verbleiben werde."

Bei diesen seinen letzten Worten sträubten sich uns die Haare zu Berge. Jedoch, nachdem ich alle mir verdächtig scheinenden Sachen auf die Seite geschafft und versteckt hatte, wurden seine Hände und Füße der beschwerlichen Bande entlediget, und der tödtlich verwundete Körper wurde auf eine Matratze gelegt. Er empfand einige Linderung der Schmerzen, wollte aber seine empfangene Wunde weder anrühren noch besichtigen lassen, sondern redete mich und Concordien mit folgenden Worten an:

„Wisset", sagte er, „daß ich aus einem der vornehmsten Geschlechter in Frankreich entsprossen bin, welches ich,

da es an mir einen rechten Greuel aller Tugenden erzeugt hat, nicht einmal namhaft machen will. Ich habe nämlich in meinem achtzehnten Jahre bereits meine Schwester genothzüchtiget, und nachher, da es ihr gefiel, drei Jahre lang Blutschande mit ihr getrieben. Zwei ihrer Leibesfrüchte habe ich sodann ermordet und in Schmelztiegeln als eine besonders kostbare Masse zu Asche verbrannt. Meine Eltern entdeckten endlich unser abscheuliches Wesen, und wollten eine Untersuchung über unsern Lebenswandel anstellen; doch da ich Alles noch bei guter Zeit erfuhr, so wurden sie beide in einer Nacht durch beigebrachtes Gift in die andere Welt geschickt. Hierauf wollte meine Schwester und ich als Eheleute unter verwechseltem Namen nach Spanien oder England gehen. Allein eine andere Buhlerin zog unterdeß meine sinnlichen Begierden von meiner Schwester ab und auf sich, weswegen meine um Ehre, Gut und Gewissen betrogene Schwester sich nebst ihrer dritten Leibesfrucht, die sie trug, selber ermordete, den Gerichten aber ein offenherziges Geständniß meiner und ihrer Schand- und Mordthaten schriftlich hinterließ. Ich hatte kaum so viel Zeit, um mit meiner neu erwählten Buhlerin und etlichen Kostbarkeiten mich unter verstellter Kleidung und verändertem Namen aus dem Lande fortzumachen." — —

Hier wollte dem Bösewicht auch seine eigene schändliche

Zunge den Dienst versagen. Zu seiner Stärkung reichte ich ihm indeß noch einen Becher Palmensaft, worauf er seine Rede folgendermaßen fortsetzte:

„Ich weiß und merke," fuhr er fort," daß ich nicht eher sterben kann, bis ich auch den sterblichen Menschen den größten Theil meiner schändlichen Lebensgeschichte offenbaret habe. Wisset demnach, daß ich in England, wohin ich mit meiner Buhldirne geflüchtet war, nicht allein diese, um ihrer Untreue willen, sondern außer ihr noch neunzehn Personen bloß durch Gift aus der Welt geräumt habe."

„Gleichwohl hatte ich mich am englischen Hofe auf eine ziemlich hohe Stufe des Glücks empor geschwungen, allein mein Ehrgeiz und meine Ausschweifungen stürzten den auf übelm Grunde ruhenden Bau meiner zeitlichen Wohlfahrt gar bald darnieder, so daß ich abermals unter verändertem Namen und in verstellter Kleidung als Bootsknecht arm und elend aus England absegeln mußte."

„Ein besonderes Glück führte mich endlich auf ein holländisches Kaperschiff, und machte nach und nach aus mir einen ziemlich erfahrenen Seemann. Wie ich mich nun durch Giftmischen, Meuchelmord, Verrätherei und andere Ränke allmählig bis zu dem Posten eines Kapitains erhoben, ist wegen der kurzen Frist, die ich noch zu leben habe, unmöglich zu erzählen. Der letzte Sturm, den Ihr nebst mir ausgestanden, hätte

mich beinahe zur Erkenntniß meiner Sünden gebracht; allein der Satan, dem ich mich bereits vor etlichen Jahren mit Leib und Seele verschrieben, hat mich durchaus nicht dahin gelangen lassen, sondern im Gegentheil mein Herz mit immerwährenden Bosheiten erfüllt."

Hier forderte er nochmals einen Trunk Palmensaft, trank, sah hierauf Concordien mit starren Augen an, und sagte:

„Bejammernswürdige Concordia, nehmet den Himmel zu einem Arzte an, indem ich Eure noch nicht einmal geschlossene Herzenswunde von neuem aufreiße und bekenne, daß ich gleich im ersten Augenblick, da Eure Schönheit mir in die Augen gefallen, die verzweifeltsten Anschläge gefaßt, Eurer Person und Liebe theilhaftig zu werden. Mehr als achtmal habe ich noch auf dem Schiffe Gelegenheit gesucht, Euren seligen Gemahl mit Gift hinzurichten; indeß da er nie anders als in Eurer Gesellschaft zu essen und zu trinken pflegte, Euer Leben aber mir allzu kostbar war, so waren meine Versuche stets vergeblich. Oeffentlich habe ich nie mit ihm anzubinden mich getrauet, weil ich wohl merkte, daß er mir an Herzhaftigkeit überlegen; und ihn hinterlistiger Weise zu ermorden, wollte lange Zeit nicht angehen, da ich befürchten mußte, daß Ihr deswegen einen tödtlichen Haß auf mich werfen möchtet. Endlich aber gab mir der

Teufel und meine verruchte Begier bei Gelegenheit den Gedanken ein, Euren seligen Mann von der Klippe herunter zu stürzen."...

Concordia wollte bei Anhörung dieser Beichte ohnmächtig werden; jedoch der kleine Rest einer balsamischen Arznei, den wir noch übrig hatten, nebst meinem zwar ängstlichen, aber doch wirksamen Zureden stärkte sie dermaßen, daß sie das Ende dieser jämmerlichen und entsetzlichen Geschichte mit ziemlicher Gelassenheit vollends anzuhören vermochte.

Lemelie fuhr demnach weiter fort: „Euer Ehemann, Concordia, kam, ein schönes Morgenlied singend, die Klippe herauf gestiegen, und sah, wie ich seitwärts mit der Flinte im Anschlage lag. Er erschrack heftig, ungeachtet ich nicht auf ihn, sondern nach einem mir gegenüber sitzenden Vogel zielte, den er durch seine Ankunft verjagte. Wiewohl mir nun der Teufel sogleich in die Ohren flüsterte, ich möchte diese schöne Gelegenheit, ihn umzubringen, nicht vorbei streichen lassen, so war ich doch noch listiger, warf meine Flinte hin, eilte zu dem von Leuven, umarmte ihn und sagte: Mein edler Freund, ich merke, daß Ihr vielleicht einen bösen Verdacht habt, als ob ich nach Eurem Leben stände; allein, entweder lasset selbigen fahren oder erschießet mich auf der Stelle, denn was ist mir mein verdrießliches Leben ohne Eure Freundschaft auf dieser einsamen Insel

sonst nütze. Von Leuven umarmte und küßte mich hierauf gleichfalls, versicherte mich seiner aufrichtigen und treuen Freundschaft, und fügte allerlei gute Ermahnungen hinzu, wie ich mich in Zukunft tugendhafter und gottesfürchtiger aufführen möchte. Ich schwor ihm alles zu, was er vermuthlich gern von mir hören oder haben wollte, wodurch wir denn dem äußeren Anscheine nach auf einmal die besten Freunde wurden. Unter den vertraulichsten Gesprächen lockte ich ihn unvermerkt auf den obersten Gipfel des Felsen, und zwar unter dem Vorwande, als ob ich ein von fern kommendes Schiff erblickte. Als nun der hocherfreute von Leuven, um dasselbe zu sehen, auf die von mir bezeichnete gefährlichste Stelle kam, stürzte ich ihn mit einem einzigen Stoße und zwar an einer Seite herab, wo ich wußte, daß er sich augenblicklich zerschmettern mußte. Nachdem ich seines Todes völlig versichert war, gieng ich mit Zittern zurück, weil mir die Worte des von ihm gesungenen Morgenliedes:

Nimmst du mich, Gott, in deine Hände,
So muß gewiß mein Lebensende
Den Meinen auch zum Trost gedeihn,
Es mag gleich schnell und kläglich sein,

gar nicht aus den Gedanken kommen wollten, bis der Teufel und meine unzüchtigen Begierden mir von neuem Muth

und Regeln wegen meines ferneren Verhaltens eingaben. Jedoch — fuhr er mit seufzender und heiserer Stimme fort — meine gottes- und ehrvergessene Aufführung kann Euch davon besser und nachdrücklicher überzeugen, als mein beschwerliches Reden. Und Euch, Herr Albert, war der Tod ebenfalls längst zugeschworen, insofern Ihr meinem Vergnügen hinderlich sein und mir nicht als einem Befehlshaber gehorchen würdet. Das Verhängniß indeß hat es anders beschlossen, indem Ihr mich, wiewohl wider Euern Willen, tödtlich verwundet habt. Ach, machet deshalb meiner zeitlichen Marter ein Ende, rächet Eure Freunde und Euch selbst, und schaffet mich durch den letzten Todesstich nur bald in das für meine Seele bestimmte Quartier; denn bei Gott ist für dergleichen Sünder, als ich bin, weder Gnade noch Barmherzigkeit zu hoffen." —

Bei diesen Worten blieb er still liegen. Concordia und ich setzten allen unsern anderweitigen Jammer bei Seite, und suchten Lemelie's Seele durch die trostreichsten Sprüche aus des Satans Rachen zu reißen; allein seine Ohren waren taub gegen Alles, und ehe wir uns dessen versahen, stach er sich mit einem Messer, das er bei sich verborgen gehabt, in das Herz, und gab unter schrecklichem Brüllen seinen Geist auf. Concordia und ich wußten vor Furcht, Schrecken und übergroßer Betrübniß anfangs nicht, was

wir reden oder thun sollten; indeß nach Verlauf einiger Stunden, als wir wieder etwas zur Besinnung gekommen, schleppte ich den todten Körper bei den Beinen an seinen Ort und begrub ihn ohne weiteres.

Bei meiner Rückkunft fand ich Concordien, meine einzig noch übrige Unglücksgefährtin, in Thränen schwimmend. Ich leistete ihr bei ihrem Weinen und Klagen Gesellschaft, und wir vertieften uns dermaßen in unsere Betrübniß, daß wir den ganzen Tag bis zu einbrechender Nacht ohne Essen und Trinken bloß mit Seufzen, Weinen und Klagen hinbrachten. Endlich, als mir einfiel, daß wir durch unsere unmäßige Betrübniß unser Schicksal nicht verbessern, das höchste Wesen aber dadurch noch mehr zum Zorne reizen könnten, suchte ich Concordien sowohl als mich selbst zur Geduld zu bewegen, und dies gelang mir auch in so weit, daß wir einander zusagten, alle unsere Bekümmerniß dem Himmel anheimzustellen, und mit täglichem fleißigem Gebet und in Gelassenheit zu erwarten, was derselbe ferner über uns verhängen werde.

Wir trockneten demnach unsere Thränen, faßten Muth, nahmen Speise und Trank zu uns, und suchten, nachdem wir mit einander andächtig gebetet und gesungen, ein jedes seine besondere Ruhestelle, obwohl beide in einer und derse-

ben Kammer. Concordia verfiel in einen süßen Schlaf, ich aber konnte wegen meiner heftig schmerzenden Wunden, die in Ermangelung guter Pflaster und Salben bloß mit Leinwand bedeckt und umwunden waren, fast kein Auge schließen. Als ich endlich gegen Morgen etwa eine Stunde geschlummert haben mochte, begann Concordia auf einmal kläglich zu winseln und zu wehklagen. Da ich nun meinte, daß ein schwerer Traum die Ursache davon sei, und daher aufstand, um sie sanft zu ermuntern, richtete sie sich auf einmal in die Höhe und sagte, während ihr große Thränentropfen von den Wangen herabrollten: „Ach, Herr Albert, nun befinde ich mich auf der höchsten Stufe des Elends: Ach, Himmel, erbarme dich meines Jammers! Du weißt ja, daß ich die Unzüchtigkeit und Unkeuschheit Zeit Lebens von Grund der Seele gehasset, und die Keuschheit für mein höchstes Kleinod geschätzt habe. Zwar habe ich mich aus übergroßer Liebe von meinem seligen Ehemann verleiten lassen, mit ihm aus dem Hause meiner Eltern zu entfliehen; doch du hast mich ja dafür hart genug gestraft. Indeß, gerechter Himmel, zürne nicht über meine unbesonnenen Worte. Ist's noch nicht genug, nun so strafe mich ferner hier zeitlich, aber nur nicht ewig."

Hierauf rang sie auf's heftigste die Hände, so daß ihr der Angstschweiß über das Gesicht herabrann; ja sie winselte,

schrie und wand sich auf dem Lager wie ein armer Wurm.

Ich wußte vor Angst, Schrecken und Zittern nicht, was ich reden oder wie ich mich geberden sollte, weil ich nicht anders denken konnte, als daß Concordia vielleicht noch vor Tages Anbruch das Zeitliche segnen, mithin mich als den elendesten Menschen allein auf dieser Insel zurücklassen werde. Diese traurigen Vorstellungen nebst ihren kläglichen Geberden rührten mich so heftig, daß ich auf Kniee und Angesicht zu Boden fiel und so inbrünstig Gott anrief, daß es fast das Ansehn hatte, als wollte ich den Allmächtigen mit Gewalt zwingen, sich Concordiens und meiner zu erbarmen.

Unterdeß war dieselbe ganz still geworden, weshalb ich voll Furcht und Hoffnung aufstand, in der Erwartung, sie entweder in einer Ohnmacht oder wohl gar todt anzutreffen. Doch zu meinem Troste lag sie in ziemlicher Linderung, wiewohl sehr ermattet, da, nahm und drückte meine Hand, legte dieselbe auf ihre Brust, und sagte unter heftigem Herzklopfen: „Es ist anders, Herr Albert, daß Eure und meine Tugend von der göttlichen Vorsehung auf eine harte Probe gestellt wird. Wisset nämlich, mein einziger Freund und Beistand auf dieser Welt, daß ich in Kindesnöthen liege. Auf Euer herzliches Gebet hat mir der Höchste einige Linderung gewährt; ich glaube, daß ich bloß um Euretwillen noch nicht sterben werde. Allein ich bitte Euch um Gottes

Barmherzigkeit willen, gebet jetzt bloß Eurer Züchtigkeit und Keuschheit Gehör."

Ich legte meine linke Hand auf ihre Brust, hob die rechte in die Höhe, und sagte: „Liebste Concordia, ich schwöre Euch hiemit einen Eid, daß ich zwar Eure schöne Person unter allen Frauenzimmern auf der Welt am höchsten achte und liebe, Euch auch stets zu achten und zu lieben gedenke, doch in allen Ehren und bloß Eurer Tugenden wegen. Ich verspreche Euch daher, so lange wir beisammen sein werden, Euch in Allem treulich beizustehen, jeden Gedanken an eine etwanige Verehelichung mit Euch zu unterdrücken, und endlich alle Bemühung anzuwenden, um Euch mit der Hälfte unserer Schätze dahin zu schaffen, wohin es Euch belieben wird. Verlasset Euch sicher auf mein Versprechen, worüber ich Gott und alle Engel zu Zeugen anrufe; fasset einen frischen Muth und ein fröhliches Herz. Uebrigens habe ich das feste Vertrauen, der Himmel werde Euch Eure Entbindung glücklich überstehen lassen, und Euch mir zum Beistande gesund und vergnügt am Leben erhalten. Befehlet mir nunmehr ohne Scheu, was ich zu Eurem Nutzen etwa thun oder herbei schaffen soll."

Die edle Frau küßte vor Rührung meine Hand, versicherte mich, daß sie auf meine Redlichkeit völliges Vertrauen setze, und bat, daß ich draußen vor der Kammer ein Feuer

anmachen, und sowohl warmes als kaltes Wasser bereit halten möchte, weil sie mit göttlicher Hilfe sich einer baldigen Entbindung versehe. Ich eilte, so schnell als möglich, ihrem Verlangen Genüge zu leisten. Sobald Alles in Bereitschaft war, und ich nach Concordien sehen wollte, fand ich dieselbe in ganz anderer Verfassung, indem sie nämlich allen Vorrath von ihren Betten in der Kammer herum gestreuet, sich mitten in der Kammer auf ein Unterbette gesetzt, die große Lampe daneben gestellet, und ihr neugebornes Töchterlein in zwei Kissen eingehüllet vor sich liegen hatte, welches seine Ankunft durch ziemliches Schreien zu verstehen gab. Ich war vor Verwunderung und Freude ganz bestürzt, mußte indeß auf Concordiens inständiges Bitten hier zum erstenmal das Amt einer Bademutter verrichten, welches mir auch sehr glücklich von der Hand gieng, indem ich die kleine wohlgebildete Creatur ihrer Mutter ganz rein und schön zurück lieferte.

Unterdeß war der Tag angebrochen, weshalb ich, nachdem Concordia auf ihr ordentliches Lager gebracht worden, und sich noch ziemlich bei Kräften befand, ausgehen, ein Stück Wild schießen, und etliche gute Kräuter zum Zugemüse eintragen wollte, indem unser Speisevorrath fast ganz aufgezehrt war. Doch sie bat mich, noch eine Stunde zu verziehen, und erst das Allernöthigste, nämlich die heilige

Taufe ihres jungen Töchterleins zu besorgen, da man ja nicht wüßte, wie bald eine solche zarte Creatur vom Tode übereilt werden könnte. Ich fand ihre Fürsorge wohl begründet, und nachdem wir uns wegen dieser christlichen Handlung hinlänglich verabredet, vertrat ich die Stelle eines Priesters, taufte das Kind nach Anweisung der h. Schrift, und legte ihm den Namen seiner Mutter Concordia bei.

Hierauf gieng ich mit meiner Flinte, wiewohl sehr taumelnd, matt und kraftlos aus, und da mir gleich über unserm neu gemachten Damme ein ziemlich starker und feister Hirsch begegnete, setzte ich für diesmal meine sonstige Barmherzigkeit bei Seite, gab Feuer, und traf denselben so glücklich in die Brust, daß er sogleich auf der Stelle liegen blieb. Allein dies große Thier kostete mich noch vielen Schweiß, ehe ich es an Ort und Stelle bringen konnte. Indeß, da die Wöchnerin und ich selbst gute Kraftsuppen und andere gesunde Kräuterspeisen sehr nöthig hatten, so ward mir alle Arbeit leicht, und da ich also kein langes Federlesen machte, so war in der Mittagsstunde schon eine gute stärkende Mahlzeit fertig, welche Concordia und ich mit bewundernswürdigem und ungewöhnlichem Appetite einnahmen.

Jedoch, meine Freunde, — unterbrach hier Albert seine Erzählung — ich merke, daß ich mich diesen Abend bei meiner Erzählung etwas länger als sonst aufgehalten habe, in-

dem sich meine müden Augen nach dem Schlafe sehnen."

Hier brach er ab, mit dem Versprechen, des andern Tages nach unserer Zurückkunft von Johannisraum weiter fortzufahren, worauf wir uns sämmtlich zur Ruhe legten.

---

Am folgenden Morgen gieng unsere Reise in gewöhnlicher Gesellschaft durch den großen Garten über die Brücke des westlichen Flusses auf Johannisraum zu. Diese Pflanzstäte bestand aus zehn Häusern. Die Eigenthümer hatten ein besseres Feld als die in Jacobsraum, doch nicht so häufigen Weinwachs; dagegen, wegen des nahe liegenden großen Sees, den vortrefflichsten Fischfang, herrliche Waldung, Wildpret und Ziegen in großer Menge. Die Bäche daselbst führten ebenfalls häufige Goldkörner, wovon uns eine große Anzahl geschenkt wurde. Wir machten uns hier das Vergnügen, in wohl ausgearbeiteten Kähnen auf dem großen See umher zu fahren, und zugleich mit Angeln, auch mit artigen Netzen, die vom Bast gewisser Bäume gestrickt waren, zu fischen, durchstrichen hierauf den Wald, bestiegen die oberste Höhe des Felsen, und trafen daselbst bei einem wohlgebauten Wachthause zwei Stücke Geschütz an. Etliche Schritt davon erblickten wir ein in den Felsen gehauenes großes Kreuz, worein eine zinnerne Platte gefügt war, deren Inschrift aussagte, daß hier an dieser Stelle Karl

Franz von Leuden durch den treulosen Lemelie vom Felsen herab gestürzt worden sei.

Unser Altvater Albert hatte sich mit großer Mühe auch an diesen Ort bringen lassen, und zeigte uns die Stelle, wo er nunmehr vor neun und siebzig Jahren und etlichen Tagen den Körper seines Vorwirths zerschmettert da liegend angetroffen. Wir erstaunten, als wir die Gefahr betrachteten, in die er sich begeben, um denselben in die Höhe hinauf zu schaffen. Für jetzt indeß war daselbst ein zwar sehr enger, aber doch bequemer Weg bis an die See hinab angelegt, welchen wir hinunter stiegen, und in der Bucht südwestwärts ein ziemlich großes Fahrzeug antrafen, womit die Unsrigen öfters nach einer kleineren Insel hin zu fahren pflegten, die etwa zwei Meilen von der Felseninsel entlegen war, im Umfange aber nicht viel mehr als fünf oder sechstehalb Meilen haben mochte.

Es ward beschlossen, daß wir nächstens das Fahrzeug ausbessern, und eine Spazierfahrt nach der erwähnten kleinen Insel, welche Albert Klein-Felsenburg benannt hatte, vornehmen wollten. Für diesmal aber nahmen wir unseren Rückweg durch Johannisraum, reichten den Einwohnern die gewöhnlichen Geschenke, wurden dagegen von ihnen mit einer guten Mahlzeit bewirthet, die uns, weil das Mittagsmahl nicht ordentlich gehalten worden, trefflich zu statten

kam, nahmen hierauf dankbar Abschied, und kamen diesen Abend etwas später als sonst auf der Albertsburg an. Dessen ungeachtet, und zumal, da Niemand weiter etwas zu speisen verlangte, sondern wir alle uns mit etlichen Schalen Kaffee und einer Pfeife Taback zu behelfen beredet, setzte Albert noch denselben Abend seine Geschichtserzählung in folgender Weise fort:

---

„Ich erzählte gestern, wie wir beiden damaligen Patienten unsere Mahlzeit mit gutem Appetit verzehrten. Concordia befand sich indeß sehr übel darauf, indem sie gegen Abend ein wirkliches Fieber bekam, so daß abwechselnd Frost und Hitze die ganze Nacht hindurch währte. Mir wurde darüber von Herzen angst und bange, und ich empfand meine eigenen Schmerzen lange nicht so heftig, als den Zufall Concordiens.

Von Arzeneien war zwar noch ein Weniges vorhanden, allein wie konnte ich wagen, ihr dies einzugeben, da ich nicht im geringsten wußte, ob ich der Wöchnerin dadurch helfen oder schaden würde. Es war ein großes Versehen van Herrn von Leuven gewesen, daß er sich nicht mit einem ansehnlicheren Vorrath von Arzeneien versorgt hatte; vielleicht mochten auch wohl manche mit verdorben sein; genug, ich wußte die ganze Nacht nichts zu thun, als auf den

Knieen neben Concordien zu sitzen, ihr den kalten Schweiß von Gesicht und Händen zu wischen, dann und wann kühlende Blätter ihr auf Stirn und Arme zu binden, und nächstdem den allerhöchsten Arzt um unmittelbare kräftige Hilfe anzuflehen. Gegen Morgen hatte sie zwar, so wie auch ich, etwa drei Stunden Schlaf, allein die vorige Hitze stellte sich Vormittags desto heftiger wieder ein. Die arme kleine Concordia fieng nunmehr ebenfalls, vermuthlich vor Hunger und Durst, erbärmlich zu schreien an, und verdoppelte unser Herzeleid, indem sie von ihrer Mutter auch nicht einen Tropfen Nahrungssaft erhalten konnte. Ich war bereits auf die Gedanken gekommen, ein paar säugende Ziegen einzufangen; allein diese Thiere waren durch das wiederholte Schießen dermaßen wild, daß sie sich stets auf zwanzig bis funfzig Schritte von mir entfernt hielten, mithin meine dreistündige Bemühung vereitelten, so daß ich bei meiner Zurückkunft beide Concordien in noch traurigerem Zustande antraf, indem sie vor Mattigkeit kaum noch lechzen konnten. Ich wußte kein anderes Mittel, als beiden etwas Palmensaft, mit reinem Wasser vermischt, einzuflößen. Während sie sich nun damit ein wenig erquickten, gab mir der Himmel einen noch glücklicheren Einfall ein. Ich lief nämlich fort, brachte ein ganzes Körblein voll von Früchten, die den europäischen Aprikosen oder Morellen ähn-

lich, doch viel größer sind, schlug die harten Kerne entzwei, und bereitete aus den inwendigen, welche an Annehmlichkeit und Süßigkeit die süßen Mandeln bei weitem übertreffen, auch noch viel gesünder sind, nicht allein eine unvergleichlich schöne Milch, sondern auch ein herrliches Gemüse, mit welchen beiden ich das kleine Würmchen ungemein kräftig stärken und ernähren konnte.

Concordia vergoß theils vor Schmerz und Jammer, theils vor Freude, daß sich einige Nahrung für ihr Kind gefunden, die heißesten Thränen. Sie kostete auf mein Zureden die schöne Milch, und labte sich selber recht herzlich daran; ich aber, sobald ich dies merkte, setzte alle unwichtige Arbeit bei Seite, und that fast nichts weiter, als daß ich dergleichen Früchte in großer Menge eintrug und die Kerne aufschlug. Doch durfte ich nie mehr Milch als auf einen Tag und eine Nacht zubereiten, weil die übernächtige allezeit ihre Kraft und Schmackhaftigkeit verlor.

Sonach fand sich nun nicht allein das Kind vollkommen befriedigt, sondern die Mutter konnte nach vier Tagen sogar dasselbe zu unserer Freude an der eigenen Brust stillen, und am sechsten Tage frisch und gesund das Bette verlassen, auch, wiewohl gegen meinen Rath, allerlei Arbeit mit verrichten helfen. Wir dankten dem Allmächtigen durch Beten und Singen für die augenscheinliche Hilfe, und mein-

ten nunmehr außer aller Gefahr zu sein. Allein die Reihe des Krankliegens kam jetzt an mich. Da ich nämlich meine Wunde am Haupt und die an der Schulter nicht gehörig hatte warten können, so ward dieselbe nach zwölf Tagen dermaßen schlimm, daß mir der Kopf heftig aufschwoll, und den ganzen Körper eine innere Hitze aufs grausamste befiel.

War mein Betragen bei Concordiens Unpäßlichkeit ängstlich und sorgfältig gewesen, so war jetzt wiederum ihre Bekümmerniß größer als die meinige, indem sie mich besser als sich und ihr Kind pflegte und wartete. Meine Wunden wurden mit ihrer Milch ausgewaschen, und mit darein getauchten Tüchlein bedeckt, mein ganzes Gesicht, Hände und Füße aber belegte sie mit eben den Blättern, welche ihr so gute Dienste gethan hatten; daneben suchte sie mich durch die kräftigsten Speisen und Getränke, so nur zu erfinden waren, zu erquicken. Allein zehn Tage hindurch wollte nicht das Geringste anschlagen, ja meine Krankheit schien mehr zu als abzunehmen, welches Concordia, ungeachtet ich mich stärker stellte, als ich war, nur zu wohl merkte, und deshalb vor Herzeleid fast vergehen wollte. Ich bat sie inständig, ihre Betrübniß zu mäßigen, weil ich das feste Vertrauen zu Gott hätte, daß er mich nicht so früh werde sterben lassen; allein sie vermochte ihren Klagen, Seufzern und Thränen nicht Einhalt zu thun. Wollte ich nun, daß

sie des Nachts etwas ruhen sollte, so mußte ich mich zwingen, still zu liegen, und thun, als ob ich fest schliefe, obgleich oft der großen Schmerzen wegen in zweimal vier und zwanzig Stunden kein Schlaf in meine Augen kam. Als ich indeß einst gegen Morgen sehr sanft eingeschlummert war, träumte mir, als ob Don Cyrillo de Valaro vor meinem Bette säße, mich mit freundlichen Geberden bei der rechten Hand anfaßte und zu mir sagte:

„Ehrlicher Albert, sage mir doch, warum Du meine hinterlassenen Schriften zu Deinem eigenen Gebrauch und Nutzen nicht besser untersuchest? Gebrauche doch den Saft von diesem Kraut und der Wurzel, das ich Dir hiermit im Traume zeige, und das so häufig vor dem Ausgange der Höhle wächst. Zugleich sei versichert, daß Dich Gott erhalten und Deine Wunden heilen wird. Uebrigens betrachte meine Schriften in Zukunft etwas genauer, weil sie Dir und Deinen Nachkommen gar manchen Aufschluß geben werden."

Ich fuhr vor Freude im Schlafe auf, und streckte meine Hand nach der Pflanze aus, die mir, wie mich dünkte, von Don Cyrillo vorgehalten wurde, merkte aber sogleich, daß es bloß ein Traum gewesen. Concordia fragte mit weinenden Augen nach meinem Zustande. Ich bat sie, frischen Muth zu fassen, weil mir Gott bald helfen würde;

auch trug ich kein Bedenken, ihr meinen seltsamen Traum völlig zu erzählen. Sie trocknete hierauf ihre Thränen, und sagte:

„Lieber Freund, dies ist gewiß kein bloßer Traum, sondern unfehlbar ein göttliches Gesicht. Hier habt Ihr des Don Cyrillo Schriften, untersuchet dieselben aufs fleißigste. Ich will unterdeß hingehen und vielerlei Kräuter abpflücken. Findet Ihr dasjenige darunter, welches Ihr im Schlafe gesehen zu haben Euch erinnern könnet, so wollen wir dasselbe in Gottes Namen zu Eurer Heilung gebrauchen."

Mein Zustand war ziemlich leidlich. Nachdem sie mir also Don Cyrillo's Schriften nebst einer brennenden Lampe vor mein Lager gebracht und eilig fortgegangen war, fand ich ohne mühsames Suchen diejenigen Blätter, welche von Leuven und ich wenig geachtet, in lateinischer Sprache geschrieben, unter folgender Aufschrift:

„Verzeichniß und Angabe der Mittel, wodurch ich die mir in meinem mühseligen Leben gar oft zugestoßenen Leibesgebrechen und Schäden geheilt habe."

Ich durchlief dasselbe so schnell, als es meine nicht gar so fertige Kenntniß des Lateinischen gestattete, und fand darin die ausführliche Beschreibung von der Gestalt, Eigenschaft und Nutzbarkeit eines gewissen Wundkrautes, dessen

sich Don Cyrillo bei mehreren Verletzungen als Heilmittel bedient, so daß ich fast nicht zweifeln konnte, es müsse eben dasselbe Kraut und die Wurzel sein, welches jener mir im Traume vorgehalten. Während ich darüber nachsann, kam Concordia mit einer ganzen Schürze voll Kräuter von der verschiedensten Art und Gestalt herbei, und erblickte nach einigem Herumwühlen darunter gar bald dasjenige, welches mir Don Cyrillo so wohl schriftlich bezeichnet als auch im Traume gezeigt hatte. Wir richteten daher dasselbe nebst der Wurzel nach seiner Vorschrift zu, machten daneben von etwas Wachs, Schiffspech und Hirschfett ein Pflaster, verbanden damit meine Wunden, und legten das zerquetschte Kraut und die Wurzel nicht allein auf mein Gesicht, sondern fast über den ganzen Leib, wovon sich die schlimmen Zufälle binnen vier oder fünf Tagen gänzlich verloren, so daß ich nach Verlauf zweier Wochen vollkommen heil und gesund wurde.

Nunmehr hatten wir, sowohl ich als Concordia, recht erkennen gelernt, was für ein edles Gut die Gesundheit ist. Als wir daher unser Te Deum laudamus gesungen und gebetet hatten, wurde Rath gehalten, was wir in Zukunft täglich für Arbeit vornehmen müßten, um unsere kleine Wirthschaft in guten Stand zu setzen, damit wir im Fall der Noth sogleich Alles, was wir brauchten, bei der

Hand haben könnten. Tag und Nacht in der unterirdischen, ob zwar sehr bequemen Höhle zu wohnen, wollte Concordien durchaus nicht gefallen. Ich begann daher oben auf dem Hügel neben der schönen Laubhütte ein bequemes Häuslein nebst einer kleinen Küche zu bauen, auch einen kleinen Keller zu graben, in welchem wir unsere Getränke so wie auch das frische Fleisch und andere Sachen vor der großen Hitze verbergen könnten. Demnächst machte ich zum Feierabend an einem abgelegenen Orte für die kleine Tochter eine bequeme, obwohl nicht eben gar zierliche Wiege, worüber meine Hauswirthin, als ich sie ihr unverhofft brachte, eine ungemeine Freude bezeigte, und dieselbe um den größten Goldklumpen nicht vertauscht hätte. Denn das Wiegen gefiel dem kleinen Mägdlein dermaßen wohl, daß wir selber unsere einzige Freude daran sahen.

Unser ganzer Getreidevorrath, welchen wir auf dieser Insel unter den wilden Gewächsen aufgesammelt hatten, bestand etwa in drei Hüten voll europäischen Korns, einem Hut voll Weizen, vier Hüten Gerste, und zwei ziemlich großen Säcken voll Reis, von welchem letzteren wir Mehl stampften, dasselbe durchsiebten und das Kind damit nährten, einen Sack Reis nebst dem übrigen Getreide zur Aussaat sparten. Ueberdies fanden sich auch noch beinahe zwei Hüte voll Erbsen, sonst indeß nichts von bekannten Früch-

ten, desto mehr aber von unbekannten, die mir zwar in Ermangelung des Brotes nach und nach zu unserer Leibesnahrung gebrauchten, deren Namen und vollständigen Nutzen wir aber erst mehrere Jahre nachher von Robert Hülter, dem nachmaligen Ehemanne der kleinen Concordia, erfuhren.

Uebrigens wandte ich damals jeden Morgen früh drei Stunden, und gegen Abend eben so viel, zu Bestellung meiner Aecker an, und zwar in der Gegend, wo jetzt der große Garten ist, weil ich diesen Platz wegen seiner Nähe und Sicherheit vor dem Wilde am geschicktesten dazu hielt. Die übrigen Tagesstunden, mit Ausnahme der heißen Mittagsstunden, die ich zum Lesen und Aufschreiben alles dessen, was uns begegnete, anwandte, machte ich mir anderen Zeitvertreib. Ich verzäunte nämlich einige kleine Plätze, und sperrte die durch List gefangenen Ziegen nebst anderem jungen Wildpret hinein. Concordia reichte denselben allen täglich Speise und Trank; die milchtragenden Ziegen aber machte sie nach und nach so zahm, daß sie sich ihre Milch gutwillig nehmen ließen, die mir nicht allein zur Speise, sondern auch zu Bereitung von Butter und Käse anwendeten, indem ich binnen Monatsfrist etliche zwanzig Stück melkende, halb so viel andere, und neun Stück junges Wildpret eingefangen hatte.

Mit besonderer Freude gedachten wir an unsere künftige Saat und Ernte, weil wir ungemeinen Appetit nach ordentlichem Brote empfanden. Unterdeß aber gebrauchten wir statt desselben die gekochten Wildpretslebern, wozu uns unsere Butter und unser Käse vortrefflich schmeckte.

So brachten wir denn die heißesten Sommermonate ziemlich vergnügt hin, außer in den Augenblicken, wo die erlittenen Trauerfälle uns traurige Rückerinnerungen weckten, die wir indeß stets einer vor dem andern zu verbergen suchten, um unsere kaum verharschten Herzenswunden nicht von neuem aufzureißen, und unser einsames Leben nicht noch mehr zu verbittern.

Mittlerweile schenkte der gütige Himmel uns einen angenehmen Zeitvertreib mit der Weinernte, indem wir ohne die Trauben, deren wir täglich viele verzehrten, wider Vermuthen beinahe zweihundert Kannen Most ausdrückten und zwei ziemlich große Säcke voll getrockneter Trauben sammeln konnten, welches gewiß eine herrliche Sache für unsere Hauswirthschaft war. Unsere Unterthanen, die Affen, schienen hierüber sehr verdrießlich zu sein, indem sie vielleicht selber Liebhaber dieser edlen Frucht sein mochten. Sie hatten auch aus Leichtfertigkeit viel zu Schanden gemacht; doch, als ich mit der Flinte etlichemal blind auf sie Feuer gegeben, erhielt ich sie ziemlich in Gehorsam und Furcht.

Ich weiß nicht, wie es gekommen war, daß Concordia eines Tages einen ziemlich großen Affen, unter einem Baume liegend, angetroffen, welcher das rechte Hinterbein zerbrochen und sich jämmerlich geberdet hatte. Ungeachtet diese Thiere sonst eben nicht in ihrer Gunst standen, so bewog sie dennoch ihr weichherziges Gemüth, das gebrochene Bein desselben mit einem Tuche zu umwinden, ja sogar den armen Patienten in ihren Schooß zu nehmen, und so lange sitzen zu bleiben, bis ich dazu kam und den ganzen Vorfall vernahm. Wir trugen also das Thier in unser Wohnhaus, verbanden ihm das Bein mit Pflastern und Binden, legten es auf ein bequemes Lager, deckten eins von unseren Kopfkissen auf seinen Körper, und giengen dann wieder an unsere Arbeit. Gegen Mittag indeß, als wir zurückkamen, erschrack ich anfangs, als ich zwei alte Affen, die ohne Zweifel die Eltern des Patienten sein mochten, bei demselben erblickte. Ich wußte anfangs nicht, ob ich trauen dürfte oder nicht. Doch da sie sich sehr traurig und demüthig anstellten, näherte ich mich, streichelte dem Kranken sanft das Haupt, sah nach seinem Beine, und fand, daß er unverrückt liegen geblieben war wofür ich ihn nochmals streichelte und mit etlichen guten Früchten speiſ'te. Die beiden alten sowohl als der kranke Affe bewiesen mir ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie mir meine Hände leckten, und mit ihren Vorderpfoten meine

Kleider und Füße sanft streicheltenz auch bezeigten sie sich im übrigen so unterwürfig und klug, daß ihnen fast nichts als die Sprache zu fehlen schien. Concordia kam auch dazu, und fand ein besonderes Vergnügen an der Treuherzigkeit dieser unvernünftigen Thiere. Der Kranke streckte seine Pfote gegen sie aus, als wollte er sie willkommen heißen, und als sie sich ihm näherte, schmeichelte er ihr durch Händelecken und andere Liebkosungen auf eine solche Weise, daß es mit Lust anzusehen war. Die beiden alten liefen hierauf fort, kamen aber gegen Abend wieder, und brachten uns zum Geschenk zwei große Nüsse mit, deren jede fünf bis sechs Pfund wog. Sie zerschlugen dieselben recht behutsam mit Steinen, so daß die Kerne nicht zerstückt wurden, welche sie uns sodann auf eine liebreiche Art überreichten, und sich freuten, als sie aus unseren Geberden merkten, daß uns der angenehme Geschmack derselben behagte. Ob ich nun gleich damals noch nicht wußte, daß diese Früchte Cocosnüsse hießen, sondern es erst später von Robert Hälter erfuhr, so reizte mich doch der Wohlgeschmack derselben an, den beiden alten Affen so lange nachzuschleichen, bis ich endlich an einen Ort kam, wo in einem kleinen Bezirk etwa funfzehn bis achtzehn Bäume standen, die dergleichen Früchte trugen. Allein Concordia und ich waren nicht so lüstern, daß wir alle Nüsse aufgezehrt hätten, sondern wir steckten dieselben

an verschiedenen Orten in die Erde; woher es denn kommt, daß nunmehr auf dieser Insel etliche hundert Cocosbäume anzutreffen sind. Indeß, um wieder auf unsere Affen zu kommen, so will ich bloß noch hinzufügen, daß, ungeachtet der Kranke binnen fünf oder sechs Wochen glücklich geheilt war, dennoch weder er, noch die zwei alten, von uns zu weichen begehrten, sondern vielmehr noch zwei junge mitbrachten, welche fünf sofort sich von ihren Genossen gänzlich absonderten, und sich so anstellten, als ob sie bei uns zu Hause wären.

Die drei erwachsenen Affen machten uns weder Verdruß noch Schaden. Alles, was wir thaten, äfften sie nach, auch trugen sie uns eine Menge der vortrefflichsten Früchte ein, schleppten das von mir klein gespaltene Holz nach der Küche, wiegten abwechselnd unser Kind, holten in den ihnen angehängten Gefäßen Wasser; kurz, sie machten unverdrossen alle unsere Arbeit mit, so daß uns dieses unser Hausgesinde, welches sich überdies selbst beköstigte, nicht allein viele Erleichterung, sondern auch durch ihre possirlichen Streiche manche vergnügte Stunde gewährten. Nur die zwei jüngsten richteten zuweilen aus Frevel mancherlei Schaden und Unheil an. Da wir indeß zu unserer Verwunderung bemerkten, daß sie deshalb von den zwei alten mit Geberden und Geschrei recht ordentlich bestraft, ja oft sogar

geschlagen wurden, vergriffen wir uns nur selten thätlich an ihnen; wenn es aber doch geschah, so demüthigten sie sich vor uns wie die zahmen Hunde, ohne daß die alten sich darüber ereifert hätten.

Gleichwohl hegte ich immer noch ein geheimes Mißtrauen gegen dies, so treu sich stellende, halb vernünftige Hausgesinde. Daher baute ich für sie einen geräumigen festen Stall mit einer starken Thüre, bereitete für jeden Affen eine bequeme Lagerstäte, nebst einem Tische, Bänken, ingleichen allerlei Spielwerk, und verschloß unsere Bedienten darein, nicht allein des Nachts, sondern auch bei Tage, so oft es uns beliebte.

Sobald ich gewahr wurde, daß die Sonne mit ihren heißen Strahlen etwas nachließ, und mehr Regenwetter einfiel, bestellte ich mit Concordiens treuer Hilfe unser Feld nach Don Cyrillo's schriftlicher Anweisung auf's sorgfältigste, und behielt von jeder Getreideart für den äußersten Nothfall, wenn alles ausgesäete verderben sollte, nur etwas weniges zurück. Vom Reis aber, womit ich zwei große Aecker bestellet, behielten wir dennoch zwei gute Scheffel übrig.

Hierauf hielten wir es für rathsam, uns auf den Winter gefaßt zu machen. Deshalb schoß ich einiges Wildpret, und wir salzten dasselbe nebst dem eingeschlachteten Ziegenfleische ein, wobei uns sowohl die alten als die jungen Af-

sen gute Dienste thaten, indem sie das in den Stephansraumer Salzbergen ausgehauene Salz auf ihren Rücken bis in unsere unterirdischen Höhlen tragen mußten. Demnächst schleppten wir einen großen Haufen Brennholz zusammen, baueten einen Kamin in unserem Wohnhause auf dem Hügel, trugen zu den bereits eingesammelten Früchten noch viele Kräuter und Wurzeln ein, die theils eingemacht, theils in Sand verscharrt wurden, und, kurz zu sagen, wir hatten uns dergestalt angeschickt, als ob wir den allerhärtesten Winter in Holland oder anderen noch viel kälteren Ländern abzuwarten hätten.

Allein wir hatten uns vergebliche Sorge, Mühe und Bangigkeit gemacht. Denn nachdem unser Herbst, der fast einem holländischen Sommer gleich kam, verstrichen war, so trat ein Winter ein, den man mit gutem Recht einen warmen und angenehmen Herbst hätte nennen können. Oft zwar fiel ein ziemlicher Nebel und Regenwetter ein, allein von durchdringender Kälte, Schnee oder Eis spürten wir fast gar nichts; der grasige Boden blieb immer grün, und die von der guten Concordia zusammengetragenen Heuhaufen dienten zu nichts, als daß wir sie nachher den Affen preisgaben, da sie doch nebst vielen aufgetrockneten Baumblättern unserem eingefallten Viehe zur Winternahrung bestimmt gewesen waren. Unsere Saat war auch Herzenslust aufgegangen,

und die meisten Bäume veränderten sich fast nicht; diejenigen aber, so ihre Blätter verloren, waren noch nicht einmal völlig entblößt, als sie schon wieder frische Blätter und Blüthen trieben. So wurde es denn wieder Frühling, während wir noch immer auf den Winter harreten, und wir mußten die Wunderhand Gottes in dieser schönen Gegend mit staunender Verwunderung anerkennen.

Dieser ganze Wechsel war uns darum so wunderbar gewesen, weil wir das heilige Weihnachtsfest fast mitten im Sommer, Ostern im Herbste, wenige Wochen nach der Weinlese, und Pfingsten in dem sogenannten Winter gefeiert hatten. Doch da ich in meinen Schuljahren etwas Weniges in den Landkarten und auf dem Globus gelernet, auch unter des Herrn von Leuven hinterlassenen Landkarten und Büchern Einiges fand, was mir weitere Auskunft gab, so konnte ich mich nicht allein sehr bald in diese Veränderung schicken, sondern auch Concordien darüber belehren, und meine Tagebücher oder Calender auf viele Jahre im voraus machen.

Wiewohl nun bei uns nicht der geringste Mangel an Lebensmitteln oder anderen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten vorhanden war, so konnte ich doch nicht müßig sitzen, sondern legte einen geräumigen Küchengarten an, und versetzte in denselben verschiedene Pflanzen und Wurzeln, die

wir theils aus Don Cyrillo's Beschreibung, theils aus eigener Erfahrung als die annehmlichsten und nützlichsten erkannt hatten, um dieselben je nach unserem Verlangen sogleich bei der Hand zu haben. Demnächst legte ich mich sehr auf das Pfropfen und Versetzen junger Bäume, brachte die Weinreben in bessere Ordnung, machte etliche Fischkästen, setzte allerhand Arten von Fischen hinein, um dieselben, so oft wir Lust hatten, gleich herausnehmen zu können, bauete Schuppen und Ställe für das eingefangene Wildpret und die Ziegen, zimmerte Freßtröge, Wasserrinnen und Salzlecken für diese Thiere, kurz ich verfuhr wie ein guter Hauswirth, der Zeit Lebens auf dieser Insel zu bleiben sich vorgenommen hätte.

Concordia, obwohl sie mir bei diesem allem wenig helfen durfte, daß unterdeß im Hause nie müßig, sondern nähte für sich, ihre kleine Tochter und mich allerlei nöthige Kleidungsstücke; denn wir hatten in den auf den Sandbänken angelandeten Ballen viel Tuch, Seidenzeug und Leinwand gefunden, so daß wir für uns und wohl noch zwanzig andere Personen auf Lebenszeit zur Nothdurft Kleider daraus verfertigen konnten. Zwar hatte das eingedrungene Seewasser an mehreren Tüchern und seidenen Zeugen die Farbe ziemlich verändert, doch da wir alles sehr bald an der Sonne getrocknet hatten, so verlor es nur wenig an Haltbarkeit, und

um die Schönheit kümmerten wir uns um so weniger, da Concordia das Schlimmste zuerst verarbeitete, und das Beste bis auf künftige Zeiten versparen wollte, wir aber der Mode wegen einander nichts vor übel hielten.

Unsere Saatfelder standen zu gehöriger Zeit in erwünschter Blüthe, so daß wir unsere Freude daran sahen; allein die fremden Affen gewöhnten sich sehr stark dahin, tummelten sich darin herum, und machten vielen Schaden. Da nun unsere Hausaffen merkten, daß mich dieß gewaltig verdroß, und daß ich die Frevler mit Steinen und Prügeln verfolgte, waren sie täglich auf der Hut, und wagten es sogar, ihre eigenen Kameraden und Geschlechtsverwandten mit Steinen zu werfen. Diese wichen zwar anfangs einige Male, kamen aber eines Tages in ziemlicher Anzahl wieder, und fiengen mit unseren treuen Hausdienern einen förmlichen Krieg an. Ich gewahrte dies von ferne, lief geschwind zurück, und holte aus unserer Wohnung zwei geladene Flinten, näherte mich wieder dem Kampfplatze, und wurde gewahr, daß einer von den unseren, die mit rothen Halsbändern bezeichnet waren, stark verwundet am Boden lag. Sogleich gab ich zweimal nach einander Feuer, und streckte drei Feinde zu Boden, worauf sich die ganze feindliche Partei auf die Flucht begab, während meine vier übrigen Affen unbeschädigt zurückkehrten, und den beschädigten Alten mit traurigen Ge-

berden mir entgegen trugen, welcher auch, noch ehe wir unsere Wohnung erreichten, an seiner tödtlichen Hauptwunde starb.

Es war das Weiblein von den zwei ältesten, und ich kann nicht sagen, wie sehr der verwittwete Affe und die vermuthlichen Kinder sich über diesen Todesfall betrübt erzeigten. Ich gieng nach unserer Behausung, erzählte der Concordia, was vorgefallen war, und diese ergriff nebst mir ein Grabscheit, um ein Loch zu machen, worin wir die auf dem Bette der Ehren verstorbene Affin begraben wollten; allein wir trafen bei unserer Dahinkunft Niemanden an, sondern sahen von ferne, wie die Leiche von den vier Leidtragenden in den Westfluß geworfen wurde. Wir kehrten daher wieder um, und sahen bald nachher, wie unsere noch übrigen vier Diener ganz betrübt in ihren Stall giengen, worin sie beinahe zweimal vier und zwanzig Stunden ohne Essen und Trinken still liegen blieben, nachher aber ganz freudig wieder heraus kamen, und nachdem sie tüchtig gefressen und getrunken, ihre vorige Arbeit verrichteten. Mich ärgerte diese Begebenheit dermaßen, daß ich die fremden Affen täglich mit Feuer und Schwert verfolgte, und dieselben binnen Monatsfrist in die Waldung hinter den großen See vertrieb, so daß sich kein einziger mehr in unserer Gegend sehen ließ. Mithin konnten wir nebst unseren Hausdienern in guter Ruhe leben.

Unterdeß war uns ein ganzes Jahr auf der Insel verstrichen. Um Concordien, die durch die Wiederkehr unseres Trauertages höchst niedergeschlagen worden war, etwas aufzumuntern, gieng ich fast täglich mit ihr, indem sie ihr Kind in ihrem Mantel trug, durch den Felsengang an die See spazieren, wohin wir seit etlichen Monaten nicht gekommen, erblickten aber mit nicht geringer Verwunderung, daß uns die Wellen einen starken Vorrath von allerlei eingepackten Waaren und zerscheiterten Schiffsstücken zugeführt hatten. Ich faßte sogleich den Vorsatz, Alles auf unsere Insel zu schaffen; allein, da mir ganz unverhofft ein in ziemlicher Weite vorbeifahrendes Schiff vor die Augen kam, so gerieth ich auf einmal ganz außer mir, und sobald sich mein Geist wieder etwas erholte, fieng ich an zu schreien, zu schießen und mit einem Tuche zu winken. Diese mühsame und vergebliche Anstrengung trieb ich so lange, bis sich gegen Abend sowohl das vorbeifahrende Schiff als auch die Sonne aus unserem Gesicht verlor, worauf ich meines Theils ganz verdrüßlich und betrübt zurückkehrte, voll verwirrter Gedanken, unterwegs aber mit Concordien kein Wort redete, bis wir wieder in unserer Behausung anlangten, wo sich unsere fünf Affen als Wächter vor die Thür gelagert hatten.

Concordia bereitete die Abendmahlzeit. Wir speiseten und kamen hierauf in ein Gespräch, woraus ich abnehmen

konnte, daß sie sich wenig oder gar nicht um das vorbeigefahrene Schiff kümmerte, auch größere Lust bezeigte, auf dieser Insel zu sterben, als sich in den Schutz fremder und vielleicht roher Menschen zu begeben. Ich hielt nun zwar ihr, als einer furchtsamen und schwachen Frau, die zumal ihres unglücklichen Schicksals halber einen Ekel gegen jede fernere Lust gefasset, dergleichen Gedanken zu gute, mit mir indeß verhielt es sich ganz anders. Und was habe ich eben Ursache, meine damaligen natürlichen Neigungen zu verleugnen. Ich war ein junger, starker und fast zwanzigjähriger Mensch, der Geld, Gold, Edelsteine und andere Güter in großem Ueberfluß besaß, und also gar wohl eine Frau ernähren konnte; allein Concordien hatte ich einen feierlichen Eid geschworen, daß ich ihr durch Liebesanträge nicht beschwerlich fallen wolle, merkte auch überdies, daß sie ihren seligen Ehemann noch im Tode herzlich liebte. Auf die kleine Concordia aber zu warten, schien mir gar zu langweilig, obgleich dieselbe ein vollkommenes Ebenbild ihrer schönen Mutter darstellte. Wer kann mir es also verdenken, daß meine Sehnsucht nach der Gesellschaft anderer ehrlichen Leute so groß war, um mich unter ihnen in guten Stand zu setzen, und mir eine tugendhafte Ehegattin auslesen zu können.

Es verging mir daher damals fast alle Lust zur Arbeit, und ich verrichtete selbst die allernöthigste, so zu sagen, nur

gezwungener Weise. Dagegen brachte ich täglich die meisten Stunden auf der Felsenhöhe gegen Norden zu, machte daselbst ein Feuer an, das bei Tage stark rauchen und bei Nacht hell brennen mußte, damit das eine oder andere vorbeifahrende Schiff bei uns anzulanden gereizt würde, wandte dabei meine Augen beständig nach der offenen See hin, und versuchte zum Zeitvertreibe, ob ich auf der von Lemelie hinterlassenen Zither für mich selber das eine oder andere Lied könne spielen lernen, welches mir denn auch in kurzer Zeit dermaßen glückte, daß ich fast alles, was ich sang, auch zugleich ganz wohltönend mitspielen konnte.

Concordia ward über dieses mein Benehmen ziemlich unruhig und niedergeschlagen, allein ich vermochte weder meine Sehnsucht zu verbannen, noch auch konnte ich es über das Herz bringen, ihr meine Gedanken zu offenbaren. So lebten wir denn beiderseits in einem heimlichen Mißvergnügen und verborgenen Kummer, begegneten dennoch aber einander, nach wie vor, mit aller ehrerbietigen, tugendhaften Freundschaft und Dienstwilligkeit, ohne zu fragen, was uns beiderseits auf dem Herzen läge.

Unterdeß war die Erntezeit heran gerückt und unser Getreide vollkommen reif geworden. Wir machten uns daher an's Werk, schnitten das Getreide ab, und brachten es mit Hilfe unserer getreuen Affen bald in große Haufen. Eben

dieselben mußten uns auch fleißig dreschen helfen, worauf wir unseren eingeernteten Segen an Reis, Korn, Weizen, Gerste und Erbsen in Säcke und Gefäße einschütteten und aufbewahrten.

Dessen ungeachtet ward meine schwermüthige Sehnsucht nach dem, was einmal in meinem Herzen Wurzel gefaßt hatte, dadurch nicht vermindert, ich blieb tiefsinnig, und Concordiens liebreiche und freundliche Reden und Geberden machten meinen Zustand nur immer gefährlicher. Dennoch blieb ich bei dem Vorsatze, ihr den geleisteten Eid unverbrüchlich zu halten, und eher zu sterben, als ihr meine Liebe zu ihrer Person zu entdecken.

Um eben diese Zeit hatten wir einen grausamen Schrecken. Da nämlich eines Tages Concordia nebst mir und den Affen beschäftigt war, etwas Korn zu stoßen und eine Probe von Mehl zu machen, gieng sie einmal in unsere Wohnung, um nach dem Kinde zu sehen, welches wir in seiner Wohnung schlafend verlassen hatten. Doch bald kam sie mit kläglichen Geberden wieder zurück, und berichtete, daß das Kind nicht mehr vorhanden, sondern aus der Wiege gestohlen sei, indem sie die mit einem hölzernen Schloß verwahrte Thür eröffnet gefunden, sonst aber in der Wohnung nichts vermißt habe, als das Kind und dessen Kleider. Mein Erstaunen darüber war unbeschreiblich. Ich lief selbst mit dahin, und fand un-

seren Verlust leider nur zu sehr bestätigt. Wir rangen die Hände, stellten uns wie verzweifelt, schrien, jammerten, und riefen das Kind bei seinem Namen; allein da war weder Stimme noch Antwort zu hören, und unser eifriges Suchen auf und um den Hügel unserer Wohnung war fast drei Stunden lang vergebens. Doch endlich, da ich von fern die Spitze eines großen Heuhaufens sich bewegen sah, gerieth ich plötzlich auf den Gedanken, ob vielleicht der eine von den jüngsten Affen unser Töchterlein da hinauf getragen hätte, und fand, nachdem ich auf einer angelegten Leiter hinauf gestiegen, mich nicht betrogen. Das Kind und der Affe speisten nämlich mit einander frisches Obst, und trieben dabei allerlei lächerliche Possen. Allein, sobald das verwegene Thier mich gewahr wurde, nahm es das Kind zwischen seine Vorderpfoten, und rutschte mit demselben auf der andern Seite des Haufens herunter, worüber ich vor Schrecken fast von der Leiter gestürzt wäre. Indeß war die Sache noch glücklich abgegangen. Denn als ich mich umsah, lief der Kinderdieb mit seinem Raube aufs eiligste nach unserer Behausung, hatte, als ich ihm dahin nachfolgte, bereits das fromme Kind eben so geschickt aus- als früher angezogen, dasselbe in seine Wiege gelegt, saß dabei und wiegte es mit so ernsthaften Mienen ein, als ob er kein Wasser getrübt hätte.

Ich wußte, theils vor Freuden, theils vor Grimm,

nicht sogleich, was ich mit dem Frevler beginnen sollte. Mittlerweile kam Concordia, welche die ganze Comödie ebenfalls von ferne mit angesehen, mit Zittern und Zagen herbei, indem sie nicht anders meinte, als es würde dem Kinde ein Unglück oder Schaden zugefügt sein; da sie es aber besichtigte, und es nicht allein frisch und gesund, sondern auch guten Muthes fand, so gaben wir uns endlich zufrieden. Wiewohl ich beschlossen hatte, daß der leichtfertige Affe seinen Frevel durchaus mit dem Leben büßen sollte, so wollte doch Concordia aus Barmherzigkeit darin nicht willigen, sondern bat, daß ich es bei einer harten Leibeszüchtigung bewenden lassen möchte, welches denn auch geschah, indem ich ihn mit einer großen Ruthe von oben bis unten dermaßen peitschte, daß er sich etliche Tage lang nicht rühren konnte, welches so viel fruchtete, daß er fernerhin seine freveln Streiche unterließ. Von nun an schien es uns, als ob uns die kleine Concordia noch weit lieber geworden wäre, als zuvor, zumal da sie allein zu laufen und verschiedene Worte zu lallen anfieng; und dies kleine Kind vermochte bisweilen sogar meinen innern Kummer auf eine Weile, wenn auch nicht für immer, zu verscheuchen.

Nachdem wir einen ziemlichen Vorrath von Reis- Rocken- und Weizenmehl durchgesiebt und zum Backen brauchbar gemacht; ich aber einen kleinen Backofen erbauet, worin

auf einmal zehn bis zwölf drei- oder vierpfündige Brote gebacken werden konnten, und Concordia die erste Probe ihrer Bäckerei zu unserer größten Freude und Erquickung abgelegt hatte, konnten wir uns an dieser trefflichen Speise kaum satt sehen und essen. Dessen ungeachtet verfiel ich von neuem in meine angewöhnte Melancholie, ließ viele Arbeitsstücke liegen, die ich sonst mit Lust vorzunehmen gewohnt gewesen, nahm anstatt dessen in den Nachmittagsstunden meine Flinte und Zither, und stieg auf die Nordfelsen-Höhe, wohinauf ich mir einen ganz ungefährlichen Weg gebahnt hatte.

Am h. drei Königs Tage des Jahres 1648 war ich Mittags nach verrichtetem Gottesdienste so eben wieder im Begriff, dahin zu steigen, als Concordia, die es gewahr wurde, lächelnd zu mir sagte: „Herr Albert, ich sehe daß Ihr spazieren gehen wollet, nehmet mir nicht übel, wenn ich Euch bitte, Eure kleine Pflegetochter mitzunehmen, denn ich habe mir eine kleine nöthige Arbeit vorgenommen, wobei ich von ihr nicht gern gehindert sein möchte. Saget mir aber, wo Ihr gegen Abend anzutreffen seid, damit ich Euch nachfolgen und dieselbe dann zurücktragen kann." Ich erfüllte ihr Begehren mit größter Gefälligkeit, nahm meine kleine Schmeichlerin, die eben so gern bei mir als bei ihrer Mutter blieb, auf den Arm, versah mich mit einer Flasche Palmensaft und etwas übrig gebliebenem Weihnachtskuchen,

hieng mir meine Zither und meine Flinte auf den Rücken, und stieg so beladen den Nordfelsen hinauf. Oben angelangt, gab ich dem Kinde einige Tändeleien zum Spielen, stützte einen Arm unter den Kopf, sah auf die See, und hieng den unruhigen Gedanken über mein Schicksal lange nach. Endlich ergriff ich die Zither und sang etliche Lieder darein, welche ich theils zu Ausschüttung meiner Klagen, theils zur Gemüthsberuhigung aufgesetzt hatte. Da indeß die kleine Schmeichlerin über dieser Musik sanft eingeschlafen war, legte ich, um sie nicht zu stören, die Zither beiseite, zog Bleifeder und Papier aus meiner Tasche, und setzte mir ein neues Lied folgenden Inhalts auf:

Ach, hätt' ich nur kein Schiff erblickt,
So wär' ich länger ruhig blieben,
Mein Unglück hat es hergeschickt,
Und mir zur Qual zurück getrieben.
Verhängniß! willst du dich denn eines reichen Armen
Und freien Sclaven nicht zu rechter Zeit erbarmen?

Soll meiner Jugend beste Kraft
In dieser Einsamkeit ersterben?
Ist das der Keuschheit Eigenschaft?
Will mich die Tugend selbst verderben?

So weiß ich nicht, wie man die lasterhaften Seelen
Mit größrer Grausamkeit und Marter sollte quälen.

Ich liebe, ach, und sag' es nicht,
Denn Eid und Tugend heißt mich schweigen;
Mein tief verdecktes Liebeslicht
Darf seine Flamme gar nicht zeigen,
Dem Himmel selbsten ist mein Lieben nicht zuwider,
Doch Schwur und Treue schlägt den Hoffnungsbau darnieder.

Concordia, du Wunderbild,
Man lernt an Dir die Eintracht kennen;
Doch, was in meinem Herzen quillt,
Muß ich in Wahrheit Zwietracht nennen.
Ach, ließe mich das Glück mit Dir vereinigt leben,
Wir würden nimmer mehr in Haß und Zwietracht schweben.

Doch bleib' in Deiner stillen Ruh,
Ich suche diese nicht zu stören;
Mein einz'ges Wohl und Weh bist Du,
Allein ich will der Sehnsucht wehren,
Weil Deiner Schönheit Pracht für mich zu kostbar scheinet,
Und weil des Schicksals Schluß mein Wünschen mir verneinet.

Ich gönne Dir ein beßres Glück,
Verknüpft mit noch weit höh'rem Stande.
Führt uns der Himmel nur zurück
Nach unserm werthen Vaterlande,
So wirst Du letztlich noch dies harte Schicksal loben,
Ist gleich für Deinen Freund ein schlecht'res aufgehoben.

Nachdem unterdeß meine kleine Pflegetochter aufgewacht, und von mir mit etwas Palmsaft und Kuchen gelabt worden war, bezeigte sie ein kindliches Verlangen, den Klang meiner Zither noch ferner zu hören. Deshalb nahm ich dieselbe wieder auf, studirte eine Melodie auf das von mir gemachte Lied aus, und wiederholte diesen Gesang binnen etlichen Stunden so oft, bis ich alles fertig auswendig singen und spielen konnte.

Hierauf nahm ich das kleine, angenehme Kind in die Arme, drückte es an meine Brust, küßte es vielmal, und sagte im größten Liebesaffekt ungefähr folgende Worte ganz laut: „Ach, Du allerliebster kleiner Engel, wollte doch der Himmel, daß Du bereits eine Mandel-Jahre älter wärest, vielleicht fände meine heftige Liebe bei Dir mehr Begünstigung als bei Deiner Mutter; aber so lange Zeit zwischen Furcht und Hoffnung schwebend zu warten, ist eine wirkliche Marter zu nennen. Ach, wie vergnügt wollte ich wie ein

anderer Adam meine ganze Lebenszeit in dieſem Paradieſe zubringen, wenn nur nicht meine beſten Jugendjahre, ſo ohne eine geliebte Eva zu umarmen, verſtreichen müßten. Gerechter Himmel, warum ſchenkſt Du mir nicht auch die Kraft, den von Natur eingepflanzten Trieb in mir zu erſticken und ſo unempfindlich als von Leuvens Wittwe zu ſein? oder warum lenkſt Du ihr Herz nicht, ſich vor deinen allwiſſenden Augen mit mir zu verehelichen? denn mein Herz kennſt Du ja und weißt, daß meiner ſehnlichen Liebe keine üppige Begier, ſondern deine heilige Ordnung zu Grunde liegt. Ach, was für einer harten Prüfung unterwirfſt Du meine Keuſchheit und Tugend, daß ich bei einer ſo ſchönen Wittfrau Tag und Nacht, ohne in Liebe zu entbrennen, leben ſoll. Doch ich habe Dir und ihr einen theuern Eid geſchworen, welches Gelübde ich nicht brechen, ſondern lieber in Liebesglut vergehen und ſterben will."

Einige Thränen, die hiebei meinen Augen entrollten, hemmten das fernere Reden; die kleine Concordia aber, die kein Auge von meinem Geſicht verwandt hatte, fieng darüber kläglich und bitterlich zu weinen an. Ich drückte ſie dafür auf's neue an meine Bruſt, küßte den mitleidigen Engel, und ſtand bald nachher auf, um noch ein wenig auf der Felſenhöhe herum zu ſpazieren. Doch wenige Minuten nachher kam die dritte Perſon unſerer kleinen Geſellſchaft hinzu, und

erkundigte sich mit sehr freundlicher, doch nachdenklicher Miene: wie es uns gienge, und ob wir heute kein Schiff erblickt hätten? Ich fühlte mich durch diese unerwartete Frage etwas betroffen, so daß mir, wie mich dünkte, eine Röthe ins Gesicht trat, indeß erwiederte ich, daß wir heute nicht so glücklich gewesen wären. „Herr Albert," versetzte Concordia hierauf, „ich bitte Euch sehr, sehet nicht so oft nach vorbei fahrenden Schiffen, denn diese werden dann nur um desto länger ausbleiben. Ihr habt seit einem Jahre vieles entdeckt und erfahren, was Ihr kurz zuvor nicht vermeint hattet; bedenket diese schöne Paradiesinsel, bedenket, wie wohl uns der Himmel mit Nahrung und Kleidern versorgt, bedenket noch dabei den fast unschätzbaren Schatz, den Ihr ohne ängstliches Suchen und ungeduldiges Höffen gefunden. Ist Euch nun von dem Himmel noch fernere Glückseligkeit zugedacht, so habet doch nebst mir das feste Vertrauen, daß diese uns zu rechter Zeit unverhofft erfreuen werde."

Mein ganzes Herz fühlte sich durch diese nachdenklichen Reden ganz ungemein gerührt, doch war ich nicht vermögend, eine einzige Sylbe darauf zu antworten. Weshalb Concordia das Gespräch auf andere Dinge wendete, und endlich sagte: „Kommet, lieber Freund, daß wir noch vor Sonnen Untergang unsere Wohnung erreichen; ich habe

einen ganz besonders schönen Fisch gefangen, der Euch so gut als mir schmecken wird, denn ich glaube, daß Ihr so starken Appetit als ich zum Essen habt."

Ich war froh, daß sie das vorige ernste Gespräch abgebrochen hatte, und zwang mich daher zu einem aufgeräumten Wesen. Es war wirklich ein ganz besonders rarer Fisch, den sie selbigen Mittag in ihren ausgestellten Angeln gefangen hatte. Er wurde nebst zwei Rebhühnern zur Abendmahlzeit aufgetragen, wobei Concordia, um mich etwas aufzuheitern, mir etliche Becher Wein mehr als sonst gewöhnlich einnöthigte, und endlich fragte: „Habe ich mir wohl recht gemerkt, Herr Albert, daß Ihr morgen Euer zwanzigstes Jahr zurückleget?" — „Ja, gnädige Frau," gab ich zur Antwort, „ich habe schon seit etlichen Tagen daran gedacht." — „Gott gebe," versetzte sie, „daß Eure zukünftige Lebenszeit vergnügter sei. Allein, darf ich Euch wohl bitten, mir Euern ausführlichen Lebenslauf zu erzählen, denn mein seliger Ehegatte hat mir einmal gesagt, daß derselbe sehr kurzweilig anzuhören sei."

Ich war dazu sogleich willig, und als ich die Unfälle meiner Kinderjahre erzählte, bemerkte ich, daß Concordien zum öftern die Augen voll Thränen standen. Da ich indeß nachher die Geschichten von der Amtmannsfrau, den verwech-

selten Hosen, und dem mir gespielten Spitzbubenstreich mit oft untermischten Scherzreden erwähnte, konnte sie sich fast nicht satt lachen. Nachdem ich meine Erzählung geendigt hatte, sagte sie: „Herr Albert, glaubet mir sicher, da Eure Jugendjahre so traurig gewesen, so wird Euch Gott in künftiger Zeit um so viel mehr erfreuen, wofern Ihr anders fortfahret, ihm zu dienen, Euren Beruf fleißig abzuwarten, geduldig zu sein, und Euch der unnöthigen und verbotenen Sorgen zu entschlagen." Ich versprach, ihrer Ermahnung eifrig nachzuleben, und wünschte daneben, daß ihre gute Prophezeiung eintreffen möchte, worauf wir unsere Abendbetstunde hielten und uns zur Ruhe legten.

Da mir nun Concordiens Reden eben so christlich als vernünftig vorkamen, so beschloß ich, so viel als möglich jede Ungeduld zu verbannen und mit aller Gelassenheit die fernere Hilfe des Himmels zu erwarten. Am folgenden Tage arbeitete ich demnach mehr als ich seit etlichen Tagen gethan hatte, und legte mich, vom Ausarbeiten einiger hölzernen Gefäße ziemlich ermüdet, abermals zur Ruhe. Als ich nun am darauf folgenden Morgen aus meiner abgesonderten Kammer in die sogenannte Wohnstube kam, fand ich auf dem Tische nebst einem grünen seidenen Schlafrocke und verschiedenen anderen neuen Kleidungsstücken, auch vieler weißen Wäsche, ein zusammengelegtes Papier folgenden Inhalts:

Liebster Herzensfreund!

Ich habe fast Alles mit angehört, was Ihr gestern auf dem Nordfelsen in Gesellschaft meiner kleinen Tochter oft wiederholt gesungen und geredet habt. Euer Verlangen ist dem Triebe der Natur, der Vernunft, auch den göttlichen und menschlichen Gesetzen gemäß; ich dagegen bin eine Wittwe, welcher der Himmel ein hartes Schicksal auferlegt hat. Allein ich weiß, daß Glück und Unglück von der Hand des Herrn kommt, welche ich bei allen Fällen in Demuth küsse. Meinem seligen Manne habe ich die geschworene Treue redlich gehalten, dessen mir Gott und mein Gewissen Zeugniß gibt. Ich habe seinen traurigen Tod nunmehr ein Jahr und zwei Monat aus aufrichtigem Herzen beweint und beklagt, werde auch denselben Zeitlebens, so oft ich daran gedenke, schmerzlich beklagen, weil unser Ehebund auf Gottes Zulassung durch einen Meuchelmörder vor der Zeit zerrissen worden. Ungeachtet ich aber solchergestalt wieder frei und mein eigen bin, so würde ich mich doch schwerlich zu einer anderweitigen Ehe entschlossen haben, wenn nicht Eure reine und herzliche Liebe mein Herz aufs neue empfänglich gemacht, und Euer bisheriger tugendhafter Lebenswandel mich bewogen hätte, mich selbst zu Eurer künftigen Gemahlin anzutragen. Es stehet daher ganz in Eurem Gefallen, ob wir sogleich morgen an Eurem Geburtstage uns, in Ermangelung eines Priesters

und anderer Zeugen, in Gottes und der heiligen Engel erbetenen Gegenwart, selbst zusammen trauen, und hinfort einander als christliche Eheleute bewohnen wollen. Eure Frömmigkeit, Tugend und Aufrichtigkeit sind mir Bürge, daß Ihr mir diesen selbsteigenen Antrag meiner Hand und Person nicht als leichtfertige Zudringlichkeit auslegen werdet. Denn da Ihr in der Uebereilung mehr gelobtet, als Gott und Menschen von Euch forderten, und dennoch lieber ehrlich sterben als Euer Wort brechen wolltet, so sah ich mich in dieser unserer Einsamkeit um unseres beiderseitigen Wohles Willen zu diesem Ausspruch gezwungen. Nehmet demnach die von Euch so geliebte Wittwe des seligen von Leuvens, und lebet Eurem Versprechen gemäß mit derselben hinfort ohne Haß und Zwietracht. Gott sei stets mit uns. Nach Lesung dieser Zeilen werdet Ihr mich bei dem Damme des Flusses ziemlich beschämt antreffen, und das Weitere mündlich mit mir besprechen können. Woselbst zugleich den Glückwunsch zu Eurem Geburtstage abstatten wird die Euch aufrichtig ergebene

Concordia von Leuven.

Geschrieben den 7. Jan. 1648.

---

Ich blieb nach Lesung dieses Briefes in so großer Entzückung stehen, daß ich mich wegen der unverhofften fröhli-

chen Nachricht lange Zeit nicht fassen konnte. Fast wollte ich auf den Gedanken gerathen, als suchte Concordia mich nur auf die Probe zu stellen. Als ich indeß über ihre bisherige aufrichtige Gemüths- und Lebensart nachgedacht, ließ ich allen Zweifel fahren, faßte guten Muth, machte mich auf den Weg, und fand meine geliebte Concordia mit ihrer kleinen Tochter beim Damme im Grase sitzend. Sobald sie mich von fern kommen sah, stand sie auf, um mir entgegen zu gehen, und nachdem ich ihr einen glücklichen Morgen gewünscht, erwiederte sie dies durch einen wohlersonnenen Glückwunsch zu meinem Geburtstage. Ich stattete ihr meinen Dank dafür ab, und wünschte ihr meinerseits ein dauerndes Wohlsein des Leibes und der Seele. Nachdem sie sich indeß auf einen in der Nähe daliegenden Baumstamm gesetzt und mich, neben ihr Platz zu nehmen, gebeten hatte, brach mein Mund in folgende Worte aus:

„Gnädige Frau, Eure schönen Hände haben sich gestern bemüht, an meine geringe Person einen Brief zu schreiben. Wofern nun das, was mich anbetrifft, keine bloße Versuchung, sondern Eures Herzens aufrichtige Meinung ist, so werde ich heute durch des Himmels und Eure Gunst zum glücklichsten Menschen der Welt. Es würde mir schwer fallen, genügende Worte zu ersinnen, um damit den unschätzbaren Werth Eurer tugendhaften und liebenswürdigen Person

einigermaßen auszudrücken; darum will ich nur sagen, daß Ihr würdig wäret, eines großen Fürsten Gemahlin zu sein. Was aber bin ich dagegen?" — —

Hier fiel mir Concordia in die Rede, und sagte, indem sie mich sanft auf die Hand schlug:

„Liebster Julius, ich bitte, fanget nunmehr nicht erst an, viele unnöthige Schmeicheleien und ungewöhnliches Wortgepränge zu machen, sondern seid fein aufrichtig, wie ich in meinem Schreiben gewesen bin. Eure Tugend, Frömmigkeit und mir geleisteten treuen Dienste weiß ich mit nichts Besserem zu vergelten, als wenn ich Euch mich selbst zur Belohnung anbiete, und versichere, daß Eure Person bei mir in höherem Werthe stehet, als des größten Fürsten oder anderen Herrn, wenn ich auch gleich das Auslesen unter Tausenden haben sollte. Ist Euch nun damit gedient, so erkläret Euch, damit wir uns wegen des Ferneren vertraulich unterreden und uns auf alle etwa bevorstehenden Fälle gefaßt machen können."

Ich nahm hierauf ihre Hand, küßte und schloß dieselbe zwischen meine beiden Hände, konnte aber vor innerem Seelenvergnügen kaum so viel Worte vorbringen, als nöthig waren, um sie meiner ewig währenden Liebe zu versichern und zugleich mich ihr gänzlich zu eigen zu geben.

„Nein, mein Schatz," versetzte hierauf Concordia, „das letztere verlange ich nicht; sondern ich werde Euch nach Gottes Ausspruche jederzeit als meinen Herrn zu ehren und als meinen werthen Ehemann beständig zu lieben wissen. Ihr sollet durchaus meinem Rath und Willen keine Folge leisten, insofern derselbe von Eurem gesunden Verstande nicht für gut und billig erkannt wird, weil ich mich, als ein schwaches Wesen, gar leicht übereilen kann."

Unter diesen ihren klugen Reden küßte ich zum öftern ihre schönen Hände, und nahm mir endlich die Kühnheit, einen feurigen Kuß auf ihre Rosenlippen zu drücken, den sie durch einen andern erwiederte. Drauf standen wir auf, um zu unserem heutigen Hochzeitfeste Anstalten zu machen. Ich schlachtete ein junges Reh, eine junge Ziege, schoß ein paar Rebhühner, schaffte Fische herbei, steckte die Braten an die Spieße, welche unsere Affen wenden mußten, setzte das Kochfleisch zum Feuer, und las das beste frische Obst aus, während meine Braut Kuchen, Brot und allerlei Gebacknes zurichtete, und unsere Wohnstube auf's beste auszierte, so daß gegen Abend Alles in schönster Ordnung war.

Hierauf führten wir, der genommenen Abrede gemäß, einander in mein Schlafgemach, worin auf einem reinlichen, gedeckten Tische ein Kruzifix stand. Vor demselben lag eine aufgeschlagene Bibel. Wir knieten beide vor diesem kleinen

Altare nieder, und ich las die drei ersten Kapitel aus dem ersten Buch Mosis vor. Nachdem wir hierauf die Trauringe gewechselt und die bei dergleichen heiligen Handlungen üblichen Ceremonieen und Gebete verrichtet hatten, küßten wir uns etlichemal, und führten einander wieder zurück. Sodann bereiteten wir die Mahlzeit, setzten uns mit unserer kleinen Concordia zu Tische, und genossen unsere Speisen nebst dem köstlichen Getränke in solcher Vergnüglichkeit, als nur je ein Brautpaar in der Welt gethan haben mag. Als unterdeß die Zeit zum Schlafengehen herangekommen war, opferte ich meiner neuen Ehegattin die erste Kraft meiner Jugend, und fand in ihren liebevollen Umarmungen ein Vergnügen, dessen unvergleichliche Vollkommenheit ich mir nie zuvor hatte vorstellen können."

---

So weit war unser Vater Albert in seiner Erzählung gekommen, als die späte Abendstunde uns daran erinnerte, uns zur Ruhe zu legen. Am folgenden Tage beschloß unser Altvater, mit uns die Reise nach Christophsraum zu unternehmen. Nachdem wir nun unsern Weg durch den großen Garten genommen, gelangten wir in die Gegend, die er zum Gottesacker und Begräbniß für die auf der Insel Verstorbenen ausersehn hatte. Hier führte er uns zuerst zu des Don Cyrillo de Valaro Gedächtnißsäule. Von da

einige Schritte weiter ostwärts stand eine von Steinen aufgeführte Pyramide, deren Inschrift anzeigte, daß darunter die Asche der verstorbenen Concordia, als unseres Altvaters vormaligen Ehegemahlin, bestattet sei. Daneben befand sich auch des von Leuven Grabdenkmal.

Wir bewunderten daran unseres Altvaters Albert besonderen Fleiß und Geschicklichkeit, besahen sodann auch noch die anderen Grabstätten und lasen deren Inschriften, und verfolgten sodann unsern Weg weiter nach Christophsraum. Diese Ansiedelung bestand aus vierzehn Wohnhäusern, und nachdem wir alle ihre Anpflanzungen wohl in Augenschein genommen und daselbst zu Mittag gegessen hatten, kehrten wir bei guter Zeit wieder nach Albertsburg zurück.

Nach eingenommener Abendmahlzeit setzten wir uns wieder in den gewohnten Kreis zusammen, und Albert begann die Fortsetzung seiner Geschichte, wie folget:

---

„Was soll ich Euch, meine Lieben," fuhr unser Altvater fort, „erst noch weitläuftig erzählen, in welcher glückseligen Eintracht ich die ersten Jahre meiner Ehe mit Concordien zugebracht. Es wird genug sein, wenn ich bloß so viel erwähne, daß außer unseren reichlichen Ernten auch noch allerlei Waaren, Lebensmittel, Geräthe und Kostbarkei-

ten von den in der Nähe unserer Insel gescheiterten Schiffen in unsere Hände gelangten, und daß meine geliebte Ehegemahlin mir im Laufe der nächsten Jahre fünf Söhne und drei Töchter gebar, von denen ich den ersteren die Namen Albert, Stephan, Johannes, Christoph und Christian, den letzteren aber die Namen Maria, Elisabeth und Christina gab.

Meine Stieftochter Concordia, die unterdeß ihre mannbaren Jahre erreicht hatte, war gewiß ein Mägdlein von ausbündiger Schönheit, Tugend, Klugheit und Gottesfurcht, und wußte die Haushaltung so gut zu führen, daß ich und besonders ihre Mutter eine große Erleichterung unserer bisher gehabten Mühe und Arbeit spürten. Meine liebe Ehegattin konnte sich daher gute Tage machen, und ihre Zeit bloß auf Belehrung und Erziehung unserer kleinsten Kinder verwenden. Meine zwei ältesten Söhne hatte ich mit göttlicher Hilfe schon so weit gebracht, daß sie den kleinen Geschwistern das Lesen, Schreiben und Beten wiederum beibringen konnten. Ich aber unterrichtete selber alle meine Kinder früh Morgens zwei Stunden, und Abends auch so lange, wobei mich ihre Mutter ordentlich ablöfete. Die übrige Zeit mußten sie mit nützlicher Arbeit, so viel ihre Kräfte vermochten, hinbringen, das Schießgewehr brauchen lernen, Fische, Vögel, Ziegen und Wildpret einfangen, kurz,

sich bei Zeiten so gewöhnen, als ob sie, so wie wir, Zeitlebens auf dieser Insel bleiben würden.

Unterdeß erzählten wir Eltern unsern Kindern öfters von der Lebensart der Menschen in unseren Vaterländern und anderen Welttheilen, auch von unsern eigenen Geschichten, so viel, als ihnen zu wissen nöthig war; spürten aber niemals, daß auch nur ein einziges von ihnen Lust bezeigte, diese Länder oder Oerter zu sehen. Meine Ehefrau vergnügte sich herzlich darüber, ich aber unterdrückte meinen, seit einiger Zeit wieder erwachten Kummer, bis eines Tages unsere ältesten zwei Söhne eiligst gelaufen kamen und meldeten: daß sich ganz weit in der offenen See drei große Schiffe sehen ließen, worauf sich unfehlbar Menschen befinden würden. Ihre Mutter gab ihnen zur Antwort: „Laßt sie fahren, meine Kinder, da wir nicht wissen, ob es gute oder böse Menschen sind.“ Ich aber wurde von meinen Gemüthsbewegungen dergestalt übermeistert, daß mir die Augen voll Thränen liefen, und um dies zu verbergen, ging ich stillschweigend in die Kammer, und legte mich mit Seufzen auf's Lager. Meine Concordia folgte mir indeß auf dem Fuße nach, neigte sich auf mich herab, und sagte, nachdem sie meinen Mund mehrmals liebreich geküßt hatte: „Wie ists, mein liebster Schatz? Seid Ihr der glückseligen Lebensart und Eurer bisher so herzlich geliebten Concordia

vielleicht schon ganz überdrüssig, da sich Eure Sehnsucht nach anderer Gesellschaft auf's neue so stark verräth?" — „Ihr irrt Euch, meine Geliebteste," gab ich zur Antwort; „oder wollt Ihr etwa versuchen, mich zu kränken? Glaubet sicherlich, daß mir nicht in die Gedanken kommen ist, von hier hinweg zu reisen, oder mich nach anderer Gesellschaft zu sehnen, sondern ich wünsche vielmehr von Herzen, meine übrige Lebenszeit, an diesem glücklichen Orte mit Euch in Ruhe und Friede hinzubringen. Allein, sagt mir um Gottes willen, warum sollen wir uns nicht nunmehr, da unsere Kinder ihre mannbaren Jahre zu erreichen beginnen, nach andern Menschen und nach Ehegatten für unsere Kinder umsehen? Oder wollt Ihr, daß diese, sobald der natürliche Trieb die Vernunft und die Frömmigkeit übermeistert, Blutschande begehen und sich einander selber heirathen sollen?"

Als meine Concordia mich in so ungewöhnlichem Eifer reden hörte, fing sie herzlich an zu weinen. Doch bald umfaßte die treue Seele meinen Hals, und sagte unter hundert Küssen: „Ihr habt recht, mein liebster Ehemann, und Ihr denket besser und vernünftiger als ich. Glaubt mir indeß sicherlich: bloß die Furcht vor bösen Menschen, die sich etwa unseres Landes und unserer Güter gelüsten lassen, Euch ermorden, mich und meine Kinder entehren und zu Sclaven machen könnten, hat mich jederzeit bewogen, zu

widerrathen, daß wir uns fremden und unbekannten Leuten entdeckten, die vielleicht nicht einmal Christen sein könnten. Zugleich habe ich mich beständig darauf verlassen, daß Gott schon von ungefähr Menschen hersenden würde, die uns von hier abführen oder unser Geschlecht vermehren. Indeß, liebster Julius, ich bekenne, daß Ihr eine bessere Einsicht habt, als ich; darum gehet mit unseren Söhnen hin, und versuchet, ob Ihr die vorbei fahrenden Schiffe anrufen könnt. Gott gebe nur, daß es Christen und redliche Leute sind."

So bald wir uns wieder völlig verglichen, lief ich mit meinen Söhnen, da es noch hoch am Tage war, auf die Spitze des Nordfelsen, schossen daselbst unsere Gewehre los, schrien laut in die Ferne, machten Feuer und Rauch auf der Höhe, und trieben dies die ganze Nacht hindurch. Allein außer einigen Kanonenschüssen hörten wir weiter nichts, sahen auch bei aufgehender Sonne keines von den Schiffen mehr, wohl aber eine stürmische, düstere See; woraus ich schloß, daß die Schiffe wegen widerwärtigen Windes unmöglich anlanden können, wie gern sie auch gewollt hätten.

Ich konnte mich etliche Tage hindurch darüber nicht zufrieden geben; doch meine Ehefrau beruhigte mich endlich mit diesen Worten: „Bekümmert Euch nicht allzu sehr, mein werther Albert; der Herr wird dafür sorgen und un-

sere Besorgnisse stillen, wenn wir es vielleicht am wenigsten vermuthen."

Und gewiß, der Himmel ließ auch hierin ihre Hoffnung und ihr festes Vertrauen nicht zu Schanden werden. Denn etwa ein Jahr nachher, als ich einst mit meiner ganzen Familie Nachmittags am Meerufer spazieren ging, sahen wir, daß nach einem vorhergegangenen heftigen Sturme die schäumenden Wellen uns abermals einige Waaren zugeführt hatten. Zugleich aber fielen uns von fern zwei Menschen in die Augen, welche, auf einem großen Schiffsbalken sitzend, sich statt der Ruder ihrer beiden Hände bedienten, um eine der vor uns liegenden Sandbänke zu erreichen und sich auf dieselbe zu retten. Da ich das kleine Boot, auf welchem ich einst mit Herrn von Leuven zuerst auf dieser Felseninsel angelangt war, erst vor kurzem ausgebessert hatte, so wagte ich nebst meinen beiden ältesten Söhnen in dasselbe einzutreten und den Nothleidenden zu Hilfe zu eilen, die uns indeß nicht eher gewahr wurden, als bis unser Boot von ungefähr sehr heftig an ihren Balken stieß, so daß der eine aus Mattigkeit herunter und ins Wasser fiel. Doch da ihm meine Söhne das Seil, woran wir das Boot zu befestigen pflegten, zuwarfen, raffte er alle Kräfte zusammen, hielt sich fest daran, und ward so von uns ganz leicht ins Boot herein gezogen. Es war ein alter, fast ganz grau gewordener

Greis, der andere dagegen, dem wir ein gleiches erzeigten, schien ein Mann in seinen besten Jahren zu sein. Die Todesangst malte sich sehr deutlich auf ihren Gesichtern, und sie sahen uns, ohne ein Wort zu sprechen, ganz starr an. Nachdem wir indeß schon eine ziemliche Strecke mit ihnen zurückgefahren waren, fragte ich den Alten auf deutsch, wie er sich befände? allein er schüttelte das Haupt, und antwortete auf englisch, daß er meine Sprache zwar nicht verstehe, indeß doch vermuthe, daß ich deutsch zu ihm gesprochen. Ich fieng nun sogleich an, mit ihm englisch zu sprechen, worauf er mir die Hand küßte, und mich seinen Engel nannte. Meine Söhne waren darüber sehr erfreut, und ließen sich nunmehr auch mit dem jüngern Manne in ein Gespräch ein. Doch da ich merkte, daß die beiden Verunglückten vor Mattigkeit kaum die Zunge regen und die Augen aufthun konnten, so ließen wir sie sehr bald in Ruhe, und brachten sie halb schlafend nach unserer Felseninsel.

Meine Concordia hatte während dieser Zeit mit den übrigen Kindern auf den Knieen gelegen und zu Gott für unsere glückliche Rückkunft gebetet, weil sie dem alten, gebrechlichen Boote gar zu wenig zutraute; um desto größer war daher ihre Freude, als wir mit unsern zwei Begleitern ankamen, die wir mit großer Mühe durch den hohlen Weg auf die Insel hinauf brachten.

Hier sanken dieselben wie vor Ohnmacht ins Gras, und verfielen in einen tiefen Schlaf. Ich ließ meine beiden ältesten Söhne als Hüter bei ihnen zurück, gieng nach Hause, holte zwei Rollwagen, vor deren jeden ich vier Affen spannte, führte vermittelst derselben die Schlafenden in unsere Behausung, und legte sie daselbst auf ein bequemes Lager nieder.

Beide wachten des andern Tages nicht eher auf, als einige Stunden vor Sonnen Untergang. Sobald ich wußte, daß sie wach wären, ging ich zu ihnen in die Kammer, legte vor jeden ein gutes Kleid nebst weißer Wäsche hin, und bat sie, daß sie es anlegen und sodann zu uns heraus kommen möchten. Unterdeß hatte meine Hausfrau eine köstliche Mahlzeit zubereitet, den besten Wein und anderes Getränk aufgesetzt, und sich nebst ihren Kindern ganz sauber gekleidet.

Wie nun unsere Gäste aus der Kammer traten, fanden sie Alles in der schönsten Ordnung, und blieben nach erfolgter Begrüßung wie ein paar Steinbilder stehen. Meine Kinder reichten ihnen Waschwasser, welches sie annahmen, und um Erlaubniß baten, sich vor der Thür zu reinigen. Ich gab ihnen zu verstehen, daß sie sich hier aller Bequemlichkeit bedienen könnten, worauf sie sich draußen vor dem Hause ein wenig ermunterten, und sodann wieder zu uns

hereintraten, da denn der alte, etwa sechzigjährige Mann also zu reden anfing:

„O du gütiger Himmel, welch ein schönes Paradies ist das! Sagt uns doch, Ihr glücklichen Bewohner desselben, ob wir uns unter Engeln oder sterblichen Menschen befinden? denn wir können uns bis diesen Augenblick noch immer nicht überzeugen, ob wir noch auf der vorigen Welt leben, oder durch den zeitlichen Tod in eine andere Welt versetzt sind?"

„Liebste Freunde," gab ich zur Antwort, „es ist mehr als zu gewiß, daß wir eben so mühselige und sterbliche Menschen sind, als Ihr. Vor etwa acht Jahren hat ein besonderes Schicksal mich und diese meine werthe Ehegattin auf diese Insel geführt; die hier in einer Reihe stehenden neun Kinder aber sind binnen dieser Zeit und in solcher Einsamkeit von uns entsprossen, und außer uns, die wir hier beisammen sind, ist sonst keine menschliche Seele weiter auf der ganzen Insel anzutreffen. Allein," fuhr ich fort, „wir werden noch Zeit und Gelegenheit genug haben, davon weitläuftig mit einander zu sprechen. Für jetzt laßt Euch gefallen, unsere Speisen und Getränke zu kosten, damit Eure geschwundenen Kräfte desto schneller wieder hergestellt werden."

Hierauf setzten wir uns zu Tische, und aßen und tran-

sen insgesammt mit vielem Appetite. Nach der Mahlzeit aber befriedigte der Alte meine und Concordiens Neugierde durch eine weitläuftige Erzählung von seinen Lebensschicksalen, die bis nach Mitternacht währte. Ich will daraus bloß soviel in der Kürze anführen, daß er sich Amias Hülter nannte und vor etlichen Jahren Pächter verschiedener königlicher Küchengüter in England gewesen war. Sein Gefährte hieß Robert Hülter und war Brudersſohn des vorigen. Wir erfuhren von ihnen zu unserem Erstaunen, daß die aufrührerischen Engländer im Jahr 1649 am 30. Januar, also etwa zwei Jahr und acht Monate nach unserer Abreise, ihren guten König Karl grausamer Weise enthauptet, und daß sich nach diesem einer, Namens Olivier Cromwell, von Geschlecht ein bloßer Edelmann, zum Beschützer des Reichs aufgeworfen hätte, dem im Jahre 1658 sein Sohn, Richard Cromwell, in dieser Würde gefolget, aber schon im folgenden Jahre wieder abgesetzt worden wäre, worauf seit etwa drei Jahren die Engländer einen neuen König, nämlich Karl den Andern, erwählt hätten.

Der gute Amias Hülter, der vormals bei dem enthaupteten König Karl in großen Gnaden gewesen, und viel Hab' und Gut erworben, war in diesen Unruhen fast um alles das Seinige gekommen, aus dem Lande vertrieben worden, und hatte kaum so viel gerettet, um einen kleinen Handel

über Meer anzufangen. Dadurch hatte er sich wiederum etwas erworben, und dasselbe seinem Bruder Joseph Hülter in Verwahrung gegeben. Dieser sein Bruder hatte indeß die reformirte Religion verlassen, sich nach Portugal gewendet, daselbst zum zweitenmal geheirathet, und sein zeitliches Glück gemacht. Allein der Sohn desselben, Robert, war aus Unzufriedenheit über seines Vaters Lebensweise und Religionsveränderung schon in seinen Jünglingsjahren mit seinem Oheim Amias zu Schiffe gegangen, und hatte sich bei demselben in Westindien viel Gold und andere Schätze erworben. Auf die Nachricht, daß nunmehr unter Karls des Andern Regierung in England wieder gute Zeiten wären, hatten sie Brasilien verlassen und sich auf ein Schiff verdungen, um mit demselben über Portugal nach England zurückzureisen und sich bei dem neuen Könige zu melden. Allein der Sturm hatte sie unterwegs ergriffen und an abgelegene Klippen verschlagen, wo ihr Schiff gescheitert war.

Ich trug nebst meiner Hausfrau nicht das geringste Bedenken, den beiden neuen Gästen und Landsleuten, denen die Redlichkeit aus den Augen leuchtete, Alles zu erzählen, was uns von Jugend an und besonders auf dieser Insel begegnet war. Nur des Don Cyrillo vermauerte große Schätze verschwiegen wir ihnen. Doch hatten wir außer diesen so viel Reichthümer an Gold, Silber, edlen Steinen

und andern Kostbarkeiten aufzuweisen, daß jene darüber erstaunten, und meinten, es wäre weder in England noch sonst wo ein Kaufmann oder eine wohl noch höhere Standesperson anzutreffen, die bemittelter wäre als wir. Dessen ungeachtet gab ich ihnen zu verstehen, daß ich und meine Hausfrau diese Sachen sehr gering, dagegen den sichern, ruhigen und kummerfreien Aufenthalt auf der Insel desto höher schätzten, und Gott um nichts weiter bäten, als daß er unsern Kindern fromme und christliche Ehegatten hierher senden möge, die da Lust hätten, mit ihnen auf dieser fruchtbaren Insel in Ruhe und Frieden zu leben.

Ich bemerkte während dieser meiner Reden, daß dem jungen Hülter das Blut in's Gesicht stieg, und daß er unablässig seine Augen auf meine schöne und sittsame Stieftochter Concordia wendete. Nach einigen Tagen ließ er auch wirklich durch seinen Oheim Amias bei mir und meiner Frau um dieselbe anhalten. Wir ließen uns die Werbung dieses wohlgebildeten und wohlgesitteten jungen Mannes gefallen, und nachdem er in die von uns gemachten Bedingungen gewilliget, versprachen wir, sie ihm binnen vier Wochen ehelich zuzuführen. Als das Verlöbniß des jungen Paares gehalten wurde, weinten wir alle vor Freuden, besonders der alte Amias, welcher hoch betheuerte, daß wir in unserem Schwiegersohne das redlichste Gemüth von

der Welt antreffen würden; welches sich auch wirklich nachmals also bewährt hat.

Wenige Tage nachher ward die Hochzeitfeierlichkeit von uns begangen, wobei ich als Vater und Priester das junge Paar zusammengab, und wo unser Schwiegersohn seinen Geschlechtsnamen ablegte und sich uns zu Liebe Robert Julius nannte.

Noch in demselben Herbst bauten wir ein neues schönes und geräumiges Haus für die jungen Eheleute, deren Hausgenosse Amias wurde. Unser Vorrath an Wein, Getreide, eingesalzenem Fleisch und Früchten nahm unterdeß so zu, daß wir fast keine Gefäße, auch keinen Platz in Don Cyrillo's unterirdischen Gewölben, um sie zu verwahren, finden konnten. Dessen ungeachtet säeten und pflanzten wir doch Jahr aus Jahr ein, ohne den reichen Ueberfluß an Feldfrüchten irgend verbrauchen zu können.

Amias seufzte oft hierüber, und sagte eines Abends, als wir vor unseren Hausthüren die kühle Abendluft abwarteten: „Wie wunderbar sind doch die Fügungen des Allmächtigen! Wie viele Tausende sind unter den Christen anzutreffen, die mit ihrer sauren Handarbeit kaum so viel vor sich bringen, um sich sättigen zu können, während uns Bewohnern dieses Paradieses bloß Menschen fehlen, um sie von unserem Ueberfluß mitgenießen zu lassen! Laßt uns da-

her einen beherzten Entschluß fassen, und ein Schiff bauen, um auf demselben nach dem nächsten Lande oder der nächsten Insel hinzufahren, wo sich Christen aufhalten, und von daher Männer und Frauen für Eure Kinder zu holen."

Meine Hausfrau und ich stutzten anfangs über diesen gefährlich scheinenden Plan, indeß meinten wir doch zuletzt, daß die Sache wohl zu versuchen sei. Wir fiengen schon am folgenden Tage an, Bäume zu fällen, und nachher zu behauen zu Balken, Brettern und Bohlen; auch wurde das Holz, welches uns die See von gescheiterten Schiffen zuführte, fleißig zusammen gesucht.

Eines Tages kamen meine drei jüngsten Söhne, welche eben beschäftigt waren, mit Hilfe der Affen die leichtesten Holzstücke ans Ufer zu schaffen, plötzlich gelaufen, und meldeten, daß sich nahe an unserer Insel ein mit Menschen besetztes Schiff sehen lasse. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, eilten wir sogleich ans Meer, und sahen ein Schiff, das auf die vor uns liegenden Sandbänke gerathen war, und nicht von der Stelle kommen konnte. Zwei darauf befindliche Männer schienen uns ängstlich zu winken, weshalb Robert nebst meinen zwei ältesten Söhnen sich in unser kleines Boot setzte, hinüber fuhr, ein Gespräch mit den Fremden anknüpfte, und endlich mit drei Frauen und sechs Mannspersonen wieder zurück kam. Allein diese Elen-

den schienen sämmtlich den Todten ähnlicher als den Lebendigen, und sechs derselben vermochten nicht auf ihren matten Füßen zu stehen, sondern mußten herauf getragen werden.

Der alte Amias erkannte sogleich, daß sie nicht bloß vom Hunger, sondern auch durch eine schlimme Seekrankheit, die man den Schaarbock nennet, in diesen traurigen Zustand versetzt worden seien. Deshalb wurde ihnen sogleich Robert's Wohnhaus zum Krankenhause eingeräumt, und sogleich zu ihrer Verpflegung Anstalt gemacht. Dessenungeachtet starben schon in den ersten Wochen drei von diesen Kranken. Die übrigen wurden nun um so eifriger gepflegt. Der alte Amias bereitete ihnen Arzeneien von grünen Kräutern und Wurzeln, und so genasen die noch übrigen fünf allmählig von ihrer Krankheit.

Nun sollte ich Euch zwar noch, meine lieben Freunde, erzählen, — fuhr unser Altvater fort — wer die Fremdlinge gewesen und durch welche Schicksale sie zu uns gekommen, allein ich will dies auf morgen versparen."

---

Den folgenden Tag besuchten wir Roberts-Raum, fanden dort die Kinder und Nachkommen des Robert Hülter und der jüngeren Concordia in sechzehn reinlichen und zierlich erbauten Wohnhäusern angesiedelt. Nachdem wir

die dasige Gegend besehen, ein köstliches Mittagsmahl eingenommen, und unsere Geschenke unter die Jugend ausgetheilt hatten, kehrten wir bei guter Zeit nach Albertsburg wieder zurück.

Zur Abendmahlzeit hatte unser Altvater seine beiden ältesten Söhne nebst ihren Ehefrauen, ferner David Julius, sonst Rawkin genannt, nebst dessen Ehefrau und Magister Schmelzern eingeladen. Nach dem Essen entfernten sich die übrigen, und außer mir blieben bei dem Altvater bloß dessen zwei älteste Söhne nebst ihren Frauen, ferner David mit seiner Ehefrau Christina, Magister Schmelzer und Kapitain Wolfgang zurück. Als wir nun so beisammen saßen, begann unser Altvater, wie folgt.

---

„Ich habe Euch, meine lieben Freunde, gestern Abend versprochen, Euch nähere Nachricht von den Personen zu geben, die wir im Jahr 1668 halb verhungert und in sehr krankem Zustande bei uns aufnahmen. Da indeß drei derselben noch am Leben und hier gegenwärtig sind, nämlich mein lieber Schwiegersohn David, und dann meine beiden lieben Schwiegertöchter, Albert's und Stephan's Ehegemahlinnen, so halte ich es für passender, dieselben zu bitten, uns ihre Lebensgeschichte selber zu erzählen. Zuerst möget Ihr, meine fromme Tochter, — sagte er zu des jüngern Albert's

Gemahlin — die Güte haben, diesem meinem Vetter und den übrigen werthen Freunden einen eigenmündigen Bericht von den Begebenheiten Eurer Jugend abzustatten."

Demnach stand die beinahe achtzigjährige Matrone, deren Gesicht und Leibesgestalt noch in ihrem hohen Alter viele Annehmlichkeiten zeigte, von ihrem Stuhle auf, küßte zuerst unsern Altvater, setzte sich, nachdem sie sich gegen alle höflich verneigt, wiederum nieder, und fieng ihre Erzählung sodann folgendermaßen an.

# Geschichte der Judith von Manders.

„Es ist etwas schweres, meine Lieben, daß eine Frau von solchen Jahren, als ich bin, noch von ihrer Jugend reden soll, weil gemeiniglich dabei viele Thorheiten vorzukommen pflegen, die einem reiferen Verstande verächtlich sind. Doch, da das menschliche Leben überhaupt eine Kette vieler Thorheiten, wiewohl bei einem mehr als bei dem andern, zu nennen ist, so will ich mich nicht abschrecken lassen, dem Befehle meines herzlich geliebten Schwiegervaters zu gehorchen und die Aufmerksamkeit edler Freunde zu vergnügen, die mir als einer betagten Frau es nicht verübeln werden, wenn ich nicht Alles mehr in gehöriger Ordnung und Zierlichkeit vorzubringen im Stande bin.

Mein Name ist Judith von Manders, und ich wurde im Jahr 1648 gerade um die Zeit geboren, als die vereinigten Niederländer wegen des allgemeinen Friedens-

schlusses und ihrer glücklich erlangten Freiheit in der höchsten Freude begriffen waren. Mein Vater war einer der angesehensten und reichsten Männer zu Middelburg in Seeland, der um seiner und seiner Vorfahren dem Staat geleisteten Dienste willen zum Mitgliede des hohen Raths erwählt worden war. Ich wurde nebst einer älteren Schwester und zwei Brüdern so erzogen, wie es der Stand und das große Vermögen unserer Eltern erforderte, deren Bestreben bloß dahin gieng, aus ihren Kindern gottesfürchtige und tugendhafte Menschen zu machen. Auch schlug wirklich keines von uns aus der Art, außer unserem ältesten Bruder, der zwar äußerlich sich wohl gut zu stellen wußte, aber insgeheim allen Lüsten und liederlichem Leben sich ergab.

Kaum hatte meine Schwester das sechzehnte und ich mein vierzehntes Jahr erreicht, als sich schon eine ziemliche Anzahl junger vornehmer Leute um unsere Bekanntschaft bewarb. Meine Schwester Philippine galt für eine der schönsten Jungfrauen in Middelburg, von meiner Gesichtsbildung aber gieng die Rede, daß ich nicht allein meine Schwester, sondern auch alle andere Frauenzimmer im Lande an Schönheit überträfe. Indeß schrieb man mir als einen besondern Fehler zu, daß ich eines allzu stillen, eigensinnigen, melancholischen, auch wohl verdrießlichen Temperamentes wäre, während meine Schwester

ein stets aufgeräumtes und munteres Wesen blicken ließe.

Wiewohl ich mich nun um dergleichen Tadel wenig kümmerte, so beschloß ich dennoch, diese meine Gemüthsart bei nächster Gelegenheit so viel als möglich zu verbergen, zumal wenn mein ältester Bruder William dann und wann fremde Cavaliere in unser Haus brachte. Dies war kaum einigemal geschehen, als ich auch schon an einem gewissen Jan von Landre einen sehr eifrigen Liebhaber fand, während dessen Herzensfreund, Joseph von Zutphen, meiner Schwester Philippine ebenfalls aufs eifrigste aufwartete. Eines Abends, als wir vergnügt beisammen saßen, und aus einem Glückstopfe, den Joseph von Zutphen mitgebracht hatte, allerlei scherzhafte Loose zogen, bekam ich unter andern eines, worauf geschrieben stand: ich solle mich von demjenigen, der mich am meisten liebte, zehnmal küssen lassen. Darüber entstand unter den sechs anwesenden Mannspersonen ein Streit, dessen Entscheidung mir anheim gestellt wurde. Um nun alle Weitläuftigkeiten zu vermeiden, sagte ich: „Meine Herren, man giebt mir ohnehin Schuld, daß ich eigensinnig und allzu launenhaft sei; daher lasset es dabei bewenden, und erlaubet mir, daß ich mein Armband auf den Boden der Kammer werfe: wer nun dasselbe am ersten erhascht, soll nicht allein mich zehnmal küssen, sondern auch das Armband zum Andenken behalten."

Dieser Vorschlag ward von Allen mit Vergnügen angenommen, Joseph aber erhaschte am schnellsten unter ihnen das Armband, welches Jan von Landre, der es an dem äußersten Ende nicht festzuhalten vermochte, ihm überlassen mußte. Indeß wandte er sich doch zu ihm, und sagte mit vieler Bescheidenheit: „Bruder, wofern es Euch gefällig ist, so überlasset mir nebst diesem Armbande Euer darauf haftendes Recht, zumal da Ihr bereits Euer Theil habt, und versichert sein könnet, daß ich eine solche Kostbarkeit nicht umsonst von Euch zu empfangen begehre.“ Allein Joseph empfand dies Ansinnen so übel, daß er in der heftigsten Erbitterung gegen seinen Freund folgendermaßen herausfuhr: „Wer hat Euch die Briefe vorgelesen, Jan von Landre, da Ihr behaupten wollet, daß ich bereits mein Theil habe? Und was wollt Ihr mit dergleichen unwürdigen Zumuthungen bei mir erreichen? Meint Ihr etwa, daß mein Gemüth so niedrig gesinnt ist, als das Eurige, und daß ich eine Kostbarkeit verkaufen soll, die weder von Euch noch von Eurer ganzen Freundschaft nach ihrem Werth bezahlt werden kann? Verschonet mich daher in Zukunft mit dergleichen thörichten Reden, oder Ihr werdet erfahren, wer Joseph von Zutphen ist.“

Da nun von diesen beiden jungen Stutzern der eine so viel Galle und Feuer in sich trug als der andre, so kam

es sehr bald zum heftigsten Wortstreit, und es fehlte wenig, daß sie nicht in unserer Gegenwart mit ihren Degen an einander geriethen. Auf Zureden der übrigen wurde nun zwar ein Scheinfriede unter ihnen gestiftet, der aber nicht länger währte als bis zum folgenden Morgen, wo beide mit erwählten Beiständen vor der Stadt einen Zweikampf mit einander hielten, in welchem Joseph von seinem vormaligen Herzensfreunde, dem Jan, tödtlich verwundet auf dem Platze liegen blieb. Der Mörder nahm seine Flucht nach Frankreich, von wo aus er sehr bald an mich die zärtlichsten Briefe schrieb, und versprach, binnen einem halben Jahre seine Sachen so einzuleiten, daß er sich wieder ohne Gefahr in Middelburg dürfte sehen lassen, wofern er nur auf meine Zuneigung sicher rechnen könnte.

Allein bei mir war von nun an weder an Liebe noch an Aussöhnung mit Jan von Landre zu denken, und obwohl ich früherhin mehr Neigung für ihn als für alle andern Männer empfunden, so löschte doch der Gedanke an seine mit Blut befleckte Hand und an den um meinetwillen so jämmerlich Umgebrachten jeden Liebesfunken in meinem Herzen auf immer aus. Zugleich nahm mein angeborenes melancholisches Wesen dergestalt zu, daß meinen Eltern deshalb nicht wohl zu Muthe wurde, indem sie befürchteten, ich möchte mit der Zeit wohl gar eine Närrin werden.

Meine Schwester Philippine dagegen schlug sich ihren ermordeten Liebhaber in wenigen Wochen aus dem Sinn, entweder weil sie ihn nicht eben sehr heiß geliebt, oder weil sie Lust hatte, seine Stelle bald durch einen andern ersetzt zu sehen. Nicht lange nachher fand sich auch wirklich zu ihr ein neuer, mit allen Gaben des Glücks wohl versehener Liebhaber. Er hatte bei einer Gasterei Gelegenheit gefunden, sich mit meiner Schwester zu unterhalten, sich in sie verliebt, Zutritt in unser Haus erlangt, und ihr Herz ganz für sich gewonnen. Es war bereits so weit gekommen, daß die beiderseitigen Eltern das öffentliche Verlöbniß der beiden Liebenden anstellen wollten, als dieser mein zukünftiger Schwager, vor dem ich mich bisher stets verborgen gehalten hatte, eines Tages ganz unverhofft mich in meiner Schwester Zimmer ansichtig wurde. Ich wäre ihm gern entschlüpft, allein er trat mir in den Weg, so daß ich mich genöthigt sah, seine Komplimente anzuhören und zu beantworten. Aber welch ein Unheil entstand daraus? Denn der thörichte Mensch, der noch nicht einmal eine Stunde lang mit mir gesprochen, änderte sofort seinen Plan, wendete alle die Liebe, die er bisher zu meiner Schwester gehabt, mir zu, und ließ auch sogleich den folgenden Tag bei meinen Eltern um mich anhalten. Dies gab denn Anlaß zu einer großen Verwirrung in unserem Hause. Unsere Eltern wollten nämlich diese herrliche Partie durchaus nicht

fahren lassen, es möchte unter ihren beiden Töchtern betreffen, welche es nur immer wollte. Meine Schwester dagegen stellte sich über ihren untreuen Liebhaber fast rasend, und ungeachtet ich hoch und theuer schwur, einem solchen wetterwendischen Manne niemals meine Hand zu geben, so wollte sich doch keines der dabei Betheiligten dadurch beruhigen lassen. Meine Schwester hätte mich gern mit den Augen ermordet, die Eltern aber wandten allen Fleiß an, uns zu versöhnen, und versuchten, bald den wankelmüthigen Liebhaber auf die vorigen Wege zu bringen, bald mich zu bereden, daß ich ihm mein Herz schenken möchte. Allein eines wie das andere war fruchtlos, indem ich bei meinem einmal gethanen Schwure fest zu beharren beschloß, nnd wenn es auch mein Leben kosten sollte.

Wie nun der wetterwendische Mensch sah, daß bei mir durchaus nichts zu erreichen war, fieng er wieder an, sich meiner Schwester zu nähern, und diese spielte ihre Rolle so gut, daß er sich endlich aus eigenem Antriebe dazu entschloß, sie auf den Knieen um Vergebung seines begangenen Fehlers und um ihre vorige Gegenliebe zu bitten. Doch diese war Willens, sich nunmehr völlige Genugthuung für ihre beleidigte Ehre zu verschaffen, und sagte daher, sobald sie ihn von der Erde aufgehoben hatte: „Mein Herr, ich glaube, daß Ihr mich vor einiger Zeit wahrhaft geliebt, auch

so viele Zeichen einer herzlichen Gegenliebe von mir empfangen habt, als ein rechtschaffener Mann von einem wohlgesitteten Frauenzimmer nur irgend verlangen kann. Dessen ungeachtet habt Ihr Euer veränderliches Gemüth nicht zu verbergen vermocht. Indeß es ist vorbei, und es soll Euch von meiner Seite alles herzlich vergeben sein. Zugleich schwöre ich zu Gott, daß ich deshalb niemals die geringste Feindschaft gegen Eure Person hegen, aber daneben auch nimmermehr Eure Ehegattin werden will, weil die Furcht vor Eurer Unbeständigkeit sowohl Euch als mir zur beständigen Marter und Qual gereichen würde."

Alle Anwesenden stutzten gewaltig hierüber, und wandten im Verein mit dem Neuverliebten allen Fleiß und alle Beredsamkeit an, meine Schwester auf einen andern Sinn zu bringen; allein es half nichts, und der unbeständige Liebhaber mußte nunmehr wohlverdienter Weise bei beiden Schwestern durch den Korb zu fallen sich belieben lassen.

Auf diese Weise waren wir beide Schwestern wieder einig geworden, obwohl unsere Eltern mit unsern eigensinnigen Köpfen eben nicht zufrieden waren, da sich bei uns auch nicht die geringste Lust zu heirathen oder mit Mannspersonen umzugehen zeigen wollte. Endlich, da nach diesen unglücklichen Heiraths-Verhandlungen fast anderthalb Jahr verstrichen waren, fand ein junger, etwa acht und zwanzigjähri-

ger Cavalier Mittel und Wege, sich bei meiner Schwester einzuschmeicheln. Er hielt enge Freundschaft mit meinen Brüdern, nannte sich Alexander de la Mark, und war seinem Vorgeben nach von dem Geschlecht des Grafen Lumay de la Mark, der sich vor beinahe hundert Jahren in Diensten des Prinzen von Oranien durch die Eroberung der Stadt Briel einen unsterblichen Ruhm erworben und, so zu sagen, den Grund zu der holländischen Republik gelegt hatte.

Unsere Eltern waren mit seiner Bewerbung gar wohl zufrieden, weil er ein wohlgestalter, bescheidener und kluger Mann war, der sein großes Vermögen bei allen Gelegenheiten genugsam hervorblicken ließ. Doch wollten sie ihm das Jawort nicht eher geben, als bis er hierüber mit Philippinen völlig eins sein würde. Ob nun diese gleich ihren Entschluß immer von einer Zeit zur andern aufschob, so ward Alexander dennoch nicht verdrießlich, da er gar wohl einsah, es geschehe aus keiner andern Ursache, als um seine Beständigkeit auf die Probe zu stellen; auch begegnete Philippine ihrerseits ihm jederzeit mit der holdseligsten Freundlichkeit, wodurch ihm sein langes Warten sehr versüßt zu werden schien.

Meiner Schwester, unsern Brüdern und ihm zu Gefallen fand ich mich öfter bei ihren Lustbarkeiten mit ein,

ohne indeß irgend einem Liebhaber Gehör zu geben, obwohl sich viele um mich bewarben. Allmählig gesellte sich auch unser vormaliger Geliebter, Gallus von Witt, wieder zu uns, ließ indeß wegen des früher empfangenen Korbes nicht den geringsten Unmuth weiter blicken, sondern zeigte stets ein sehr unbefangenes Wesen, und sagte ausdrücklich: da es ihm in der Liebe zweimal so unglücklich gegangen, so sei er nunmehr fest entschlossen, nimmermehr zu heirathen. Meine Schwester wünschte ihm hierauf einstmals, daß er diesen seinen Sinn doch ändern, und uns alle fein bald zu seinem Hochzeitfest einladen möchte. Da er hiezu den Kopf schüttelte, sagte ich: „So ist's recht, Herr von Witt; nunmehr bin ich Euch für meine Person um so günstiger, da Ihr so wenig Lust als ich zum Heirathen bezeiget." Er erröthete darüber, und sagte: „Mademoiselle, ich wäre glücklich genug, wenn ich nur den geringsten Theil Eurer beider Gewogenheit wieder erlangen könnte, und Euch wenigstens als ein Freund oder Bruder lieben dürfte, ob Ihr gleich beiderseits mich zu lieben, so wie ich das Heirathen überhaupt, verredet und verschworen habt." — „Unter diesen Bedingungen," sagte hierauf Philippine, „wird es Euch jederzeit erlaubt sein, uns zu lieben und zu küssen."

Auf diese Worte unterstand sich von Witt eine Probe mit Küssen zu machen, was wir ihm als einen Scherz nicht

verweigern konnten. Dafür benahm er sich nachher bei allen Gelegenheiten desto bescheidener.

Eines Tages brachten de la Mark und meine Brüder nicht allein den Gallus von Witt, sondern auch noch einen unbekannten vornehmen Seefahrer mit sich, der erst neulich von den Bantamischen und Molukkischen Inseln in Middelburg angelangt war, und, wie er sagte, ehestens wieder dahin abzusegeln gedachte. Mein Vater fand, so wie wir andern alle, sehr viel Vergnügen daran, sich von dessen wunderbaren Schicksalen und von dem Zustande dieser Inseln, die der Republik so vortheilhaft waren, allerlei erzählen zu lassen; ja er schien kein Bedenken zu tragen, dereinst einen von seinen Söhnen auf einem Schiffe dahin abzusenden, wozu der jüngere mehr Lust bezeigte, als der ältere. Um nun mit diesem erfahrenen Seemanne in desto genauere Bekanntschaft zu treten, wurde derselbe in unserem Hause drei Tage nach einander auf's beste bewirthet. Nach Verlauf derselben bat der Seefahrer meinen Vater: er möge doch seinen vier Kindern erlauben, daß sie nebst Alexander de la Mark und Gallus von Witt sein Schiff besuchen dürften, wo er sie zum Dank für die genossene Ehre so gut als möglich bewirthen und mit einigen ausländischen Sachen beschenken wolle.

Unsere Eltern ließen sich dazu leicht bereden, und so

wurden wir denn gleich des folgenden Tages um Mittagszeit von unserem neuen Gönner abgeholt und auf sein Schiff geführt; bloß mein jüngster Bruder, der sich vergangene Nacht etwas übel befunden, mußte zu Hause bleiben. Auf dem Schiffe waren bei unserer Ankunft solche Anstalten getroffen, als wir uns nicht versehen hatten. Die Segel waren nämlich alle vom schönsten Seidenzeuge gemacht, und die Taue mit allerlei farbigen Bändern umwunden, die Ruder und das andere Holzwerk gemalt und vergoldet, und das Schiff inwendig mit den schönsten Tapeten ausgeschlagen, wie denn auch die Bootsleute in solche Livree gekleidet waren, wie de la Mark und Witt ihren Bedienten zu geben pflegten. Ehe wir uns darüber noch genug wundern konnten, wurde die Gesellschaft durch Ankunft noch zwei anderer Damen und eines wohlgekleideten jungen Menschen vermehrt, den mein Bruder William, auf unser heimliches Befragen, für einen jungen französischen Edelmann, Namens Henry de Frontignan, das eine Frauenzimmer aber für seine Schwester Marguerite, und die andere für desselben Geliebte, Antonie de Beziers, ausgab. Meine Schwester und ich hatten gar keine Ursache, an unseres Bruders Angabe zu zweifeln, wir ließen uns daher mit den beiden Damen in ein Gespräch ein, und fanden, daß sowohl sie als der junge französische Edelmann sehr klug und unterhaltend waren.

Es war angeordnet, daß wir auf dem Oberdeck des Schiffes in freier Luft speisen sollten; da aber ein in Seeland nicht ungewöhnlicher Regen einfiel, so mußte es unter dem Verdeck geschehen. Mein Bruder machte den Vorschlag, daß es uns allen noch mehr Vergnügen machen würde, wenn uns unser Wirth bei so gutem Winde eine Meile oder etwas weiter in die offene See und gegen Abend wieder zurückführen ließe, was denn auch Niemandem in der Gesellschaft zuwider war, vielmehr empfanden wir sowohl darüber als auch an der herrlichen Bewirthung, an der wohlklingenden Musik und an den übrigen unterhaltenden Spielen ein besonderes Wohlgefallen.

Da indeß unser Wirth, des Windes und Wetters wegen alle Schaulöcher hatte zunageln und bei hellem Tage Wachslichter anzünden lassen, so konnten wir bei so vielen lustigen Zeitvertreiben nicht gewahr werden, ob es Tag oder Nacht sei, bis die Sonne bereits zwei oder drei Stunden untergegangen war. Mir kam es endlich sehr bedenklich vor, daß unsere Mannspersonen einander den Wein ungewöhnlich stark zutranken, so wie auch, daß die beiden französischen Damen ganz eben so mittranken, wie die Männer. Ich gab daher meiner Schwester einen Wink, die auch sogleich folgte, und mit mir auf das Oberdeck hinauf stieg, wo wir denn zu unserem großen Mißvergnügen einen

schwarzumwölkten Himmel, nebst noch anhaltendem starken Regen, um unser Schiff herum nichts als schäumende Wellen, von fern aber den Glanz eines kleinen Lichtes gewahr wurden.

Wir verabredeten, unsern Verdruß zu verbergen, und als wir wieder zu der übrigen Gesellschaft kamen, sagte meine Schwester bloß soviel: „Hilf Himmel, meine Freunde, es ist bereits Mitternacht! Wann wollen wir wieder nach Middelburg kommen? und was werden unsere Eltern dazu sagen?"

„Gebt Euch zufrieden, meine Schwestern," antwortete unser Bruder William, „ich will bei den Eltern Alles verantworten; folget nur meinem Beispiele, und lasset Euch von Euren Liebhabern eben so umarmen, wie ich diesen meinen Herzensschatz umarme." Zugleich nahm er die Marguerite vom Stuhle und setzte sie auf seinen Schooß; die auch alles geduldig litt, und wie die ärgste Buhldirne mit sich umgehen ließ. Der vermeinte Edelmann Henry that mit seiner Buhlerin ein Gleiches, doch Alexander und Gallus scheuten sich, wie es schien, noch etwas, mit uns beiden Schwestern auf gleiche Art zu verfahren, ungeachtet sie von unserem leiblichen Bruder dazu aufgemuntert wurden.

Philippine und ich erstaunten über diesen Anblick, wußten aber noch nicht, ob es Scherz sein sollte, oder ob wir

im Ernst verrathen oder verkauft wären. Dennoch verließen wir die unzüchtige Gesellschaft, riefen meine gegenwärtige Schwägerin, damals unsere getreue Dienerin, herbei, und setzten uns in verwirrten Gedanken bei einer auf dem Oberlof des Schiffes brennenden Laterne nieder.

Unser vermeintlicher Wirth, der sich viehisch berauscht hatte, kam unterdeß zu uns herauf, und sagte mit stammelnder Zunge: „Sorget nicht, schöne Kinder! ehe es noch einmal Nacht wird, werdet Ihr in Eurem Brautbette liegen." Wir wollten weiter mit ihm reden, allein er stürzte im schrecklichsten Zustande besinnungslos nieder.

Philippine und ich waren über diesen schändlichen Anblick fast außer uns. Allein wir geriethen in noch größere Verzweiflung, als unsere treue Sabine plötzlich in die Hände schlug und mit ängstlichen Seufzern schrie: „Ach, meine liebsten Jungfrauen, wir sind, allem Anschein nach, schändlich verrathen und verkauft, und werden, wofern der Himmel nicht Wunder thut, weder Eure Eltern noch die Stadt Middelburg jemals wieder zu sehen bekommen. Daher laßt uns den festen Entschluß fassen, lieber unser Leben als unsere Ehre aufzugeben." Auf unsere ferneren Fragen erzählte sie uns, daß ein ehrliebender, auf dem Schiff befindlicher Reisender ihr mit wenigen Worten so viel gesagt, daß sie an unserem Unglück nicht mehr zweifeln könne.

Wir hätten unter diesen Umständen verzweifeln mögen, wenn nicht zu unserem Troste ein beherzter Deutscher, Namens Simon Heinrich Schimmer, Jakob Barson, ein Schwede, und gegenwärtiger David Rawkin, ein Engländer, — die alle drei nachher hier meine werthen Schwäger geworden sind — nebst noch zwei andern redlichen Leuten bei uns erschienen wären. Schimmer führte das Wort, und sagte ganz leise zu uns: „Glaubet sicherlich, meine Schönen, daß Ihr durch Eure eignen Anverwandten und Liebhaber verrathen worden seid. Zum Unglück haben ich und diese redlichen Leute dies erst jetzt — da wir schon sehr weit vom festen Lande entfernt sind — von einem treuen Bootsknechte erfahren, sonst wollten wir Euch gar bald in Freiheit gesetzt haben. Allein nunmehr ist es unmöglich, wir hätten denn das Glück, uns in Zukunft einen stärkern Anhang zu verschaffen. Sollte Euch aber unterdeß Gewalt angethan werden, so rufet um Hilfe, und seid versichert, daß wir fünf wehrhafte Männer eher unser Leben daran setzen, als Euch schimpflich behandeln lassen wollen."

Wir hatten kaum so viel Zeit, um diesen wie vom Himmel gesandten redlichen Männern einige Worte des Danks zu sagen, als unser leichtfertiger Bruder, von de la Mark und Witt begleitet, herzu kam, um uns hinunter zu holen. Witt stolperte indeß über unsern sinnlos daliegen-

den Wirth, und mußte sodann fortgetragen werden, auch William sank oben in der frischen Luft wie ohnmächtig zu Boden; bloß de la Mark blieb noch bei ziemlichem Verstande, und brachte es durch allerlei heuchlerische Reden endlich dahin, daß Philippine, ich, und unsere Sabine uns endlich bewegen ließen, wieder in die Cajüte hinunter zu steigen.

Aber welch ein schändlicher Anblick erwartete uns hier! Der angebliche französische Edelmann saß zwischen den beiden Buhlerinnen ganz entkleidet vor dem Camine, und zwar in einer so anstößigen Stellung, daß wir laut schreiend zurückfuhren, und uns mit verhülltem Gesicht in einen Winkel verbargen.

De la Mark kam hinter uns her, und wollte aus der Sache einen Scherz machen. Allein Philippine rief: „Bleibet fern von uns, Ihr ruchlosen Verräther, oder der erste, der uns berührt, soll auf der Stelle mit diesem Messer erstochen werden!" Als nun de la Mark sah, daß hier nichts zu machen sei, so erwartete er, gleich uns, in einem andern Winkel den Tag. Dieser war kaum angebrochen, als wir hinauf giengen und uns nach dem Lande umsahen; allein außer dem Schiffe zeigte sich unsern sehnenden Blicken nichts als Himmel und Wasser. Die Sonne gieng ungemein hell und klar auf, und fand alle übrigen noch in festem Schlafe liegend, uns drei Elenden aber in Klagen und Thränen.

Kaum hatten die Zecher ihren Rausch ausgeschlafen, als auch schon die ganze ehrbare Zunft zum Vorschein kam, und uns nöthigte, mit ihnen Kaffee zu trinken. Statt des Morgengrußes hielten wir unserem gottlosen Bruder eine heftige Strafrede. Dieser verlachte anfangs unsern Eifer, nahm aber nachher eine etwas ernsthaftere Miene an, und erwiederte uns Folgendes:

„Liebe Schwestern, seid versichert, daß nächst meiner geliebten Marguerite mir auf der Welt Niemand lieber ist, als Ihr und meine drei besten Freunde, nämlich Gallus, Alexander und Henry. Der erste, welcher Dich, Judith, auf's zärtlichste liebt, ist zur Genüge bekannt. Alexander aber, obgleich er so wie Henry nur ein armer Schlucker gewesen, hat alle Eigenschaften an sich, um Philippinen zu vergnügen, und für die gute Sabine wird sich auch bald ein braver Kerl finden. Deshalb, liebe Seelen, schicket Euch in die Zeit. Nach Middelburg wieder zurück zu kommen, ist unmöglich; alles indeß, dessen Ihr bedürfet, ist auf diesem Schiffe vorräthig. Auf der Insel Amboina werden wir unsere künftige Lebenszeit insgesammt sehr vergnügt zubringen, wofern Ihr nur erst Eure eigensinnigen Köpfe in Ordnung gebracht und Euch nach unserer Lebensart eingerichtet haben werdet."

Ich und meine Schwester konnten uns bei diesen Wor-

ten nicht länger einer Ohnmacht erwehren. Wir sanken zu Boden, und kamen erst nach einigen Stunden wieder zur Besinnung, wo wir uns denn in einer besonderen Schiffskammer allein unter den Händen unserer treuen Sabine befanden. Diese hatte unterdeß von den beiden unzüchtigen Dirnen das ganze Geheimniß erfahren, und erzählte es uns, wie folget:

Gallus von Witt, als der Haupturheber des ganzen Anschlags, hatte gleich nach seinem Liebesunglück, das er bei uns Schwestern gehabt, die vertrauteste Freundschaft mit unserem Bruder William geschlossen, und demselben gesagt: daß er unmöglich leben könne, wofern er nicht eine von uns Schwestern zur Frau bekäme, und sollte er auch sein ganzes Vermögen, das nahe an zwei Tonnen Goldes betrüge, daran setzen. William versicherte ihn seiner Dienstwilligkeit, und beklagte bloß, daß er kein Mittel zu ersinnen wisse, um seines Herzensfreundes Verlangen zu stillen. Gallus indeß, der seit der ganzen Zeit her auf einen eben so listigen als gewaltthätigen Anschlag gesonnen, führte unsern Bruder zu liederlichen Personen, nämlich zu Alexander, Henry, Antonien und Margueriten; worauf sich denn William in die Letztere verliebte, ja sich ihr und den übrigen schändlichen Verräthern ganz zu eigen ergab. Alexander, als der ansehnlichste von Person, wurde demnach auf des Gallus Ko-

sten in gehörigen Stand gesetzt, um als Cavalier aufzutreten und um Philippinen werben zu können. Zugleich aber kleideten sie einen alten, verunglückten Seeräuber als einen erfahrenen Ostindienfahrer an, der unsere Eltern und uns betrügen, ja uns arme, unerfahrene Mädchen in das Schiff locken mußte, welches Gallus und mein Bruder zu unserem Raube so fälschlich ausgerüstet hatten, als wollten sie damit eine Fahrt nach den Molukkischen Inseln unternehmen. Der letztere, nämlich mein Bruder, hatte nicht allein unsern Eltern eine erstaunliche Summe Geldes auf eine listige Art entwendet, sondern auch Philippinens und meine Kleinodien und Baarschaften mit auf das Schiff gebracht. Damit aber unsere Eltern nicht auf einmal aller ihrer Kinder beraubt würden, so hatte der ruchlose Mensch unserem jüngeren Bruder den Abend zuvor unvermerkt ein starkes Brechmittel eingegeben, so daß er den folgenden Tag bei der Schiffslustbarkeit nicht erscheinen und folglich unsere Entführung nicht hindern konnte.

Unter diesen Umständen blieb uns keine Hoffnung weiter übrig, und wir würden in der ersten Verzweiflung uns irgendwie den Tod gegeben haben, wofern unsere treue Sabine uns nicht davon zurückgehalten hätte. Mittlerweile entstand ein großer Lärm im Schiff, und Sabine zog Nachricht ein, daß ein Seeräuber uns verfolge und vielleicht bald

Feuer geben werde. Wir wünschten, daß es ein Franzose oder Engländer sein, und er unser Schiff erobern möge, weil wir dann doch eher Hoffnung hätten, gegen eine ansehnliche Ranzion Ehre und Freiheit zu erhalten. Allein, da der Wind unsern Entführern günstiger, auch überdies unser Schiff sehr wohl ausgerüstet, leicht und schnell war, so brach die Nacht abermals herein, ohne daß sich weiter etwas ereignete.

Wir hatten den ganzen Tag ohne Essen und Trinken zugebracht, ließen uns aber doch jetzt des Nachts von Sabinen bereden, etwas zu genießen, und da weder William noch Jemand anders uns vor die Augen zu kommen wagte, so überließen wir uns endlich, obwohl nicht ohne Aengstlichkeit, dem Schlummer.

Am folgenden Tage befanden sich Philippine und Sabine, so wie auch ich, in einem höchst traurigen Zustande. Die gewöhnliche Seekrankheit setzte uns nämlich so heftig zu, daß wir nichts gewisser als einen baldigen und erwünschten Tod vor uns sahen; allein der Himmel hatte uns diesen noch nicht zubeschieden. Denn nachdem wir über funfzehn Tage in dem heftigsten Phantasiren zugebracht, wurde unsere Gesundheit allmählig wieder hergestellt.

Während unserer Krankheit hatten nicht allein die beiden sauberen Damen, sondern auch die andern Verräther sich

uns zu nähern versucht, waren aber stets so übel empfangen worden, daß sie endlich unsere Pflege und Wartung einer alten Magd zu überlassen für gut fanden. Nachdem indeß unsere Gesundheit wieder hergestellt war, begaben wir uns aus unserer düstern Schiffskammer auf das Obertheil des Schiffes, um bei dem vorhandenen schönen Wetter der frischen Luft zu genießen. Unsere Entführer waren dies kaum gewahr worden, als sie auch schon herzukamen, uns Glück wünschten, und zugleich betheuerten, daß unsere Schönheit nach überstandener Krankheit noch mehr aufgeblüht sei. Wir beantworteten dies alles mit verächtlichen Worten und Geberden, ließen uns aber doch endlich durch höfliches Zureden bewegen, in ihrer Gesellschaft zu essen und zu trinken, wobei wir indeß jede Liebkosung, die etwa Gallus oder Alexander versuchten, standhaft von uns wiesen.

William unterstand sich, uns deshals zur Rede zu stellen und uns zu ermahnen, daß wir unseren Eigensinn fahren lassen und unseren Liebhabern lieber freiwillig ihre Wünsche gewähren möchten, ehe sie auf verzweifelte Mittel dächten, denen wir ja doch nicht würden widerstehen können, zumal da uns alle Aussicht auf Flucht oder andere Rettung benommen sei. Wir wiesen indeß seinen Antrag auf eine sehr ernsthafte, ja heftige Weise zurück. Jene kamen hierauf selbst, um nochmals ihr Heil in der Güte zu versuchen, da

wir indeß schworen, daß sie nimmermehr Theil an uns haben sollten, so hatten wir uns wieder auf eine Weile Ruhe geschafft.

Endlich aber wollte sich die böse Lust dieser Buben nicht länger unterdrücken lassen. In der einen Nacht wurden wir nämlich von Alexander, Gallus und dem Schiffsquartiermeister gewaltsam überfallen. Da wir uns einer solchen Bosheit aber schon längst versehen hatten, so hatten sowohl Philippine und Sabine als auch ich beständig ein bloßes Taschenmesser unter unserem Hauptkissen liegen, und ergriffen dasselbe in diesem Augenblick, wo unsere Kammerthür aufgestoßen wurde. Alexander stürzte auf meine Schwester, Gallus auf mich, und der Quartiermeister auf die ehrliche Sabine los. Doch die angestellte schändliche Comödie verwandelte sich sehr bald in eine blutige Tragödie. Denn kaum waren wir unserer Waffen mächtig geworden, als wir auch schon damit auf unsere Peiniger losstachen. Der Quartiermeister blieb nach einem einzigen ausgestoßenen Schrei stracks todt auf der Stelle liegen, da ihm die tapfere Sabine, wie sich nachher ergab, mit ihrem großen und scharfen Messer das Herz durchbohrt hatte. Alexander, den meine Schwester am Halse, und Gallus, welchen ich in die linke Seite gefährlich verwundet, wichen taumelnd zurück, wir drei Zitternden aber schrien aus allen Kräften um Hilfe.

William und Henry kamen herzu geeilt, und schienen das Blut ihrer Gefährten an uns rächen zu wollen, allein zu gleicher Zeit erschienen auch schon unsere Beschützer, Schimmer, Larson, Rawkin, und etwa noch vier bis sechs andere redliche Männer, die sich unserer nachdrücklich annahmen, und unsere Ehre bis auf den letzten Blutstropfen zu beschirmen schwuren. William und Henry mußten nun nicht bloß schweigen, sondern sich sogar gefallen lassen, daß man sie mit ihren liederlichen Dirnen aus der besten Schiffskammer heraustrieb, in welche wir nun eingewiesen, und von Schimmer und seinem Anhange Tag und Nacht hindurch bewacht wurden. Die Leiche des Quartiermeisters ward in's Meer geworfen; Alexander und Gallus befanden sich unter den Händen des Schiffsbarbiers, Schimmer aber und sein Anhang spielte jetzt den Meister auf dem Schiffe, und hielt die Uebrigen alle in Furcht.

Ungeachtet dieser Verwirrung ward unterdeß bei dem günstigen Winde und Wetter die Fahrt nach Ostindien eifrig fortgesetzt. Die um die Gegend des grünen Vorgebirges sehr scharf kreuzenden Seeräuber bewirkten bei uns so viel, daß die beiden streitenden Parteien auf dem Schiffe, um den gemeinschaftlichen Feinden desto besser Widerstand leisten zu können, bis auf gewisse Punkte sich ziemlich wieder einigten, worunter der Hauptpunkt der war, daß man uns drei Frauenzimmer nicht im geringsten kränken, sondern uns mit gezie-

mender Achtung begegnen solle. Demnach lebten wir wieder ziemlich ruhig, kamen aber mit keinem Fuße ans Land, ungeachtet schon dreimal unterweges frisches Wasser und Lebensmittel von den nahen Inseln eingenommen worden war. Gallus und Alexander, die nach etlichen Wochen von ihren gefährlichen Wunden völlig hergestellt waren, scheuten sich uns unter die Augen zu treten, William und Henry nebst ihren Buhldirnen redeten ebenfalls nur wenig mit uns, und so herrschte denn auf dem Schiffe ein gar wunderliches Wesen, bis endlich ein afrikanischer Seeräuber uns so nahe kam, daß sich die Unsrigen zu tapferer Gegenwehr entschließen mußten.

Es entstand ein hitziges Treffen, worin endlich gegen Abend der Mohr überwunden wurde, und sich mit allen auf seinem Raubschiff befindlichen Leuten ergeben mußte. Hiebei wurden dreizehn Christensclaven in Freiheit gesetzt, dagegen sechs und zwanzig Mohren zu unseren Gefangenen gemacht; die erbeuteten kostbaren Waaren und Kleinodien wurden unter die Sieger vertheilt. Nachher entstand ein Streit darüber, ob das eroberte Schiff versenkt oder behalten werden solle. Gallus und sein Anhang verlangte das Versenken, Schimmer aber nebst seiner Partei setzte sich durchaus dagegen, und drang endlich so weit durch, daß alles Volk auf die beiden Schiffe gleichmäßig vertheilt wurde. So kam

denn nun Schimmer mit seinem Anhange, worunter auch ich, Philippine und Sabine begriffen waren, auf das mohrische Schiff, konnte aber nicht verhindern, das Gallus und Alexander auf demselben den Oberbefehl überkamen, während William und Henry nebst ihren Dienen auf dem ersten Schiffe blieben.

Unsere beiden Schiffe richteten ihren Lauf nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wurden aber durch einen anhaltenden Sturm davon abgetrieben. Das Middelburgische Schiff verlor sich von dem unsern, und fand sich erst am fünften Tage wieder zu uns. Wir ruderten ihm aus allen Kräften entgegen, weil unseren Befehlshabern, die nebst ihren Getreuen von der Seefahrt wenig verstanden, an der Gesellschaft Jener nur zu viel gelegen war. Allein kaum waren wir noch einen Büchsenschuß von jenem Schiffe entfernt, als dasselbe vor unsern Augen mit entsetzlichem Krachen auseinander geschmettert wurde, und theils in die Luft sprang, theils auf der Meeresfläche auseinander getrieben wurde. Obwohl unser Schiff pfeilschnell von der Erschütterung rückwärts geschleudert wurde, steuerten wir dennoch nach der unglücklichen Stelle hin, um wo möglich noch einige der Verunglückten zu retten; allein Alles war fruchtlos.

Was dieser unverhoffte Schlag in uns und den Uebrigen für Gemüthsbewegungen veranlaßte, ist leicht zu erach-

ten. Wir Schwestern beweinten vor Allen den Tod unsers in seinen Sünden hingerafften Bruders; aber auch Alexander und Gallus hatten von diesem Tage keinen frohen Augenblick mehr, und überließen in dieser Stimmung gern den Oberbefehl an Herrn Schimmer, der bei dem bald nachher entstandenen Sturme die besten Maßregeln ergriff. Dieser Sturm hielt abermals bis auf den sechsten Tag an, und mattete alle unsere Leute dermaßen ab, daß sie wie die Fliegen dahin sanken. Das Schlimmste aber war, daß wir nicht wußten, in welcher Weltgegend wir uns jetzt befänden.

Nachdem wir auf diese Woche fünf Wochen in der Irre umher getrieben worden waren, und gar manche Beschädigungen und Verluste an Ankern, Masten und Segeln erlitten hatten, gieng zum größten Unglück mit der sechsten Woche nicht allein das süße Wasser, sondern auch fast aller Mundvorrath zu Ende. Der redliche Schimmer hatte nun zwar die Vorsicht gebraucht, nach und nach in unsere Kammer heimlich so viel einzutragen, daß wir und seine Freunde wohl noch einige Wochen länger als die andern zu leben hatten; allein Gallus, Alexander und die Uebrigen waren von nun an genöthigt, Leder und andere noch ekelhaftere Sachen sich zur Speise zu suchen.

Einst indeß mochte ein schändlicher Bube unsere gute Sabine an einem harten Stück Zwieback haben nagen sehen;

denn es entstand sogleich darüber ein Lärm, und Viele wollten behaupten, daß noch Vorrath genug vorhanden sein müsse. Ja Etliche rotteten sich zusammen, brachen in unsere Kammer ein, und als sie darin noch für etwa zehn Personen auf drei Wochen Speise vorfanden, wurden wir deshalb jämmerlich, ja bis auf den Tod gemißhandelt. Schimmer hatte diesen Lärm kaum vernommen, als er sogleich mit seinen Freunden herbeieilte, und uns aus den Händen unserer Feinde zu retten suchte. Bei diesem Anlaß kam es zu einem entsetzlichen Blutvergießen, worin die Rädelsführer der Gegenpartei, Alexander und Gallus, nebst vielen ihres Anhangs umkamen, worauf die noch Uebrigen um Gnade und Leben bitten mußten.

Es waren nunmehr in Allem nur noch fünf und zwanzig Seelen auf unserem Schiffe, unter welche aller noch vorhandene Speisevorrath gleichmäßig vertheilt wurde. Als aber das süße Wasser ausgetrunken war, und wir uns mit zubereitetem Seewasser behelfen mußten, riß der Schaarbock, wovon bereits Mehrere befallen waren, so sehr unter uns ein, daß binnen wenigen Tagen zehn Personen starben. Endlich kam die Reihe auch an meine liebe Schwester, die ich mit Sabinens Hilfe unter vielen Thränen auf ein Brett band, und sie den wilden Fluthen zum Begräbniß übergab. Ihr folgten binnen kurzem noch fünf Andere, die theils vom

Hunger, theils von der Krankheit hingerafft wurden. Wir Uebrigen, nämlich ich, Sabine, Schimmer, Larson, Rawkin, Schmerd, Hulst, Farding und eine leichtsinnige Frauensperson, die sich Clara nannte, hatten nichts mehr zu leben und fühlten uns von eben derselben Krankheit heftig angegriffen, so daß wir täglich unser Ende erwarteten. Wie wir nun endlich durch eine gnädige Fügung des Himmels an diesen Felsen geführt, und von unsern Errettern auf diese anmuthige Insel herauf geschafft worden, und was sich mit uns neu angekommenen Gästen weiter hier zugetragen, wird sich vielleicht ein andermal bequemer erzählen lassen. Für jetzt bitte ich mit meinem guten Willen zufrieden zu sein."

---

Und so endigte die angenehme Matrone für diesmal ihre Erzählung, da es bereits ziemlich spät geworden war. Nachdem wir ihr dafür Dank gesagt, legten wir uns zur Ruhe.

Am folgenden Morgen machten wir eine Lustfahrt nach Christianusraum. Diese Pflanzstadt lag sehr lustig zwischen Gewässern, und hatte zwar in ihrem Bezirk keine Weinberge, allein dagegen gleich den übrigen wohlbestellte Felder, Holzung, Wild und herrlichen Fischfang. Wir hielten uns hier nicht lange auf, sondern reis'ten, nachdem wir ihnen

das gewöhnliche Geschenk gereicht, und die Mittagsmahlzeit eingenommen hatten, wieder zurück.

Am Abend, um die gewöhnliche Stunde, als wir wieder beisammen saßen, begann David Rawkin auf des Altvaters Aufforderung uns seine Lebensgeschichte folgendermaßen zu erzählen.

# Geschichte des David Rawkin.

"Ich stamme aus einem der vornehmsten Lordsgeschlechter Englands, und bin dennoch im Jahr 1640 von sehr armen Eltern in einer Bauerhütte auf dem Dorfe geboren worden, weil ein Vergehen meiner väterlichen und mütterlichen Voreltern ihre Nachkommen nicht allein um alles Vermögen, sondern auch sogar um ihren ehrlichen Geschlechtsnamen gebracht hatte. Sie hatten nämlich den letzteren aus Noth verleugnen und sich nachher schlechthin Rawkins nennen müssen, um nur in einer fremden Provinz ohne Schimpf ruhig, obwohl höchst elend, leben zu können. Meine Eltern, ob sie gleich an diesen Vergehungen der Ihrigen völlig unschuldig gewesen, waren dennoch, um einem schweren Gefängnisse und andern Mühseligkeiten zu entgehn, genöthigt worden, mit ihren besten Sachen die Flucht zu ergreifen. Doch, wenn sich das Schicksal einmal vorgenommen hat, unglückliche Menschen zu verfolgen, so müssen sie auch auf der sichersten

Straße von den Feinden ereilt werden. So war es auch meinen Eltern ergangen. Denn als sie bereits weit hinweg waren und vor ihren Verfolgern sicher zu sein glaubten, wurden sie einst des Nachts von einer Rotte Straßenräuber überfallen, bis auf's bloße Hemde ausgeplündert, und in die Flucht getrieben, so daß sie kaum mit anbrechendem Tage eine Mühle erreichen konnten, wo sie von der mitleidigen Müllerin aufgenommen und mit einigen alten Kleidern beschenkt wurden. Da indeß der dazu kommende Müller hierüber scheele Augen machte, und sich weder durch meiner Eltern Unglück noch durch ihre Jugend und Schönheit rühren ließ, so wurden sie genöthigt, nachdem er ihnen noch aus besonderer Gnade ein halbes Brot und zwei Käse mitgegeben, ihren Stab weiter zu setzen. Indeß die barmherzige Müllerin schickte ihnen eine Viehmagd nach, die sie in eine kleine Bauerwohnung des nächsten Dorfes führte, ihnen eine halbe Guinee an Gelde überreichte, und der Bauerfrau befahl, diese Gäste auf Kosten der Müllerin bestens zu bewirthen.

So hatten denn meine Eltern von nun an Zeit genug, ihr Unglück zu bejammern, zugleich aber auch die Fürsorge Gottes und die Güte der Müllerin zu preisen, welche meine Mutter wenigstens allwöchentlich ein paar Mal besuchte und unter der Hand ohne ihres Mannes Wissen reichlich versorgte, da sie als eine betagte Frau, die weder Kinder noch

andere Erben außer ihrem unvernünftigen Mann hatte, sich ein Vergnügen daraus machte, armen Leuten von ihrem Ueberflusse Gutes zu thun.

In der dritten Woche ihres dasigen Aufenthalts kam meine Mutter mit mir in's Wochenbette. Die Müllerin nebst anderen Bauersleuten wurden zu meinen Taufzeugen erwählt. Die erstere bestritt die ganze Ausrichtung aus ihrem Beutel, und verbot meiner Mutter auf's Aeußerste, ihre große Armuth Niemandem kund zu geben, sondern Jedermann zu überreden, ihr Mann, als mein Vater, sei ein von einem unruhigen Bischofe vertriebener Schulmeister.

Dieser Einfall schien meinem Vater sehr passend, um seinen Stand und seine Abkunft dadurch zu verbergen. Er ließ sich eine dazu passende Kleidung machen, und ward sehr bald von allen Leuten für einen abgedankten Schulmeister angesehen. Da er eine sehr feine Hand schrieb, so gaben ihm die umwohnenden Pfarrherren und andere Gelehrten so viel abzuschreiben, daß er das tägliche Brot für sich, meine Mutter und mich dadurch kümmerlich verdienen konnte, und also der wohlthätigen Müllerin nicht allzu beschwerlich fallen durfte, die dessen ungeachtet nicht unterließ, meine Mutter wöchentlich mit Gelde und anderen Bedürfnissen zu versorgen.

Doch etwa ein halbes Jahr nach meiner Geburt legte sich diese Wohlthäterin unverhofft auf's Krankenbette nieder,

und starb. Vor ihrem Tode ließ sie indeß noch meine Mutter vor sich kommen, und händigte ihr einen Beutel mit Goldstücken, wohl höher als vierzig Pfund Sterling an Werth, zu meiner Erziehung ein, wobei sie bemerkte, daß wir dieses ihres heimlich ersparten Geldes weit würdiger und bedürftiger wären als ihr ungetreuer Mann, der schon bei ihren Lebzeiten vieles durchgebracht, und nach ihrem Tode vielleicht auch noch das Uebrige, was sie ihm zugebracht, vollens vergeuden würde.

Mit diesem kleinen Kapitale war meinen Eltern in ihren damaligen Umständen ziemlich geholfen, und mein Vater ließ sich in den Sinn kommen, Frau und Kind aufzupacken, und mit diesem Gelde nach Holland oder Frankreich zu gehen, um daselbst zu Lande oder zur See in Kriegsdienste zu treten. Indeß auf inständiges Bitten meiner Mutter gab er diesen Gedanken wieder auf, und nahm endlich die erledigte Schulmeisterstelle in unserem Dorfe an, die jährlich, Alles zusammen gerechnet, etwa zehn Pfund Sterling einbrachte.

Vier Jahre lang verwaltete mein Vater diesen Dienst still und vergnügt. Jeder war mit ihm zufrieden, und bemühte sich, seinen Fleiß durch außerordentliche Geschenke zu belohnen, so daß meine Eltern endlich so viel Geld zusammen sparten, um davon ein kleines Gütchen kaufen zu können. Da indeß an den festgesetzten Kaufgeldern noch etwas fehlte,

sah sich meine Mutter genöthigt, das letzte und beste geheimelte Goldstück, das sie von der Müllerin bekommen, bei ihrer Nachbarin zu versetzen.

Diese falsche Frau gab zwar so viel Münze darauf, als meine Mutter begehrte; da sie aber das sehr kennbare Goldstück früher einmal bei der verstorbenen Müllerin gesehen hatte, überdies auch wohl mit dem Müller in verbotenem Umgange leben mochte, so zeigte sie das Goldstück dem Müller. Dieser nahm es gegen ein anderes Pfand von ihr, trug es zum Oberrichter, klagte meine Eltern des Diebstahls an, und brachte es dahin, daß beide plötzlich, ohne zu wissen warum, verhaftet und in Fesseln gelegt wurden.

Anfangs glaubte mein Vater, seine Feinde am königlichen Hofe hätten ihn hier ausgekundschaftet und verhaften lassen. Allein um so heftiger war sein Schrecken, als man ihn so wie meine Mutter wegen des Diebstahls, den sie bei der verstorbenen Müllerin begangen haben sollten, zur Rede stellte. Da sie indeß ein gutes Gewissen hatten und, um alle Weitläuftigkeiten zu vermeiden, dem Oberrichter die ganze Sache offenbarten, wurden sie zwar nach vorhergegangener Untersuchung gänzlich freigesprochen, jedoch aber so lange in gefänglicher Haft behalten, bis sie ihres Standes und ihrer Herkunft wegen sichere Zeugnisse beigebracht haben würden, da ihr bisheriges Vorgeben falsch befunden worden, und der

Oberrichter in ihnen verdächtige Personen zu entdecken glaubte.

Unterdeß lief ich armes sechsjähriges Kind in der Irre umher, und nährte mich von den Brosamen, die von fremder Leute Tische fielen. Zwar hatte ich Erlaubniß, meine Eltern bisweilen in ihrem Gefängniß zu besuchen, allein da diese, so oft sie mich sahen, die bittersten Thränen vergossen, so hatte ich wenig Freude bei ihnen und besuchte sie immer seltener. Dagegen gesellte ich mich nun fast täglich zu einem Gänsehirten, bei welchem ich das Vergnügen hatte, im Felde herum zu laufen, mit den jungen und alten Gänsen zu spielen, und sie hüten zu helfen, wofür mich der Gänsehirte mit allem Nöthigen ziemlich versorgte.

Eines Tages, als sich dieser mein Wohlthäter an einem schattigen Orte zur Ruhe gelegt und mir das Commando über die Gänse allein überlassen hatte, kam ein Cavalier mit zwei Bedienten geritten, denen ein großer englischer Hund folgte. Dieser tummelte sich unter meinen Gänsen lustig herum, und biß fast in einem Augenblick fünf bis sechs Stück todt. So klein ich war, so heftig entbrannte mein Zorn gegen den Mörder; ich lief wüthend auf ihn los, und stieß ihm meinen spitzigen Stock so tief in den Leib, daß er auf der Stelle liegen blieb. Der eine Bediente des Cavaliers kam nun voll Ingrimm zurück geritten, und gab mir mit der Peitsche einen Hieb über die Lenden, worüber ich so erbittert

wurde, daß ich seinem Pferde einige blutige Stiche versetzte.

Hierauf kam sowohl mein Meister als auch der Cavalier selber herbei. Der Letztere erstaunte über die Herzhaftigkeit eines so kleinen Knaben, zumal da ich den, der mich geschlagen, noch immer mit sehr grimmigen Geberden ansah. Der Cavalier ließ sich mit dem Gänsegeneral in ein langes Gespräch ein, und als er von demselben meine und meiner Eltern Lage erfahren, sagte er: „Es ist Schade, daß dieser Knabe, dessen Gesichtszüge und angeborene Heftigkeit etwas Besonderes andeuten, in seiner zarten Jugend so verwahrloset werden soll. Wie heißest Du, mein Sohn?" fragte er hierauf mit liebreicher Miene. — „David Rawkin," gab ich ganz trotzig zur Antwort. Er fragte mich weiter: ob ich mit ihm reisen und bei ihm bleiben wolle; denn er sei ein Edelmann, der nicht weit von da ein Schloß besitze, und große Lust habe, mich in eine bessere Lage zu setzen. Ich besann mich nicht lange, sondern versprach, ihm zu folgen, wofern er mir vor dem bösen Kerl Frieden schaffen und meinen Eltern aus dem Gefängniß helfen wolle. Ueber das Erstere lachte er, und versicherte, daß mir Niemand ein Leides zufügen solle, wegen meiner Eltern aber wolle er mit dem Oberrichter reden.

Eben der Bediente, der bisher mein Feind gewesen, nahm mich nun mit sehr freundlichen Geberden hinter sich

auf's Pferd, und ritt hinter dem Cavalier her, nachdem dieser zuvor dem Gänsehirten zwei Hände voll Geld gegeben und ihm anbefohlen hatte, meinen Eltern die Hälfte davon zu bringen, und ihnen zu sagen, wo ich geblieben wäre.

Ich kann nicht beschreiben, mit welcher Gewogenheit ich nicht allein von des Edelmanns Frau und ihren beiden Kindern, sondern auch von dem ganzen Hausgesinde aufgenommen wurde, weil mein munteres Wesen allen gefiel. Man ließ mich sogleich andere Kleider anziehen, und wandte alles Mögliche an mich, um mir eine bessere Erziehung zu geben. Einige Tage nachher nahm mich mein Herr mit sich zum Oberrichter, und bewirkte so viel, daß meine Eltern, die fast ganz in Vergessenheit gerathen zu sein schienen, wieder auf's Neue verhört wurden. Kaum aber hatte mein Herr meine Eltern recht in's Auge gefaßt, als ihm die Thränen über die Wangen rollten und er sich nicht enthalten konnte, vom Stuhl aufzustehen und sie beide zu umarmen.

Mein Vater, der sich nunmehr entdeckt sah, hielt es jetzt für besser, dem Oberrichter Alles ohne Rückhalt zu offenbaren. Mein Edelmann, welcher Eduard Sadby hieß, sagte öffentlich: „Ich bin in meinem Herzen völlig überzeugt, daß diese armen Leute an dem Verbrechen der beleidigten Majestät, welches ihre Eltern und Freunde begangen haben, unschuldig sind. Man verfährt zu scharf, wenn man

die Strafe der Eltern auch auf die unschuldigen Kinder ausdehnt, und mein Gewissen erlaubt mir nicht, diese beklagenswerthen Personen mit verdammen zu helfen, ungeachtet ihre Vorfahren seit hundert Jahren meine Todfeinde sind."

Durch alle diese Vorstellungen konnte indeß der redliche Mann nichts weiter ausrichten, als daß meinen Eltern alle ihre in Beschlag genommenen Sachen wieder zurück gegeben und sie selber in einer ihrem Stande angemessenern Verwahrung gehalten wurden, weil der Oberrichter zu vernehmen gab, daß er sie vermöge seiner Pflicht nicht eher völlig losgeben könne, bis er die ganze Sache nach London berichtet und von daher Befehl empfangen hätte, was er mit ihnen machen solle. Damit mußten wir uns denn für diesmal begnügen. Ich wurde von ihnen unzähligemal geküßt, und reis'te sodann mit meinem gütigen Pflegevater wieder auf sein Schloß zurück, der mich von nun an gleich seinen leiblichen Kindern zu erziehen beschloß, auch meine Eltern mit hundert Pfund Sterling, desgleichen mit allerlei standesmäßigen Kleidern und anderen Sachen beschenkte.

Allein das Schicksal hörte nicht auf, meine armen Eltern zu verfolgen. Schon nach wenigen Wochen lief bei dem Oberrichter ein königlicher Befehl ein, welcher dahin lautete: daß, ungeachtet wider meine Eltern nichts Erhebliches aufgebracht werden könne, sie dennoch verschiedener Muthmaßun-

gen wegen in das Staatsgefängniß nach London abgeliefert werden sollten.

Demnach wurden dieselben unvermuthet dahin abgeführt, und mußten um ihrer Feinde willen, die ihre Güter unter sich getheilet, so lange im Tower sitzen, bis sie einige Monate nach des Königs Enthauptung ihre Freiheit nebst der Hoffnung, zu ihren Erbgütern zu gelangen, wieder bekamen. Allein der Gram und Kummer hatte schon seit langer Zeit sie beide so sehr entkräftet, daß sie sich, obwohl noch in ihren besten Jahren, fast zugleich auf's Krankenbette niederlegten und binnen drei Tagen einander im Tode folgten.

Vor ihrem, mir so schmerzlichen Hintritt hatte ich noch das Glück, ihren letzten Seegen zu empfangen, ihnen die Augen zuzudrücken, und zugleich Erbe ihres ganzen Vermögens zu werden, das sich etwa auf 150 Pfund Sterling belief.

Mein Edelmann ließ meine Eltern standesmäßig zur Erde bestatten, und nahm sich meiner nachher als ein Vater an; allein bald nachher zerfiel er, ich weiß nicht wodurch, mit dem Protector Cromwell, weshalb er ermordet und die Seinigen in eine eben so traurige Lage versetzt wurden, als die meinige war.

Mit diesem Pfeiler sank das ganze Gebäude meiner Hoffnungen für die Zukunft auf immer dahin. Da ich als

dreizehnjähriger Knabe keinen Freund zu finden wußte, der sich meiner annähme, so begab ich mich zu einem Kaufmann, dem der Verstorbene 200 Pfund Sterling für mich auf Zinsen gegeben hatte, und verzehrte bei ihm die Interessen dieses Kapitals. Dieser wollte mich anfangs zu seinem Gewerbe bereden, da ich aber durchaus keine Lust dazu bezeigte, sondern entweder ein Gelehrter oder ein Soldat zu werden wünschte, so übergab er mich endlich einem guten Meister in den Sprachen zum Unterricht, bei welchem ich mich so sehr anstrengte, daß ich binnen Jahres Frist mehr lernte, als andere, die mich an Jahren weit übertrafen.

Eines Tages, als ich auf dem Platze spazieren gieng, wo so eben ein neues Regiment Soldaten gemustert werden sollte, fiel mir ein Mann in die Augen, dem alle Leute eine besondere Ehrerbietung bezeigten. Ich fragte einen neben mir stehenden alten Mann: wer dieser Herr sei? und bekam zur Antwort: daß dies derjenige Mann sei, welcher die Freiheit und Glückseligkeit der ganzen Nation wieder hergestellt habe, und einem jeden Unterdrückten sein Recht verschaffe. — „Wie heißt er mit Namen?" fragte ich weiter. Worauf mir der Alte zur Antwort gab: „Er heißt Olivier Cromwell, und ist nunmehr des ganzen Landes Protector."

Ich stand eine Weile in Gedanken, und fragte dann meinen Alten nochmals: „Sollte dieser Olivier Cromwell

wirklich ein so redlicher Mann sein?" In diesem Augenblick wandte sich Cromwell gegen mich und sah mir starr in die Augen. Ich sah ihn nicht weniger starr an, und brach plötzlich mit unerschrockenem Muthe in die Worte aus: „Mein Herr, verzeihet mir! ich höre, daß Ihr derjenige Mann sein sollet, der einem jeden, wer es auch sei, zu seinem Recht verhelfe. Daher liegt es bloß nunmehr an Euch, an mir eine Probe davon abzulegen, weil schwerlich irgend ein Engländer von Stande härter und unschuldiger gedrückt wird, als eben ich."

Cromwell ließ seine Bestürzung über meine Freimüthigkeit deutlich genug merken, faßte indeß meine Hand, und führte mich bei Seite, wo er meinen Namen, Stand und meine Noth in kurzen Worten erfuhr. Er sagte hierauf nichts weiter als dies: „Mein Sohn, geduldet Euch nur kurze Zeit; ich werde nicht ruhen, bis Euch geholfen ist, und damit Ihr glaubet, daß es mein Ernst ist, will ich Euch gleich auf der Stelle ein Zeichen davon geben." Mit diesen Worten führte er mich mitten unter einen Haufen Soldaten, nahm einem Fähndrich die Fahne aus der Hand, übergab dieselbe an mich, und machte mich auf der Stelle zum Fähndrich, so wie den vorigen zum Lieutenant.

Mein monatlicher Sold belief sich zwar nicht höher als auf acht Pfund Sterling, doch Cromwell's Freigebigkeit

brachte mir desto mehr ein, so daß ich nicht allein keine Noth leiden durfte, sondern so gut und besser als andere Oberoffiziere leben konnte. Unterdeß verzögerte sich meine Wiedereinsetzung in meine Güter so lange, bis Cromwell endlich darüber starb, sein Sohn Richard verworfen, und der neue König, Karl der Zweite, wieder in's Land gerufen wurde. Bei dieser Gelegenheit empörten sich meine Feinde auf's Neue wider mich, und brachten es dahin, daß ich meinen Posten verließ, und mit vierhundert Pfund Sterling in baarem Gelde nach Holland gieng, mit dem festen Vorsatze, mein widerwärtiges Vaterland nie wieder mit einem Fuße zu betreten.

Ich hatte gerade mein zwanzigstes Jahr erreicht, als ich nach Holland kam. Da ich indeß auch hier keine Aussicht für mich fand, so setzte ich von da meine Reise nach Deutschland fort, in der Absicht, bei den Kaiserlichen oder Kurbrandenburgischen Truppen Dienste zu suchen. Allein zu meinem Verdrusse ward so eben Friede geschlossen, und Niemand hatte Lust, mir zu Gefallen von neuem Krieg anzufangen.

Indeß begegnete mir auf der Reise durch den berüchtigten Thüringer Wald ein verzweifelter Streich. Ich wurde nämlich eines Abends von einem so grausamen Donnerwetter und Platzregen überfallen, daß ich bei hereinbrechender

Nacht genöthigt war, vom Pferde abzusteigen und es zu führen. Nachdem ich mich schon weit verirrt hätte, und etwa gegen Mitternacht mein Nachtlager unter einem Eichbaume zu nehmen entschlossen war, fiel mir durch das Gesträuch der Schein eines von fern brennenden Lichtes in die Augen, und bewog mich, mit meinem Gaul dem Schimmer nachzugehen. Nach Verlauf einer halben Stunde gelangte ich endlich an ein Haus, worin es sehr herrlich und in Freuden zugieng, indem ich von innen heraus eine seltsam klingende Musik hörte, und durch das Fenster fünf bis sechs Paare im Tanz erblickte. Mein von vielem Regen erkälteter Leib sehnte sich nach einer warmen Stube, daher pochte ich an, bat die herausguckenden Leute um ein Nachtquartier, und wurde von ihnen auf's Freundlichste empfangen. Der Wirth führte mein Pferd in einen Stall, brachte meinen blauen Mantelsack in die Stube, ließ dieselbe warm machen, damit ich meine nassen Kleider trocknen könnte, und setzte mir einige ganz wohl schmeckende Speisen vor, die ich mit großem Appetit verzehrte. Nachher hätte ich mich gern mit drei anwesenden ansehnlichen Männern in ein Gespräch eingelassen; da sie indeß weder englisch noch holländisch, vielweniger mein weniges Latein verstehen konnten, und mit meinem gebrochenen Deutsch sich nicht begnügen wollten, so legte ich mich auf die Streu nieder, und zwar an die Seite eines Menschen, den

der Wirth für einen bettelnden Studenten ausgab. Ich blieb bei demselben liegen, ungeachtet der gute Wirth, unter dem Vorwande, daß ich da voll Ungeziefer werden würde, mir eine andere Stelle anweisen wollte.

Ich hatte die Thorheit begangen, verschiedene Goldstücke aus meinem Beutel sehen zu lassen, indeß dieselben nachher mit meinem übrigen Gelde um den Leib herum wohl verwahrt, meinen Mantelsack unter den Kopf, Pistolen und Degen aber neben mich gelegt. Gleichwohl war diese Vorsicht insofern vergeblich, weil ich in einen so tiefen Schlaf fiel, der, wofern es Gott nicht verhütet, mich in den Todesschlaf versenkt hätte. Denn bald nach meinem Niederlegen machten die drei ansehnlichen Männer, welche sämmtlich Spitzbuben waren, einen Anschlag auf mein Leben, und hätten mich mit leichter Mühe ermordet, wenn nicht der ehrliche, neben mir liegende Student, welches der nunmehr selige Heinrich Schimmer war, im verstellten Schlafe Alles mit angehört und mich errettet hätte.

Die Mörder entfernten sich nämlich zuvor auf kurze Zeit aus der Stube. Schimmer bemühte sich während dieser Zeit mich zu ermuntern, und da dies nicht möglich war, so nahm er meine zu Häupten liegenden Pistolen und Degen unter seinen Rock, der ihm zur Decke diente. Nicht lange darauf bemerkte er, daß sie alle drei wieder zurück kamen,

und daß einer, mit einem großen Messer in der Hand, mir die Kehle abzuschneiden Miene machte.

Zwei derselben ließen sich auf ihre Kniee nieder, der eine nämlich, um mir den tödtlichen Schnitt zu geben, der andere aber, um Schimmer's Bewegungen zu beobachten, als dieser letztere plötzlich aufsprang, und beide fast zu gleicher Zeit vermittelst meiner Pistolen niederschoß. Indem ich durch den doppelten Knall erweckt auffuhr, sah ich, wie der dritte Mörder von Schimmer mit dem Degen niedergestochen wurde. Dessen ungeachtet hatten sich noch drei Männer und vier Weibspersonen vom Lager erhoben, die uns mit hölzernen Werkzeugen niederzuschlagen gedachten. Allein da ich unter Schimmer's Rocke meinen Degen fand und zum Zuge kam, brachten wir es sehr bald dahin, daß diese sieben Personen übel zugerichtet ihr voriges Lager wieder aufsuchen mußten. Bei dem ganzen Streite war mir am lächerlichsten, daß mich eine Frauensperson mit einer ziemlich vollen Geldkatze über den Kopf schlug, so daß mir fast Hören und Sehen verging; nachdem ich indeß diese Amazonin durch einen gewaltigen Hieb über den Kopf in Ohmacht gebracht, hatte ich Zeit genug, mich ihres kostbaren Gewehrs zu bemächtigen und es in meinem Busen zu verbergen.

Während Schimmer die Pistolen auf's Neue lud, kam der Wirth mit noch zwei handfesten Kerlen hinzu und fragte:

was es gäbe? Schimmer antwortete: „Es giebt hier Schelme und Spitzbuben zu ermorden, und derjenige, der die geringste Miene macht, uns anzugreifen, soll ihnen im Tode Gesellschaft leisten.“ Hierauf stellte sich der Wirth nebst seinen Beiständen als die ehrlichsten Leute von der Welt, schlugen die Hände zusammen und schrien: „O welch ein Anblick! Was hat uns das Unglück heute für Gäste zugeführt!“ Allein Schimmer stellte sich wie ein zweiter Herkules an, und befahl, daß der Wirth sogleich mein Pferd gesattelt hervor führen sollte, während sich seine zwei Beistände wie ein paar Hunde vor der Stubenthür niederlegen mußten. Wir beide kleideten uns unterdeß völlig an, ließen mein Pferd heraus führen, die Thür öffnen, und den Wirth den Mantelsack aufbinden. Darauf reis'ten wir noch vor Tages Anbruch ab, und erinnerten uns erst nachher, daß der Wirth vor Angst uns nicht einmal die Zehrungskosten abgefordert hatte, wofür wir ihm drei bis vier Todte und sechs schwer Verwundete hinterlassen hatten.

Wir führten das Pferd hinter uns her, und folgten, ohne ein Wort mit einander zu reden, Schritt vor Schritt dem gebahnten Wege, ohne zu wissen, wo derselbe hinführte, bis endlich der helle Tag anbrach, der mir diesmal noch erwünschter als sonst erschien. Da ich indeß mein Pferd betrachtete, fand sich, daß mir der Wirth, statt meines blauen

Mantelsacks einen grünen aufgebunden hatte. Ich gab dies Schimmer'n auf lateinisch zu verstehen, und dieser war eben so neugierig als ich, zu erfahren, was wir für Raritäten darin antreffen würden. Wir führten daher das Pferd seitwärts ins Gebüsch, packten den Mantelsack ab, und fanden darin fünf vergoldete silberne Kelche, drei silberne Oblatenschachteln, allerlei Beschläge, die von Büchern abgebrochen waren, nebst anderen kostbaren und mit Perlen gestickten Kirchenornaten; zuletzt aber kam uns in einem Bündel zusammen gewickelter schwarzer Wäsche ein lederner Beutel in die Hände, worin sich sechshundert Stück Dukaten befanden.

Schimmer'n so wie mich befiel bei diesem Funde ein entsetzlicher Schrecken, so daß uns der Angstschweiß über unsere Gesichter rann, und wir beiderseits nicht wußten, was wir mit diesen Geräthen anfangen sollten. Endlich, nachdem wir einander lange stillschweigend angesehen, sagte mein Gefährte: „Werther Fremdling, ich merke aus Allem, daß Ihr eben so redlich gesinnt seid als ich. Darum wollen wir Gelegenheit suchen, die zu Gottes Ehre geweihten Sachen und Heiligthümer von uns und an einen Ort zu schaffen, von wo sie wieder an ihre Eigenthümer abgeliefert werden können; denn die, welche vergangene Nacht von uns getödtet und verwundet worden, sind unfehlbar Kirchendiebe gewesen. Was aber diese sechshundert Dukaten anbelangt, so glaube

ich, daß wir dieselben für unsere ausgestandene Gefahr und Mühe gar wohl behalten können. Was meint Ihr dazu?"

Ich gab ihm zu verstehen, daß meine Gedanken mit den seinigen völlig übereinstimmten; worauf wir wieder aufpackten, und unseren Weg, so eilig als möglich, weiter fortsetzten. Unterweges sagte mir Schimmer: ich sollte mich nur um nichts bekümmern, denn da ich ohnehin der deutschen Sprache unkundig wäre, so wollte er schon Alles so einzurichten suchen, daß wir ohne fernere Weitläuftigkeit und Gefahr fortkommen könnten, wohin es uns beliebte.

Mit großer Beschwerde reis'ten wir den ganzen Tag, und zwar ohne Speise und Trank, durch den fürchterlichen Wald, und erreichten endlich bei Sonnen Untergang einen ziemlich großen Flecken, woselbst Schimmer sogleich nach des Priesters Wohnung fragte, und nebst mir vor derselben halten blieb.

Der ehrwürdige, etwa sechzigjährige Priester kam gar bald vor die Thür, und Schimmer redete ihn in lateinischer Sprache folgendermaßen an: „Mein Herr, es mag uns vielleicht als eine Unhöflichkeit ausgelegt werden, daß wir bei Euch um ein Nachtquartier bitten, da wir doch als Fremde in das Wirthshaus gehören; allein ein ganz besonderer Vorfall zwingt uns, in Berücksichtigung Eures heiligen Amtes, bei Euch Rath und Hilfe zu suchen. Daher schlaget uns

keines von beiden ab, und seid versichert, daß wir beide keine Bosheit, sondern die redlichste Gesinnung im Herzen hegen. Solltet Ihr indeß, dieser Versicherung ungeachtet, noch irgend Mißtrauen hegen, — was man Euch bei den gegenwärtigen Zeitläufen wohl zu gute halten muß — so brauchet Eurerseits alle nur erdenkliche Vorsicht, lasset Euch aber dennoch erbitten, unser Geheimniß anzuhören."

Der redliche Geistliche machte nicht die geringste Einwendung, sondern ließ unser Pferd in den Stall führen; uns selbst aber nöthigte er sehr treuherzig in seine Stube, wo wir von seiner Hausfrau und seinen erwachsenen Kindern wohl empfangen wurden. Nachdem wir auf ihr dringendes Bitten die Abendmahlzeit bei ihnen eingenommen, führte uns der ehrwürdige Pfarrer auf seine Studierstube, und hörte daselbst nicht allein die in vergangener Nacht vorgefallene Mordgeschichte mit Erstaunen an, sondern entsetzte sich noch mehr, als wir ihm das so wunderbar überkommene Kirchengeschmeide und Geräthe vorzeigten. An gewissen Zeichen erkannte er sogleich, daß es unfehlbar aus der Kirche einer drei Meilen von da entfernten Stadt entwendet sein müsse, und hoffte das Nähere darüber von einem angesehenen Beamten dieser Stadt zu erfahren, der am folgenden Tage zu ihm kommen und mit einer seiner Töchter Verlöbniß halten wollte.

Schimmer fragte ihn hierauf, ob wir als ehrliche Leute genug thäten, wenn wir alle diese Sachen seiner Verwahrung überließen, um sie wieder an den gehörigen Ort zurückzuliefern, während wir selber, um uns nicht in fernere Weitläuftigkeiten zu verwickeln, unsere Reise fortsetzten. Der Priester besann sich eine Weile, und sagte dann: er sei nicht der Mann, der uns auf unserer Reise Hindernisse in den Weg legen wolle, auch sei er gern bereit, die Kirchengüter an ihren gehörigen Ort hinzuschaffen. „Allein, meine Herren," fuhr er fort, „da Euch beiden die Redlichkeit aus den Augen leuchtet, Eure Begebenheit sehr wichtig, und die Auslieferung so kostbarer Sachen höchst rühmlich und merkwürdig ist: warum wollt Ihr Euch durch einen kleinen Aufenthalt oder wenige Versäumniß abschrecken lassen, diese Geschichte öffentlich kund zu machen?"

Schimmer versetzte hierauf: „Mein ehrwürdiger Herr, ich trage kein Bedenken, Euch mein ganzes Herz zu offenbaren. Wisset nämlich, daß ich aus der Grafschaft Lippe gebürtig bin, und vor etlichen Jahren auf der berühmten Universität Jena den Studien obgelegen habe. Nicht lange nachher hatte ich indeß das Unglück, an einem nicht weit von hier entfernten fürstlichen Hofe, wo ich etwas zu suchen hatte, mit einem jungen Cavalier in Händel zu gerathen, und denselben in einem förmlichen Duell zu erlegen, weshalb

ich flüchtig werden und unter den kaiserlichen Kriegsvölkern Dienste suchen mußte. Da ich mich nun hier sehr wohl hielt und zugleich eine Summe Geldes daran zu setzen hatte, so gab mir mein Obrister gleich im andern Jahre die beste Unteroffizierstelle, und machte mir zugleich Hoffnung, daß, wofern ich fortführe, mich gut zu halten, mir nächstens eine Fahne in die Hand gegeben werden solle. Allein vor etwa vier Monaten, als wir im Oesterreichischen in den Winterquartieren lagen, machte mich mein Obrister wider alles Vermuthen zum Lieutenant bei seiner Leibkompagnie. Diese rasche Beförderung zog mir indeß den Haß aller Andern zu, denen ich vorgezogen worden war, und da ich obendrein ein Lutheraner bin, so wurde ich oft hinter dem Rücken ein „verfluchter Ketzer" genannt, der des Obristen Herz unfehlbar bezaubert haben müsse. Ja es verschworen sich sogar etliche, mich bei ehester Gelegenheit aus der Welt zu schaffen. Als ich nun zufällig einst mit ihnen zusammen gerieth, wollte man den Anschlag ausführen; allein die Sache mißlang. Ich faßte nämlich noch bei Zeiten mein Seitengewehr, stieß zwei danieder, verwundete drei andere sehr stark, und wurde hierauf, ebenfalls stark verwundet, in Arrest gebracht. Es wurde mir viel von Todtschießen vorgeschwatzt, weshalb ich mich, ungeachtet meine Wunden schon fast ganz geheilt waren, immer sehr krank stellte, bis

es mir in der einen Nacht gelang, zu entfliehen. Bei Regensburg vertauschte ich meine Kleider mit dem Anzuge eines armen Studenten, und in dessen schwarzer Kleidung und ärmlichem Aufzuge kam ich glücklich fort, und gelangte bis in die Mordgrube des Thüringer Waldes, wo ich diesen jungen Engländer aus seiner Mörder Händen zu befreien das Glück hatte. Unter diesen Umständen, mein werther Herr," fuhr Schimmer in seiner Rede fort, „will es sich nicht wohl thun lassen, daß ich mich in hiesiger Gegend lange aufhalte oder meinen Namen kund mache, weil mich gar leicht der erzürnte Fürst, der seinen erstochenen Cavalier wohl noch nicht vergessen haben wird, verhaften und bestrafen lassen könnte. Indeß von Detmold aus, woselbst meine Eltern leben, will ich mich bemühen, meine Angelegenheiten an dem fürstlichen Hofe wieder ins Reine zu bringen."

„Wenn ihr sonst keine Furcht habt," versetzte hierauf der Priester, „so will ich Euch bei Gott versichern, daß Ihr in dieser Gegend vor dergleichen Gefahren so sicher leben könnt, als in Eurem Vaterlande." Da er überdies noch versprach, mit seinem künftigen Schwiegersohne Alles zu unserem Vortheil und Nutzen einzurichten, so beschlossen wir, uns diesem redlichen Manne ganz anzuvertrauen. Bloß die sechshundert Stück Dukaten verschwiegen wir ihm vorläufig

noch, die ich nebst der in jenem Kampf eroberten Geldkatze, in welcher sich gegen drittehalb hundert deutsche Thaler in Silbermünze befanden, in meine Reittaschen verbarg, und Schimmer'n versprach, mit ihm das eine wie das andere redlich zu theilen.

Mittlerweile schrieb der Priester den ganzen Vorfall seinem künftigen Schwiegersohn, und schickte noch in derselben Nacht einen reitenden Boten an diesen in die Stadt; worauf der redliche Beamte schon am folgenden Morgen bei guter Zeit ankam, und das Kirchengut, welches erst vor drei Tagen aus dasiger Stadtkirche gestohlen worden, mit vieler Freude in Empfang nahm. Schimmer und ich ließen uns bereden, mit ihm und etwa zwanzig wohl bewaffneten Bauern zu Pferde, die saubere Herberge im Walde noch einmal zu besuchen, die wir denn gegen Mitternacht nach vielem Suchen auch endlich fanden. Indeß nicht bloß der heillose Wirth mit seiner ganzen Familie, sondern auch die andern Galgenvögel waren alle ausgeflogen, bis auf zwei Frauenspersonen und einen Mann, die gefährlich verwundet in der Stube lagen und von einer steinalten Frau verpflegt wurden. Diese wollte anfangs von nichts wissen, stellte sich auch ganz taub und halb blind; doch endlich nach scharfen Drohungen zeigte sie einen alten wohl verdeckten Brunnen, aus welchem nicht allein die vier kenntlichen Leichen der

von uns erschossenen und erstochenen Spitzbuben, sondern überdies auch noch fünf, theils halb, theils ganz verwesete Menschengerippe gezogen wurden. Uebrigens ward sowohl von den Verwundeten als auch von der alten Frau versichert, daß der Wirth nebst den Seinigen und etlichen Gästen schon gestern Vormittags mit Sack und Pack ausgezogen wäre, auch nichts zurückgelassen hätte, als etliche schlechte Stück Hausgeräthe und einige Lebensmittel für die Verwundeten, die nicht mit fortzubringen gewesen. Am folgenden Tage fanden sich bei genauem Nachsuchen noch dreizehn im Keller vergrabene menschliche Körper, die unfehlbar von diesem höllischen Gastwirthe und seinen teuflischen Genossen ermordet sein mochten, und uns Allen wehmüthige Klagen über die unmenschliche Wuth der Menschen gegen ihre Mitmenschen auspreßten. Unterdeß kamen zwei, von dem vorsichtigen Beamten dahin bestellte Wagen an, auf die wir, da sonst weiter nichts zu thun war, die drei Verwundeten nebst der alten Frau setzten, und sie, in Begleitung von zehn handfesten Bauern zu Pferde, nach der Stadt zurückschickten.

Der Beamte, der nebst uns und den Uebrigen das ganze Haus, Hof und Garten nochmals eifrig durchsucht, aber nichts Merkwürdiges angetroffen hatte, war nunmehr ebenfalls auf den Rückweg bedacht. Da warf Schimmer seine, bisher in der Hand gehabte Hacke von ungefähr auf den

Küchenheerd, und glaubte dabei ein besonderes Getöse wahrzunehmen. Sogleich nahm er sein Werkzeug nochmals auf, that etliche Schläge in den Heerd, und entdeckte wider alles Vermuthen einen darein vermauerten Kessel, worin sich, da es nachher durchgesehen wurde, zweitausend Thaler Geld und beinahe eben so viel Gold und Silberwerk befand. Wir erstaunten alle darüber, und wußten nicht zu begreifen, wie es möglich, daß der Wirth einen so kostbaren Schatz im Stich lassen können, muthmaßten indeß, daß er vielleicht beschlossen, denselben ein andermal abzuholen. Indem trat ein alter Bauer herein, welcher erzählte: daß vor etlichen vierzig Jahren in Kriegszeiten ebenfalls ein Wirth aus diesem Hause, Mordthaten und Diebstahls halber, gerädert worden, der noch auf dem Richtplatze, kurz vor seinem unbußfertigen Ende, versprochen habe, einen Schatz von mehr als vier tausend Thaler Werth zu entdecken, dafern man ihm das Leben schenken wolle. Allein die Gerichtsherren, welche mehr als zu viel Proben seiner Schelmerei erfahren, hätten nichts anhören wollen, sondern das Urtheil an ihm vollziehen lassen. Demnach könne es wohl sein, daß seine Nachkommen hievon nichts gewußt, und diesen nunmehr entdeckten Schatz also hätten entbehren müssen.

Der hierüber noch mehr erfreute Beamte packte denselben in mehrere Futtersäcke der Bauern, die er versiegelte.

Sodann nahmen wir unseren Weg wieder zurück, er in die Stadt, Schimmer und ich nebst vier Bauern zu unserem gutthätigen Pfarrer, der über unsern Bericht von den ferneren Begebnissen höchst verwundert war.

Wir hatten dem redlichen Beamten versprochen, ihn daselbst zu erwarten, und er stellte sich auch wirklich am dritten Tage bei uns ein, brachte für Schimmer und mich zweihundert Stück Dukaten zum Geschenk mit, desgleichen ein ganzes Stück Scharlach nebst allem Zubehör der Kleidung, die uns zwei Schneider aus der Stadt in der Pfarrwohnung sogleich anfertigen mußten. Unterdeß nahm er unsere nochmalige Aussage über diese Begebenheit zu Protokoll, und hielt darauf seine Verlobung mit des Pfarrers Tochter, welchem Feste wir ebenfalls noch beizuwohnen genöthigt wurden. Als sich hierauf Schimmer ein gutes Pferd gekauft, und unsere übrige Equipage völlig gut eingerichtet war, nahmen wir von dem gutherzigen Priester und den Seinigen herzlich Abschied, und ließen uns von sechs handfesten, wohlbewaffneten und gut berittenen Bauern zurück durch den Thüringer Wald begleiten. So setzten wir denn unsere Reise ohne ferneren Anstoß bis nach Detmold fort, wo wir von Schimmer's Mutter, die vor etwa sechs oder acht Wochen ihren Mann durch den Tod eingebüßt hatte, sehr wohl aufgenommen wurden.

Hier theilten wir die auf unserer Reise so wunderbar erworbenen Geldsummen ehrlich mit einander, und lebten über ein Jahr wie Brüder zusammen; binnen welcher Zeit ich so gut deutsch reden lernte, daß ich fast meine Muttersprache darüber vergaß, und mich zugleich zur evangelisch lutherischen Religion bekannte.

Schimmer's Bruder hatte bereits die väterlichen Güter übernommen, und ihm etwa dreitausend deutsche Thaler heraus gegeben, welche dieser zu einer bürgerlichen Nahrung anlegen und sodann eine ebenfalls bemittelte Jungfrau heirathen wollte. Zugleich wollte er mich mit seiner einzigen, schönen Schwester vermählen. Allein zu meinem Verdrusse hatte sich diese bereits mit einem andern wohlhabenden jungen Menschen eingelassen, so daß für mich keine Aussicht übrig blieb. Da nun auch meines lieben Schimmer's Braut etwa drei Wochen vor der Hochzeit durch den Tod hingerafft wurde, so faßten wir beide einen ganz andern Entschluß. Wir nahmen jeder von seinem Vermögen tausend Dukaten, legten die übrigen Gelder in sichere Hände, und begaben uns unter die holländischen Ostindienfahrer, wo wir denn auf zwei glücklichen Reisen unser Vermögen bedeutend vermehrten, und so eben die dritte zu unternehmen gesonnen waren, als uns die bösen Verräther, Alexander und Gallus, zu großem Gewinnne Hoffnung machten, und uns be-

wogen, mit ihnen nach der Insel Amboina zu schiffen.

Was auf dieser Fahrt vorgegangen, hat gestern bereits meine werthe Schwägerin ausführlich erzählt, und ich will daher bloß noch so viel hinzufügen, daß Schimmer und ich zu den beiden tugendhaften Schwestern, Philippine und Judith, eine herzliche Neigung faßten, während unser dritter Gefährte, Jacob Barson, sich nach Sabinens Besitz sehnte. Nachdem indeß die fromme Philippine ihr junges Leben eingebüßt, und wir Uebrigen auf diese Felseninsel verschlagen worden, hat es sich nachmals so gefügt, daß Judith und Sabine an Albert und Stephan, die Söhne unseres Altvaters, wir drei Freunde aber an drei Töchter desselben vermählt wurden."

---

Hiemit endigte David Rawkin seine und seines Freundes Schimmer's Lebensgeschichte, die wir mit besonderem Vergnügen angehört hatten, weshalb wir uns bei diesem fünf und achtzig jährigen Greise, der seines hohen Alters ungeachtet noch so frisch und munter als ein Mann von etwa vierzig Jahren war, auf's Höflichste dafür bedankten. Der Altvater aber sagte zu demselben:

„Mein werther Sohn, Ihr habt Eure Erzählung für jetzt zwar sehr kurz, aber doch sehr gut gethan. Jedoch seid Ihr unsern zuletzt angekommenen lieben Freunden noch den

Bericht von Euren zwei ostindischen Reisen schuldig geblieben, und da dieser so viel Merkwürdiges enthält, so mögen sie Euch zu einer andern Zeit darum ersuchen. Was den Jacob Barson anlangt, so will ich in der Kürze nur so viel von ihm sagen. Er war ein geborener Schwede, und seines Handwerks ein Schlosser, der in allerlei Eisen- und Stahlarbeit große Kunstfertigkeit und Erfahrung besaß. In seinem vier und zwanzigsten Jahre hatte ihn seine Lust zu reisen auf's Schiff getrieben, und ihn sehr bald zu einem erfahrenen Seemanne gemacht. Er hatte Ost- und Westindien besucht, und sich dabei oft großen Reichthum erworben, den er aber immer durch allerlei Unfälle wieder verlor. Dennoch behielt er seine Neigung, fremde Länder zu besuchen, und würde schwerlich auf dieser Insel bei uns geblieben sein, wenn ihn nicht seine Ehefrau, meine Tochter, und seine Kinder mit der Zeit an diesen Aufenthalt gefesselt hätten. Er ist uns übrigens durch seine Kenntniß im Bearbeiten des Eisens und anderer Metalle sehr nützlich geworden, und wir haben seiner Geschicklichkeit sehr Vieles zu verdanken. Sein Tod erfolgte vor etwa sechs Jahren, bald nach dem Hintritt seiner Frau, und so hat er seinen vorangegangenen Freund Schimmer nur um drei Jahre überlebt."

„Nunmehr aber, meine Lieben," fuhr unser Altvater fort, „wird es Zeit sein, der Ruhe zu pflegen, um morgen,

so Gott will, des seligen Schimmer's und seiner Nachkommen Wohnstätte in Augenschein zu nehmen."

Da es bereits Mitternacht geworden war, so folgten wir seinem Rathe, und am andern Morgen traten wir mit unserem Altvater die Reise nach Simonsraum an. Nachdem wir diese Pflanzstadt nebst den von dem seligen Simon Heinrich Schimmer daselbst hinterlassenen Einrichtungen und dem großen Thiergarten betrachtet hatten, und von den Einwohnern mit Speise und Trank wohl bewirthet worden waren, kehrten wir wieder nach der Albertsburg zurück. Nach der Abendmahlzeit fuhr der Altvater fort, uns Versammelten den Rest seiner Lebensgeschichte zu erzählen.

„Ihr wißt nunmehr, meine Geliebten," hob unser Altvater an, „wer diejenigen Personen gewesen sind, die ich im Jahr 1668 mit Freuden auf meiner Insel ankommen und bleiben sah, wodurch die Zahl der sämmtlichen Einwohner gegen zwanzig Personen stark wurde. Der redliche Schimmer gewann sehr bald meine Tochter Elisabeth lieb, und bewog nachmals auch seine Gefährten, Jacob und David, ihre beiden mitgebrachten Geliebten an meine zwei ältesten Zwillingssöhne abzutreten, und ihre Herzen meinen zwei noch übrigen Töchtern zuzuwenden. So geschah es denn, daß schon im folgenden Jahre Jacob Barson mit Maria, Schimmer mit Elisabeth, mein ältester Sohn mit

Judith, und Stephan mit Sabinen von mir ehelich zusammengegeben wurden, während der gute David, da die ihm verheißene Christina noch allzu jung war, sich noch einige Jahre zu gedulden versprach.

Unser dritter Sohn, Johannes, der damals in sein zwanzigstes Jahr trat, begann allmählig sich ebenfalls nach einem Ehegemahl zu sehnen. Seine Mutter und ich wußten ihm nicht zu rathen, bis endlich der alte Amias sich des schwermüthigen Jünglings annahm, und abermals die Fahrt nach der Insel Helena in Vorschlag brachte, zumal da wir jetzt ein tüchtiges Schiff in Bereitschaft hatten, das bloß einer gehörigen Ausrüstung bedurfte. Meine Concordia wollte zwar anfangs durchaus nicht darein willigen, ließ sich aber doch endlich überreden, und willigte ein, daß unsere Söhne und ihre Frauen mit Amias, Barson und Schimmer zu Schiffe gehen sollten, um für die drei Jüngsten irgend woher Ehefrauen zu holen.

Nachdem das Schiff mit Allem wohl ausgerüstet war, giengen sie unter Anführung des wackern Amias unter Segel, und wurden von uns Zurückbleibenden mit thränenden Augen und unzähligen Glückwünschen so weit begleitet, bis sie uns aus dem Gesicht entschwanden.

Die Schiffenden gelangten unterdeß nach einer sechs Wochen langen Fahrt zu einer kleinen flachen Insel, wo sie

weder Menschen noch Thiere, sondern bloß Schildkröten und einige Arten von Vögeln und Fischen antrafen. Nachdem sie hier mehrere Tage verweilt, um ein heftiges Sturmwetter, das unterdeß auf der hohen See wüthete, vorüber gehen zu lassen, vernahmen sie eines Morgens von der See her Kanonenschüsse, und erkannten in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, wie ein holländisches Schiff von zwei Barbarenschiffen angegriffen wurde, und im Kampfe mit denselben beinahe schon unterlag.

Amias, Barson, Schimmer und meine Söhne sahen sehr wohl ein, daß, wofern der Holländer unterläge, auch sie verloren sein würden. Sie giengen daher sogleich auf ihrem mit sechs Kanonen ausgerüsteten Schiffe in See, fielen den Barbaren im Rücken an, und halfen es endlich dahin bringen, daß derselbe von dem Holländer nach einem verzweifelten Kampfe endlich überwunden, und sein Schiff mit allen darauf befindlichen Gefangenen an die wüste Insel gebracht wurde.

Der Hauptmann und die übrigen Herren des holländischen Schiffes unterließen nicht, meinen Söhnen für ihre Lebensrettung ihre dankbare Erkenntlichkeit zu bezeigen und ihnen die Hälfte des eroberten Geldes und Gutes anzubieten, was diese indeß anzunehmen sich weigerten. Da die Holländer sich genöthiget sahen, um der Ausbesserung ihres

Schiffes willen wenigstens vierzehn Tage auf dieser Insel still zu liegen, so beschlossen die Meinigen ebenfalls, bis zu ihrer Abfahrt daselbst zu verharren, zumal da Amias gewahr wurde, daß sich verschiedene, theils jüngere, theils ältere Frauenspersonen unter jenen befanden.

Eines Tages war Schimmer so glücklich, mit einer derselben in's Gespräch zu kommen. Auf sein Befragen erfuhr er: sie sei eine Wittwe, deren Mann vor etwa drei Monaten in einem Gefecht mit den Seeräubern seinen Tod gefunden, und die nunmehr nebst ihrer vierzehnjährigen Stieftochter auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung die hinterlassenen Güter ihres seligen Mannes zu Gelde machen wolle; allein sie werde von einem auf diesem holländischen Schiffe befindlichen Kaufmanne so mit Liebesanträgen bestürmt, daß sie fürchte, sie werde sich endlich, obwohl gezwungen, seinem Willen fügen müssen. Sie erzählte ferner, daß sie außer ihrer Tochter auch noch eine Dienerin bei sich habe, und daß sie, um den Liebesanträgen des verhaßten Kaufmanns zu entgehen, gern die Verlassenschaft ihres Mannes im Stich lassen, und entweder in Holland oder an jedem andern Orte ihr Leben in ruhiger Einsamkeit hinbringen würde.

Als Schimmer der übrigen Gesellschaft diese Nachricht mitgetheilt hatte, glaubten alle darin eine Fügung des Him-

mels zu entdecken. Die Wittwe ward von den Frauen meiner Söhne zur einem Besuch in ihre Hütte eingeladen, und nachdem sie sich gegenseitig kennen gelernt und lieb gewonnen, bat die Fremde, welche Virgilia von Cattmers hieß, daß man sie nebst ihrer Stieftochter Gertraud und ihrer Dienerin Blandine aus dem holländischen Schiffe hinweg und nach unserer glückseligen Felseninsel führen möchte. Nach vielfachen Ueberlegungen und Erkundigungen ward ihr endlich ihre Bitte bewilligt, und die Abreise auf einen der nächstfolgenden Tage festgesetzt, doch so, daß weder der in Virgilien verliebte holländische Kaufmann noch irgend Jemand auf dem Schiffe das Geringste von dem Vorhaben der drei Frauenzimmer erfahren durfte.

Während nun die Holländer ihr schwer beschädigtes Schiff eben auf die Seite gelegt hatten, um es auszubessern, meldete ihnen Amias, daß er mit den Seinigen nicht länger daselbst harren könnte, sondern seine Reise nach der Insel Helena fortzusetzen gedächte, welches die treuherzigen Holländer ohne Argwohn anhörten und billigten. In der nächsten Nacht, sobald Virgilie nebst ihrer Tochter und Dienerin sich mit Sack und Pack heimlich auf unserem Schiffe eingefunden, ließ Amias plötzlich die Anker lichten und segelte mit den Meinigen auf die hohe See. Anstatt aber ihren Lauf nach der Insel Helena zu nehmen, richteten sie

ihre Fahrt nach unserer Insel Felsenburg, woselbst sie auch wohlbehalten anlangten.

Ich will, meine Lieben, — fuhr der Altvater fort — die gegenseitigen Freudenbezeugungen bei ihrer glücklichen Ankunft auf unserer Insel mit Stillschweigen übergehen, und bloß noch so viel hinzufügen, daß mir nachher die Meinigen einen umständlichen Bericht von ihrer Reise abstatteten, worauf die mit ihnen angekommene junge Wittwe ebenfalls uns ihren wunderbaren Lebenslauf erzählte. Da ich indeß nicht im Stande bin, denselben so umständlich wieder zu erzählen, als er von ihrer eigenen Hand beschrieben ist, so will ich denselben hiemit meinem lieben Vetter Eberhard einhändigen, damit er Euch die ganze Geschichte vorlese."

Mit diesen Worten übergab mir der Altvater diesen in holländischer Sprache geschriebenen Lebenslauf, welchen ich sofort den Uebrigen in deutscher Sprache vorlas, wie folget.

# Geschichte
# der Virgilia von Cattmers.

„Es war im Jahr 1647, als ich, Virgilia von Cattmers, geboren wurde. Mein Vater war ein Rechtsgelehrter und Procurator zu Rotterdam, der wegen seiner grossen Rechtskenntniß und Erfahrung von den vornehmsten Personen zu ihrem Anwald erwählt wurde, und daher Aussicht hatte, ehestens zu einer noch höheren Stelle befördert zu werden. Allein er wurde eines Abends auf freier Straße meuchelmörderischer Weise mit neun Dolchstichen um's Leben gebracht, und zwar gerade, als meine Mutter von einer jungen Tochter entbunden war. Ich war damals zwar erst fünftehalb Jahre alt, weiß mich aber noch recht wohl zu erinnern, wie der stark blutende Körper meines Vaters von den dazu bestellten Personen besichtigt, und dabei öffentlich gesagt wurde, daß diesen Mord Niemand anders angestiftet haben könnte, als ein gewissenloser reicher Mann, ge-

gen den er Tages zuvor einen rechtlichen Prozeß zu Ende gebracht, der mehr als hunderttausend Thaler betroffen, und wobei mein Vater für seine Mühe sogleich auf der Stelle zweitausend Thaler bekommen hatte.

Ich für meine Person war unglücklich genug, einen so treuen Vater dergestalt zu verlieren; allein das unerforschliche Schicksal hatte noch Schlimmeres über mich verhängt. Denn zwölf Tage darauf starb auch meine liebe Mutter, und nahm ihr jüngst geborenes Töchterlein, welches etwa vier Stunden vor ihr verschieden, zugleich mit in's Grab. Da ich nun die einzige Erbin von meiner Eltern Verlassenschaft war, so fand sich gar bald ein wohlhabender Kaufmann, der von mütterlicher Seite mein naher Vetter war, und also nebst meinem zu Gelde geschlagenen Erbtheile auch zugleich noch die Vormundschaft übernahm. Mein Vermögen belief sich etwa auf 18000 Thaler, ohne den Schmuck, Kleidung und Hausrath, den mir meine Mutter in ihrer wohlbestellten Haushaltung zurückgelassen hatte. Allein die Frau meines Pflegevaters besaß außer andern Lastern auch noch einen so schrecklichen Geiz, daß sie meine schönsten Sachen unter ihre drei Töchter vertheilte, denen ich bei zunehmenden Jahren als Magd aufwarten, und dabei zufrieden sein mußte, wenn mich Mutter und Töchter nicht täglich aufs Aergste mit Schlägen tractirten. Wem wollte ich mein

Elend klagen, da ich in der ganzen Stadt sonst keinen Anverwandten hatte? Fremden Leuten aber durfte ich mein Herz nicht eröffnen, weil ich für meine Aufrichtigkeit von den vier Furien schon oft übel belohnt worden war.

So ertrug ich nun mein Elend bis in mein vierzehntes Jahr mit größter Geduld, und wuchs zu Jedermanns Verwunderung bei schlechter Pflege dennoch sehr schnell in die Höhe. Meiner Pflegemutter größter Verdruß bestand darin, daß die Leute von meiner Gesichtsbildung und Leibesgestalt mehr Wesens und Rühmens machten, als von ihren eigenen Töchtern, die nicht nur von Natur sehr häßlich, sondern auch an eine üppige und leichtfertige Lebensweise gewöhnt waren. Ich mußte deshalb viele Schmähreden und Verdrießlichkeiten erdulden, war aber bereits in Leiden so abgehärtet, daß ich mich fast nicht mehr darum bekümmerte.

Mittlerweile fand ich unvermuthet einen Liebhaber in dem vornehmsten Handlungsdiener meines Pflegevaters. Es war dies ein Mensch von etlichen zwanzig Jahren, der es täglich mit ansehen mußte, wie unbillig und schlecht ich arme Waise für mein Geld, welches mein Pflegevater zu seinem Nutzen verwendet hatte, gehalten wurde. Da ihm alle Gelegenheit benommen war, mit mir im Vertrauen zu sprechen, so steckte er mir eines Tages einen kleinen Brief in die Hand, worin er mir nicht allein sein herzliches Mit-

leiden über meine Lage, sondern auch die Ursachen desselben nebst dem Antrage seiner treuen Liebe an den Tag legte, mit dem Versprechen: daß, wofern ich mich entschließen wolle, ihn zu heirathen, er mich ehestens aus diesem traurigen Zustande erlösen und mir zu meinem väterlichen und mütterlichen Erbtheile verhelfen wolle, um welches es ohnehin jetzt sehr gefährlich stände, da mein Pflegevater allem Anschein nach in Kurzem bankerott werden würde.

Ich armes unschuldiges Kind wußte mir von allen diesen Dingen keinen rechten Begriff zu machen, und war noch dazu so unglücklich, diesen treu gemeinten Brief zu verlieren, ehe ich denselben schriftlich oder mündlich beantworten konnte. Meine Pflegemutter hatte denselben gefunden, ließ sich aber nicht das Geringste gegen mich merken, außer daß sie mir nicht mehr aus meiner Kammer zu gehen erlaubte, und mich von nun an wie eine Gefangene hielt. Allein wenige Tage nachher erfuhr ich, daß man diesen Handlungsdiener früh in seinem Bette todt gefunden, und daß er allem Anschein nach an einem Stickflusse gestorben sei.

Der Himmel wird am besten wissen, ob dieser redliche Mensch nicht um seiner zu mir geäußerten Liebe willen von meiner bösen Pflegemutter durch Gift aus der Welt geschafft worden ist; denn, wie jung ich auch damals war, so konnte ich doch leicht einsehen, was für ein ruchtloses Leben

zumal in Abwesenheit meines Pflegevaters, im Hause geführt wurde. Unterdeß traf dennoch ein, was der verstorbene Handlungsdiener voraus gesagt hatte. Wenige Monate nachher machte sich nämlich mein Vetter oder Pflegevater auf und davon, und hinterließ seinen Gläubigern ein ziemlich ausgeleertes Nest; die Frau desselben behielt indeß dennoch ihr Haus und die übrigen ihm zugebrachten Sachen, so daß sie mit ihren Kindern noch immer ihr Auskommen hatte. Ich für meine Person mußte zwar bei ihr bleiben, durfte mich aber nie unterstehen zu fragen, wie es um mein Vermögen stände, bis endlich ihr ältester Sohn aus Ostindien zurück kam, und sich über das verkehrte Hauswesen seiner Eltern nicht wenig verwunderte. Er mochte von vertrauten Freunden sehr bald erfahren haben, daß nicht sowohl seines Vaters Nachlässigkeit, als die üble Wirthschaft seiner Mutter und Schwestern an diesem Unglück Schuld sei; weshalb er, als ein tugendhafter und verständiger Mann, bald anfieng, ihnen ihre üble Lebensweise anfangs in sanften Worten, dann aber sehr ernstlich zu Gemüthe zu führen. Die vier Furien zankten sich weidlich mit ihm herum, mußten aber doch zuletzt nachgeben, da sie nicht mit Unrecht vermutheten, daß er durch seinen erworbenen Credit und grosses Gut ihre gesunkenen Glückumstände wieder herzustellen im Stande sei. Sobald ich dies merkte,

nahm ich nicht länger Anstand, dem redlichen Manne meine Noth zu klagen, und da es sich gerade fügte, daß ich ihm eines Tages auf Befehl seiner Mutter ein Körbchen voll sauberer Wäsche überbringen mußte, so gab dies die beste Gelegenheit, ihm die Gedanken meines Herzens zu offenbaren. Er schien mir diesen Tag etwas aufgeräumter und freundlicher zu sein als sonst, und nachdem ich ihn begrüßt und ihm die Wäsche eingehändiget hatte, sagte er zu mir: „Es ist kein gutes Vorzeichen für mich, schöne Virgilia, daß Ihr das erstemal auf meiner Stube mit einem Körbchen erscheinet. Gewiß, mich sollte dies fast abschrecken, Euch meine aufrichtige und redliche Liebe vorzutragen.“ Ich schlug auf diese Reden meine Augen, aus denen sogleich helle Thränen herabrollten, zur Erde nieder, und sagte drauf mit furchtsamen, abgebrochenen Worten: „Ach, mein Herr, scherzet nicht mit einer Unglücklichen, sondern habet vielmehr Mitleid mit einer armen von aller Welt verlassenen Waise, die nach ihrem geziemenden Erbtheil nicht einmal fragen darf, überdies für ihr eigen Geld gleich einer Magd dienen, und von Jugend an bis diesen Tag die jämmerlichsten Schläge von Eurer Mutter und Euren Schwestern erdulden muß.“ — „Wie? was höre ich?“ gab er mir hierauf zur Antwort. „Ich glaubte, Euer Geld wäre in die Bank niedergelegt, und die Meinigen berechneten Euch die

Zinsen davon?" — „Ach, mein Herr," versetzte ich, „nichts weniger als dies. Euer Vater hat das Kapital nebst Zinsen und allen meinen andern Sachen an sich genommen; wo es aber hingekommen ist, darnach habe ich bis diesen Augenblick nicht fragen dürfen, wenn ich nicht die kläglichsten Martern erdulden wollte." — „Das sei dem Himmel geklagt!" rief Ambrosius von Keelen, denn so hieß er; schlug zugleich die Hände über dem Kopf zusammen, und blieb eine lange Weile in tiefen Gedanken auf dem Stuhle sitzen. Ich für mein Theil wußte nicht, wie ich mit ihm daran war, weshalb ich mich vor ihm niederwarf, seine Kniee umfaßte, und mit Thränen zu ihm sprach: „Ich bitte Euch um Gottes willen, mein Herr, nehmet es nicht übel, daß ich Euch mein Elend geklagt habe. Schaffet nur, daß mir Eure Mutter auf meine ganze gerechte Forderung etwa zwei oder drei hundert Thaler zahle, so soll das Uebrige gänzlich vergessen sein; ich aber will mich sogleich aus Eurem Hause wegbegeben und andere Dienste suchen. Vielleicht ist der Himmel so gnädig, mir etwa mit der Zeit einen redlichen Handwerksmann zuzuführen, der mich zur Ehe nimmt, und auf meine Lebenszeit ernährt; denn ich kann die Tyrannei Eurer Mutter und Schwestern unmöglich länger ertragen." Der gute Mann konnte sich hiebei selber der Thränen nicht enthalten, hub mich indeß sehr liebreich

von der Erde auf, drückte einen Kuß auf meine Stirn, und sagte: „Gebt Euch zufrieden, meine Freundin; ich schwöre zu Gott, daß mein ganzes Vermögen und Alles, was ich habe, zu Eurer Zufriedenstellung bereit sein soll, denn ich müßte sonst befürchten, daß Gott unter diesen Umständen die Vergehungen meiner Eltern an mir heimsuchte. Unterdeß gehet hin, und lasset Euch diesen Tag über weder gegen meine Mutter noch gegen meine Geschwister das Geringste merken; ich aber will noch vor Abend Eures Anliegens wegen mit ihnen sprechen, und gleich morgen früh Anstalt machen, daß Ihr Eurem Stande gemäß gekleidet und gehalten werdet."

Ich trocknete demnach meine Augen, und gieng mit getröstetem Herzen von ihm; er aber besuchte gute Freunde, und nahm noch denselben Abend Gelegenheit, mit seiner Mutter und Schwester meinetwegen zu sprechen. Wiewohl sie nun mich, auf sein Begehren, entfernt hatten, damit ich sein Gespräch nicht mit anhören möchte, so habe ich doch nachher vernommen, daß er ihnen eine scharfe Strafpredigt gehalten und ihnen unter andern auch dies vorgeworfen habe: wie sie es denn verantworten könnten, daß sie mein Geld durchgebracht, meine Kleider und Geschmeide unter sich getheilet, und überdies noch mich selber so jämmerlich gemißhandelt hätten? Allein dadurch ward mein Zustand nur noch schlimmer. Denn kaum war Ambrosius auf

seine Stube gegangen, und ich wieder zu meinen Peinigern hinein getreten, als die Alte mich mit funkelnden Augen folgendermaßen anredete: „Was hast Du verruchtes Findelkind für ein geheimes Verständniß mit meinem Sohne? und weswegen willst Du mir denselben auf den Hals hetzen?“ Ich hatte noch nicht einmal meinen Mund geöffnet, um mich zu rechtfertigen, als alle vier Furien über mich herfielen und wahrhaft mörderisch mit mir umgiengen. Denn nachdem man mir die Hälfte meines Haupthaars ausgerauft, das Gesicht zerkratzt, und Mund und Nase blutrünstig geschlagen, trat mich die Alte wiederholt so heftig auf meinen Unterleib und Magen, daß ich unter ihren Füßen ohnmächtig, ja mehr als halb todt liegen blieb. Eine alte Dienstmagd, die diesem Auftritt weder Einhalt thun, noch ihn länger mit ansehen konnte, lief sogleich, und rief den Ambrosius zu Hilfe. Dieser kam auch sehr bald mit seinem Diener herbei geeilt, und da er mich so übel zugerichtet fand, zerprügelte er seine drei leiblichen Schwestern dergestalt, daß sie viele Wochen lang das Bette hüten mußten; mich halb todtes Geschöpf aber trug er auf seinen Armen in sein eigenes Bette, ließ einen verständigen Arzt nebst zwei Wartfrauen holen, und traf zu meiner Verpflegung die besten Anstalten. Wie gut er gegen mich gesinnet war, sah ich daraus, daß er mich oft besuchte und sich mit Thod-

nen in den Augen nach meinem Befinden erkundigte. Ja, als er bemerkte, daß es mir unmöglich sei, in diesem unglücklichen Hause einige Ruhe zu haben, viel weniger zu genesen, ließ er mich in ein anderes, dem seinen benachbartes Haus bringen, wo in dem einsamen Hintergebäude Alles zu meiner bequemeren Verpflegung eingerichtet wurde.

Dessen ungeachtet schien meine Krankheit von Tage zu Tage gefährlicher zu werden. Die Fußtritte meiner Pflegemutter hatten nämlich an meinem Unterleibe eine starke Geschwulst verursacht, zu welcher sich noch ein schlimmes Fieber gesellte, so daß der Medicus, nachdem er über drei Monat an mir kuriret hatte, endlich vernehmen ließ: es müsse sich irgendwo in meinem Leibe ein Geschwür angesetzt haben, das, wenn es zum Aufbrechen käme, mir entweder einen plötzlichen Tod oder baldige Genesung verursachen würde.

Ambrosius war bei diesen Worten ganz trostlos, zumal da ihm zu gleicher Zeit sein Kompagnon in Amsterdam Nachricht gab, daß die Spanier ein holländisches Schiff angehalten, worauf sich von ihren gemeinschaftlichen Waaren mehr als zwanzigtausend Thaler an Werth befänden, und daß sich Ambrosius eiligst dahin begeben müsse, um dies Schiff auszulösen, weil er, der Kompagnon, wegen eines Beinbruchs diese Reise nicht antreten könne.

Kaum hatte mir Ambrosius dies eröffnet, als ich ihn inständig bat, um meinetwillen dies wichtige Geschäft ja nicht zu verabsäumen, weil ich zu Gott hoffte, daß er mich während der Zeit seiner Abwesenheit vielleicht wieder gesund herstellen würde; sollte ich indeß sterben, so bäte ich mir nichts weiter aus, als daß er mich ehrlich begraben ließe, und mich dann und wann seines Andenkens würdigte. „Ach," versetzte er hierauf mit Thränen in den Augen, „sterbet Ihr, meine geliebte Virgilia, so stirbt mit Euch alles mein künftiges Vergnügen. Ihr müßt nämlich wissen, daß ich Eure Person einzig und allein zu meinem Ehegemahl erwählt habe, und daß ich, wofern ich Euch verlieren sollte, nie mehr zu heirathen Willens bin. Saget mir daher, ob Ihr nach wieder erlangter Gesundheit meine treue Liebe durch Eure Gegenliebe belohnen wollet?" — „Ich gebe," war meine Antwort, „meine Ehre, mein zeitliches Glück und Alles, was an mir ist, in Eure Hände. Betrachtet demnach mich arme Waise ganz als Euer Eigenthum, und machet mit mir, was Ihr bei Gott, Eurem guten Gewissen und vor der Welt verantworten könnt." Durch diese meine Erklärung ward Ambrosius so erfreut, daß er fast kein Wort hervorzubringen vermochte. Jedoch erkühnte er sich, einen feurigen Kuß auf meine Lippen zu drücken, der, als der erste, den ich meines Wissens von einer Manns-

person auf meinen Mund empfangen, mir viele Beschämung verursachte. Nachdem er mir indeß seine unverbrüchliche Treue aufs Heiligste zugeschworen hatte, konnte ich ihm nicht verwehren, noch mehrere dergleichen auf meinen bloßen Wangen, Lippen und Händen zu wiederholen. So brachten wir denn fast einen halben Tag unter den vertrautesten Gesprächen hin, und endlich glückte es mir, ihn zu überreden, daß er schon den folgenden Tag seine Reise nach Spanien antrat, nachdem er von mir den zärtlichsten Abschied genommen, tausend Stück Dukaten zu meiner Verpflegung zurückgelassen, und meinetwegen die sorgfältigsten Vorkehrungen getroffen hatte.

Etwa einen Monat nach der Abreise meines lieben Ambrosius brach das Geschwür in meinem Leibe, das sich, des Arztes und meiner eigenen Meinung nach, am Magen und Zwergfell angesetzt hatte; in der Nacht plötzlich auf; weswegen etliche Tage nach einander eine erstaunliche Menge Eiter durch den Stuhlgang zum Vorschein kam. Hierauf begann die Geschwulst meines Leibes sich allmählig zu setzen, das Fieber nachzulassen, und die Hoffnung auf meine völlige Genesung immer mehr zuzunehmen. Allein das Unglück, welches mich von Jugend an so grausam verfolget, hatte sich schon wieder aufs neue gerüstet, mir den empfindlichsten Streich zu versetzen.

Als ich nämlich einst um Mitternacht in süßem Schlummer lag, wurde plötzlich meine Thür von Gerichtsdienern geöffnet, und ich nebst meiner Wartfrau in das gemeine Stadtgefängniß abgeführt und ungeachtet meiner großen Schwachheit mit schweren Ketten belastet, ohne daß ich wußte, aus welchen Ursachen man so grausam mit mir umgienge. Indeß schon am folgenden Tage ward mir nur zu klar, in welchen bösen Verdacht ich arme Kreatur gerathen war. Es traten nämlich einige angesehene Männer zu mir in's Gefängniß, die nach weitläuftigen Erkundigungen über meinen Lebenswandel endlich eine roth angestrichene Schachtel herbei bringen ließen, und mich fragten: ob diese Schachtel mir zugehöre oder mir sonst etwa bekannt sei? Ich konnte mit gutem Gewissen Nein dazu sagen; als indeß die Schachtel geöffnet und mir darin ein halb verwesetes Kind vorgezeigt wurde, entsetzte ich mich dermaßen über diesen ekelhaften Anblick, daß mir eine Ohnmacht zustieß. Nachdem man mich wieder zur Besinnung gebracht, wurde ich aufs Neue befragt, ob dieses Kind nicht von mir zur Welt geboren, dann aber ermordet und hinweg geworfen worden sei? ...

Ich erfüllte das ganze Gemach mit meinem Jammergeschrei, und betheuerte meine Unschuld nicht bloß mit vielen Thränen, sondern auch mit den nachdrücklichsten Wor-

ten; allein Alles war umsonst. Es wurden mir nämlich zwei, mit meiner seligen Mutter Namen bezeichnete Tellertücher, worein das Kind gewickelt gewesen, gleichsam als stumme Zeugen der Sache vorgelegt, und ich konnte nicht leugnen, daß unter meinem wenigen Weißzeuge eben solche Tellertücher sich befänden. Ueberdies wurde ich angewiesen, mich von zwei Wehemüttern besichtigen zu lassen. Obwohl ich nun gedachte, daß eben auf diesem mir so peinlichen Wege meine Unschuld völlig an den Tag kommen würde, so mußte ich dennoch zu meinem Schmerz erfahren, wie diese ohne Scheu bestätigten, daß ich allem Anscheine nach vor Kurzem ein Kind zur Welt geboren haben müsse. Ich berief mich nun auf meinen bisherigen Arzt und auf meine beiden Wartfrauen. Allein der Art zuckte die Achseln und meinte, daß er nicht eigentlich sagen könne, wie es mit mir beschaffen gewesen, ob er mich gleich auf ein innerliches Magengeschwür kurirt habe; die eine Wartfrau aber zog ihren Kopf aus der Schlinge und sagte: sie wisse von meinem Zustande wenig zu sagen, weil sie zwar oft bei Tage, selten aber des Nachts bei mir gewesen, — schob hiemit Alles auf die andere Wartfrau, die gleich mir in Ketten und Banden lag.

„O du barmherziger Gott!" rief ich aus, „wie kannst du zulassen, daß sich alle möglichen Umstände mit der Bos-

heit der Menschen vereinigen müssen, um das Unglück einer armen Waise zu befördern? O Ihr Richter, übereilet Euch nicht zu meinem Verderben, sondern höret mich an, auf daß Euch Gott wiederum höre!" Hierauf erzählte ich ihnen mein von Kindheit an geführtes trauriges Leben. Allein, als ich damit zu Ende war, hatte ich bloß tauben Ohren geprediget und hatte nichts weiter davon, als daß man mich eine sehr ausgewitzte Dirne und gewandte Schwätzerin nannte: dessen ungeachtet aber sollte ich mir nur ja keine Hoffnung machen, sie zu verwirren, sondern lieber bei Zeiten mein Verbrechen gestehen, widrigenfalls man sonst ehestens Anstalt zur Tortur machen würde. Dies war der Bescheid, den mir die strengen Richter hinterließen. Ich armes, von aller Welt verlassenes Mädchen wußte mir weder zu helfen noch zu rathen, und verfiel darüber in ein hitziges Fieber, das einige Wochen hindurch mir meinen Verstand verwirrte. Sobald ich mich indeß durch die mir gereichten Arzeneien wieder etwas erholt hatte, verhörten mich die Richter auf's Neue, bekamen aber von mir weiter keine Antwort als die vorige. Sie gaben mir demnach noch drei Tage Bedenkzeit, nach deren Verlauf sie wiederum in Begleitung des Scharfrichters erschienen, der sein peinliches Werkzeug vor meine Augen hinlegte und sodann mit grim-

miger Geberde sagte: daß er mich in Kurzem zu einem willigen Geständniß meiner Bosheit bringen wollte.

Bei diesem Anblick veränderte sich meine ganze Gesinnung dergestalt, daß ich auf einmal Lust bekam, lieber tausendmal den Tod, als dergleichen Pein zu leiden. Demnach sprach ich mit großer Herzhaftigkeit zu meinen Richtern: „Wohlan, ich sehe, daß ich, was mein zeitliches Glück, Ehre und Leben anbelangt, von Gott und aller Welt verlassen bin, und der schmählichen Tortur auf keine andere Weise entgehen kann, als wenn ich alles das, was Ihr an mir sucht, eingestehe und auf mich nehme. Daher verschonet mich nur mit unnöthiger Marter, und erfraget von mir, was Euch beliebt, ich will Euch nach Eurem Belieben antworten, es mag nun zu meinem Frommen oder Schaden gereichen.“ Hierauf ermahnten sie mich ernstlich, vor Gott und der Obrigkeit ein wahrhaftes Bekenntniß abzulegen, und begannen sodann, mir mehr als dreißig Fragen vorzulegen. Sobald ich nun die eine oder die andere, der Wahrheit und meinem guten Gewissen zufolge, verneinen und irgend etwas zu meiner Entschuldigung vorbringen wollte, wurde sogleich der Scharfrichter mit seinen Marterzeugen näher zu treten geheißen, worauf ich vor Angst jedesmal so antwortete, wie es meine peinlichen Richter gern

hören und haben wollten. Kurz, man brachte so viel von mir heraus, daß ich das mir unbekannte, halb verwesete Kind von Ambrosius empfangen, zur Welt geboren, selbst ermordet und es dann durch meine Wartfrau in den Kanal werfen lassen, woran doch in der That Ambrosius und die Wartfrau sowohl als ich vor Gott und allen heiligen Engeln unschuldig waren.

Meine Peiniger meinten nunmehr ihr Amt an mir auf das Beste verwaltet zu haben, und verbreiteten durch die ganze Stadt das Gerücht, daß ich in aller Güte und ohne Marter den Kindermord nebst allen ferneren Umständen so bekannt hätte, daß Niemand mehr daran zweifeln dürfe. Sonach blieb nichts mehr übrig, als zu bestimmen, auf welche Art und Weise und welchen Tag die arme Virgilia vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Gleichwohl wurde noch immer kein Priester oder Seelsorger zu mir gesendet, ungeachtet ich schon seit etlichen Tagen darum angehalten hatte. Endlich, nach Verlauf von etwa zwei Wochen, stellte sich einer, und zwar ein mir wohlbekannter, frommer Geistlicher bei mir ein. Nachdem er mich begrüßt, war seine erste und ernstliche Frage: ob ich die berüchtigte junge Rabenmutter und Kindermörderin sei? zugleich aber auch: wie ich mich meiner leiblichen Gesundheit nach und an meinem Gewissen befände? „Mein Herr," gab ich ihm

sehr freimüthig zur Antwort," in meinem Gewissen befinde ich mich besser und gesünder als an meinem Leibe; übrigens aber kann ich Gott zum Zeugen anrufen, daß ich nie eine Mutter weder eines todten noch eines lebendigen Kindes gewesen bin, viel weniger ein Kind ermordet oder es zu ermorden geheißen habe. Ja, ich rufe nochmals Gott zum Zeugen an, daß ich niemals von einem Manne erkannt worden, und also noch eine reine Jungfrau bin; bloß das grausame Verfahren meiner Richter und die Furcht vor der Tortur haben mich genöthigt, solche Sachen zu bekennen, von denen mir nie etwas in die Gedanken gekommen ist, und noch diese Stunde bin ich entschlossen, lieber mit freudigem Herzen in den Tod zu gehen, als die Tortur auszustehen." Der fromme Mann sah mich starr an, als ob er aus meinen Augen die Bestätigung meiner Reden abnehmen wollte, und redete mir scharf in's Gewissen; da ich aber bei meiner Aussage beharrte und ihm meinen ganzen Lebenslauf erzählte, sagte er: „Meine Tochter, Eure Angelegenheiten müssen, so Gott will, auf einen andern Fuß kommen. Zwar heiße ich es nicht recht, daß Ihr aus Furcht vor der Tortur Euch zu einer Kinder- und Selbstmörderin machet; allein es sind noch andere, Euch unbewußte Mittel vorhanden, Eure Schuld oder Unschuld an's Licht zu bringen." Hiezu fügte er noch einige tröstliche Ermahnungen,

und nahm sodann mit dem Versprechen Abschied, mich längstens in zwei Tagen wieder zu besuchen.

Schon am folgenden Tage erfuhr ich unverhofft, daß Gott zwei Wege gezeigt habe, mich aus meinem Elende zu retten. Vor's erste kam nämlich meine Unschuld dadurch ziemlich an den Tag, daß die alte Dienstmagd meiner Pflegemutter, von ihrem Gewissen getrieben, der Obrigkeit anzeigte, wie nicht ich, sondern die mittlere Tochter meiner Pflegemutter das gefundene Kind geboren, es vermittelst einer großen Nadel ermordet, dann eingepackt und es hinweg zu werfen befohlen habe: und zwar hätten nicht allein die übrigen zwei Schwestern, sondern auch die Mutter selbst mit Hand angelegt, indem es nicht das erstemal sei, daß sie dergleichen begangen. Die zweite tröstliche Nachricht war, daß mein einziger Freund, Ambrosius, vor wenigen Stunden zurückgekehrt, und zu meiner Befreiung das Aeußerste aufzubieten im Begriff sei.

Noch denselben Abend erhielt er Erlaubniß, mich in meinem Gefängniß zu besuchen, und wäre vor Schrecken beinahe in Ohnmacht gefallen, als er mich Elende noch in Ketten und Banden liegend antraf; allein schon nach Verlauf einer halben Stunde sah er zu seiner Freude mich von allen Fesseln befreit und nach einem leidlicheren Gefängniß gebracht. Ich will mich hier nicht dabei aufhalten, zu be-

schreiben, wie traurig und zärtlich zugleich unser beiderseitiges Wiedersehn gewesen, sondern nur so viel hinzufügen, daß ich nach zwei Tagen durch seine Bemühung wieder in Freiheit gesetzt wurde. Ueberdies ließ Ambrosius es sich viel kosten, von meinen Richtern Genugthuung wegen des erlittenen Schimpfs zu erhalten, und empfieng sowohl von den geistlichen als weltlichen Gerichten die herrlichsten Zeugnisse für seine und meine Person.

Hierauf bemühte sich Ambrosius, seine lasterhafte Mutter und Schwestern durch eine bedeutende Geldsumme von aller ferneren gerichtlichen Untersuchung zu befreien, zumal da ich meinerseits ihnen alles mir zugefügte Unrecht von Herzen vergeben hatte. Allein er konnte es nicht bewirken, sondern mußte der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen. Da nachmals nämlich ausgemittelt wurde, daß dies schon das dritte Kind sei, welches seine zwei älteren Schwestern geboren und mit Hilfe ihrer Mutter ermordet hätten, so empfiengen sie ihren verdienten Lohn, indem die Mutter nebst den beiden älteren mit dem Leben büßen, die jüngste aber in ein Zuchthaus wandern mußte.

Ehe dies noch geschah, reis'te mein Ambrosius, weil er vermuthlich dies traurige Begebniß nicht abwarten wollte, mit mir nach Amsterdam, und ließ sich mit mir ehelich verbinden. Von nun an führte ich ein halbes Jahr lang mit

ihm ein recht vergnügtes und stilles Leben, indem er mit seinem Compagnon eine der bedeutendsten Handlungen daselbst anlegte. Allein, da das Verhängniß einmal beschlossen hatte, daß ich meine Jugendjahre in Betrübniß hindringen sollte, so mußte meinen treuen Ambrosius wider Vermuthen die rothe Ruhr befallen, die ihn siebzehn Tage lang so abmattete, daß er darüber seinen Geist aufgab und mich zur Wittwe machte. Ich will meinen darüber empfundenen Schmerz nicht weiter beschreiben, sondern bloß sagen, daß mein Herz nichts weiter wünschte, als im Grabe bald an seiner Seite zu ruhen. Der Verstorbene hatte noch vor seinem Ende für mein zeitliches Glück gesorgt, und sein ganzes Vermögen nebst meiner Person an seinen Kompagnon vermacht, doch mit dem Vorbehalt, daß, wenn ich denselben nicht zu heirathen Lust hätte, er mir im Ganzen zwölftausend Thaler auszahlen und mir meinen freien Willen lassen sollte.

Wilhelm van Cattmer, so hieß der Compagnon meines seligen Ehemannes, war ein Mann von acht und dreißig Jahren und etwa seit zwei Jahren Wittwer. Von seiner verstorbenen Frau hatte er eine einzige Tochter, Namens Gertraud, die aber wegen ihrer Kindheit seinem Hauswesen noch nicht vorstehen konnte. Daher gab er mir nach verflossenem Trauerjahre sowohl seine Zuneigung als

auch dem letzten Willen meines seligen Mannes in sehr beweglichen Ausdrücken zu erkennen, und gewann durch seine täglichen Bewerbungen dergestalt mein Herz, daß ich mich entschloß, die Heirath mit ihm einzugehen, da er mich hinlänglich überzeugte, daß sowohl der Wittwenstand als auch jede anderweitige Heirath für mich sehr gefährlich sein würde.

Ueber diesen meinen zweiten Ehemann habe ich nie im mindesten Ursache zu klagen gehabt; denn er hat mich während unseres fünfjährigen Ehestandes mit keiner Miene, viel weniger mit einem Worte betrübt. Zehn Monat nach unserer Verehelichung gebar ich ihm eine junge Tochter, die aber nach anderthalb Jahren an den Masern starb, doch ersetzte uns der Himmel diesen Verlust durch die Geburt eines jungen Sohnes, über welchen mein Ehemann eine große Freude empfand. Etwa zwei Jahre nachher erhielt mein Wilhelm die traurige Nachricht, daß sein Vater auf dem Kap der guten Hoffnung gestorben sei. Da nun derselbe in dem erwähnten Lande Güter angelegt und besessen hatte, die über 80,000 Thaler werth waren, so faßte mein Mann den Entschluß, dahin abzureisen, die Güter in Besitz zu nehmen, und seinen beiden Geschwistern zwei Theile des Werths herauszugeben. Zwar fragte er mich vorher um Rath, und ob ich mich wohl entschließen könnte, Europa zu verlassen und in einem andern Welttheile zu wohnen, wobei er mir die

Lage jenes Landes und die dortige Lebensweise sehr anmuthig schilderte; da ich nun merkte, daß ihm so viel daran gelegen war, gab ich meinen Willen darein, und sagte ihm, daß ich in seiner Gesellschaft lieber bis an's Ende der Welt reisen, als ohne ihn in Amsterdam bleiben wolle. Demnach trafen wir auf's Eiligste Anstalten zu unserer Abreise, machten unsere Sachen theils zu Gelde, theils ließen wir sie in Verwahrung unseres Schwagers, der ein wohlhabender Juwelier war, und reis'ten sodann in Gottes Namen von Amsterdam ab und dem Kap der guten Hoffnung oder vielmehr unserem Unglück entgegen. Auf den Canarischen Inseln, an denen wir, um uns ein wenig zu erfrischen, anlandeten, starb unser kleiner Sohn und wurde daselbst zur Erde bestattet. Als wir von da unsere Reise weiter fortsetzten, ward unser Schiff von zwei Räubern angefallen, mit denen wir uns in ein Treffen einlassen mußten. Zwar waren wir so glücklich, den Räubern zu entkommen, ich selbst aber wurde bei dieser Gelegenheit die unglücklichste Person von der Welt, indem mein lieber Mann mit einer kleinen Kugel durch den Kopf geschossen wurde und also sein Leben einbüßte.

Der Himmel weiß, ob mein seliger William seinen tödtlichen Schuß nicht vielmehr von einem Meuchelmörder als von den Seeräubern bekam; denn alle Umstände kamen mir dabei sehr verdächtig vor. Doch Gott verzeihe es mir,

wenn ich den Severin Water in unrechtem Verdacht gehabt.

Dieser Severin Water war ein junger holländischer Kaufmann, der sehr frech und wollüstig war, und schon in Amsterdam oft Gelegenheit gesucht hatte, mich zum Ehebruch zu verführen. Ich warnte ihn mehrere mal, meine Tugend mit dergleichen Anträgen zu verschonen, oder ich würde mich sonst genöthiget finden, es meinem Manne zu entdecken. Da er indeß noch immer nicht nachließ, so bat ich wirklich meinen Mann inständig, seine und meine Ehre gegen diesen verliebten Thoren zu schützen. Allein mein William gab mir zur Antwort: „Mein Engel, lasset diesen Hasen laufen; da ich mich Eurer Tugend vollkommen versichert halte, so weiß ich, daß er bei Euch nichts zu meinem Nachtheil erlangen wird. Indeß ist es nicht rathsam, ihn für jetzt zum offenbaren Feinde zu machen, weil ich durch seine Person auf dem Kap der guten Hoffnung gewisse wichtige Vortheile zu erreichen gedenke.“ Aus eben dieser Rücksicht sah es mein William nicht ungern, daß Severin in seiner Gesellschaft mit dahin reiste; ich indeß war um so verdrießlicher, daß ich diesen verliebten Gecken täglich vor mir sehen und mit ihm reden mußte. Bei meines Mannes Lebzeit führte er sich noch ziemlich vernünftig auf, doch kaum war dieser einige Tage todt, so trug er mir auch schon seine Person zur Heirath an.

Ich nahm diese Leichtfertigkeit sehr übel auf, und bat ihn, mich wenigstens noch ein Jahr lang mit dergleichen Anträgen zu verschonen; allein er verlachte meine Einfalt und sagte mit frechen Gebärden: er frage nichts darnach, ob ich schwanger sei oder nicht, denn er wolle meine Leibesfrucht für die seinige anerkennen, überdies sei man auf dem Schiffe der geistlichen Kirchen-Censur nicht so unterworfen, als in unserem Vaterlande, und was dergleichen Geschwätzes mehr war. Da ich indeß vor der Person und dem ganzen Wesen dieses Wüstlings einen natürlichen Abscheu hatte, so suchte ich ihn durch die kränkendsten und anzüglichsten Reden mir vom Halse zu schaffen; doch der freche Bube kehrte sich an nichts, sondern schwur, eher sein ganzes Vermögen nebst dem Leben aufzuopfern, als mich dem Wittwenstande oder einem andern Manne zu überlassen, zugleich sagte er mir frei in die Augen, er wolle noch so lange sich gedulden, bis wir das Kap der guten Hoffnung erreicht hätten, nach diesem würde sich zeigen, ob er mich mit Güte oder mit Gewalt ins Ehebette führen solle.

Ich Elende wußte gegen diesen Trotzigen nirgends Schutz zu finden, weil er sowohl die Befehlshaber des Schiffes als die meisten andern Leute durch Geschenke auf seine Seite gebracht hatte. So wurden denn meine Klagen von jedermann verlacht, und ich selbst ein Spott der rohen Bovis-

knechte, indem mir ein jeder vorwarf: meine Keuschheit sei bloß Verstellung, ich wollte nur sehr gebeten sein, würde aber meine Tugend schon wohlfeiler verkaufen, sobald nur ein junger Mann — — —

Ich scheue mich, an die lasterhaften Reden zurück zu denken, die ich zu meiner Herzensqual täglich von diesen Unmenschen anhören mußte. Ueberdies klagte mir meine Dienerin Blandina mit weinenden Augen, daß Severin ihr schändliche Unzucht zugemuthet und versprochen hätte, sie auf dem Kap der guten Hoffnung neben mir als Buhlerin beizubehalten; sie habe ihn nun zwar ins Angesicht gespien, dafür aber eine derbe Ohrfeige hinnehmen müssen. Auch meiner zarten und noch nicht mannbaren Tochter Gertraud hatte der Bösewicht seine Unzucht angetragen; doch führte mich der Himmel noch zu rechter Zeit herbei, um die Unschuldige zu retten.

Während nun so mein Jammerstand den höchsten Gipfel erreicht hatte, war die Hülfe des Höchsten mir ganz nahe. Indeß will ich nicht weiter erzählen, wie ich nebst meiner Tochter und Dienerin von den Söhnen und Freunden unseres theuern Altvaters aus dieser Angst und Noth gerissen und gerettet worden bin, da ich ja doch weiß, daß dieser in seiner Lebensbeschreibung dies alles mit aufgezeichnet haben wird."

Dies war es, was ich meinen Zuhörern aus der eigenen Handschrift Virgiliens vorlesen konnte. Worauf unser Altvater seine Erzählung folgendermaßen fortsetzte:

„Unsere allerseitige Freude über die erwünschte Wiederkunft der Meinigen war unvergleichlich, zumal da die mitgekommene junge Wittwe nebst ihrer Tochter und der andern eben so wohlgebildeten Jungfrau an unsrer Lebensweise viel Vergnügen fanden. So wurde denn der nächste Winter unter allerlei Ergötzlichkeiten zugebracht. Noch vor Ablauf desselben ließ sich die tugendhafte Virgilia von Cattners mit meinem Sohne Johann durch mich ehelich zusammen geben, eben so bald darauf Christoph mit Blandina, die einander allem Anschein nach von Herzen liebten, so daß wir abermals zwei Hochzeitfeste zugleich begingen. Ihnen folgte etwas später die Vermählung meines Sohnes Christian mit Gertraud, und Christinens mit David Rawkin, so daß die Meinigen nunmehr sämmtlich wohl berathen waren. Unser Glück wurde in den nächsten Jahren blos durch einen einzigen Unfall betrübt, nämlich durch den Tod unseres Freundes Amias, der beim Sprengen einer Felswand von einem Felsstück so heftig getroffen wurde, daß er ungeachtet aller von uns angewandten Mittel seinen Geist aufgab.

Bei der allmähligen Vergrößerung unserer Familie fanden die Meinigen für gut, sich von uns zu trennen und für

sich besondere Wohnungen und Pflanzstädte auf der Insel anzulegen. Hülter mit seiner Ehegattin, der jüngeren Concordia, war der erste, der auf diese Weise nebst den Seinigen von uns schied und für sich und sein Geschlecht einen neuen Wohnsitz anlegte, ihm folgte mein ältester Sohn Albert mit seiner Judith, ferner Stephan mit Sabinen, dann Larson mit Marien, Schimmer mit den Seinigen, und zuletzt mein Sohn Johann mit Virgilien. Nachdem meine Kinder sich auf diese Art angebaut hatten, begannen sie auf diesem Hügel das gegenwärtig noch stehende, viereckige, schöne Gebäude für mich als ihren Vater und König aufzuführen, welches nach drei Jahren fertig und von mir Albertsburg genannt wurde.

So erreichten wir den ersten Januar des Jahres 1700, den wir als den Neujahrstag und zugleich als den Beginn eines neuen Jahrhunderts durch Kanonenschüsse, Gottesdienst und andere Festlichkeiten begingen. Nun könnte ich zwar noch manches andere erzählen, von der Entdeckung der Insel Klein-Felsenburg, von unseren gemachten Erfindungen und Wirthschaftseinrichtungen, desgleichen von den vielerlei Waaren und Geräthschaften, die uns von Zeit zu Zeit durch die Winde und Wellen zugeführt wurden, allein ich will dies auf ein andermal versparen. Für jetzt will ich bloß noch hinzufügen, daß in dem eingetretenen achtzehnten Jahrhundert ein großer

Theil der Meinigen, nämlich meine Ehegattin Conçordia, ferner mein Sohn Johann, meine Töchter, Concordia, Maria und Elisabeth, so wie auch Hülter, Schimmer, Larson, Virgilia von Cattmers, Blandina und Gertraud, mir nach und nach durch den Tod entrissen und aus diesem irdischen Paradiese in das himmlische versetzt worden.

Nunmehr aber, mein Herr Wolfgang, — fuhr der Altvater fort, indem er sich bei dem Andenken an seine verstorbenen Geliebten mit weinenden Augen zu dem Kapitain Wolfgang wandte — werdet Ihr die Güte haben, und dasjenige erzählen, was Ihr binnen der Zeit Eurer ersten Anwesenheit auf dieser Insel angetroffen und erfahren habt."

Der redliche Mann war auch sogleich bereit, des Altvaters und seine eigene Geschichte fortzusetzen, und begann, wie folget.

## Fortsetzung
## der Geschichte des Kapitain Wolfgang.

„Meine frühere Lebensgeschichte, und wie ich von meinen ruchlosen Gefährten an diesen vermeintlich wüsten Felsen ausgesetzt worden, habe ich Euch, meine wertheſten Freunde, — hier wendete er sich zu mir und dem Magister Schmelzer — bereits ein andermal schon erzählt. Die Werkzeuge meiner Lebensrettung waren damals sechs redliche Männer aus Simons und Christians Geschlecht, die auf die Jagd von Seelöwen und Seekälbern ausgegangen waren. Sie führten mich zuerst in ihre Behausung, erquickten mich, und gaben sodann dem Altvater von meiner Ankunft Nachricht. Dieser unvergleichliche Mann hatte kaum das Hauptsächlichste von meinen Schicksalen vernommen, als er mich sogleich herzlich umarmte und mir versprach: er werde mir meinen erlittenen Schaden dreifach ersetzen, und wenn ich keine Lust hätte, auf der Insel zu bleiben, so werde sich mit der Zeit schon Gelegenheit finden, wieder in mein Vaterland zurückzukehren.

Unterdeß nahm er mich mit sich auf seinen Hügel, gab mir eine eigene, wohl eingerichtete Kammer ein, zog mich an seine Tafel, und versorgte mich mit den köstlichsten Speisen, Getränken, Kleidern, ja mit allem, was mein Herz wünschen konnte, im Ueberflusse.

Ich bin stets ein Feind des Müßigganges gewesen, und so machte ich mir denn auch hier täglich allerlei zu schaffen, indem ich mir eine Anzahl Knaben auslas, sie in allerhand nützlichen Wissenschaften unterrichtete, und daneben auch dem Acker- Wein- und Gartenbau mit besorgen half. Nicht bloß mein Wohlthäter bezeigte mir hierüber sein Wohlgefallen, sondern auch die übrigen Einwohner hatten mich so lieb, daß ich eine lange Zeit in Zweifel stand, ob ich bei sich ereignender Gelegenheit diese Insel verlassen, oder dem Wunsche der sämmtlichen Einwohner nachgeben und meine übrige Lebenszeit hier zubringen sollte. Dies Schwanken dauerte zwei Jahre lang, bis endlich im dritten Jahre folgende Begebenheit mich zu dem festen Vorsatz brachte, alles Gut, Ehre und Vermögen, das ich etwa noch in Europa zu hoffen haben könnte, mir aus dem Sinne zu schlagen, und mich hier für mein ganzes Leben niederzulassen. Der ganze Handel fügte sich nämlich also.

Der Stammvater Christian hatte eine sehr schöne und tugendhafte Tochter, Sophie genannt, um die ein junger

Gesellе aus dem Jakob'schen Geschlecht sich eifrig bewarb. Da indeß die Jungfrau sowohl diesen als auch vier andere, die vorher schon um sie angehalten, höflich zurückwies und durchaus in keine Heirath willigen wollte, so bat mich ihr Vater eines Tages zu Gaste und trug mir an: ob ich, als ein erfahrener Fremdling, wohl von seiner Tochter ausforschen könne und wolle, weshalb sie diesem Jungesellen, der ihrer so eifrig begehrte, ihre eheliche Hand nicht reichen wolle? Ich übernahm diesen Auftrag sehr gern, und begab mich alsbald zu der schönen Sophie, die im Garten unter einem schattigen Baume mit der Spindel die zartesten Flachsfaden spann. Ich nahm Gelegenheit, mich zu ihr hin zu setzen, und ihrer zarten Arbeit zuzusehen, die ihre geschickten und saubereu Hände recht anmuthig verrichteten.

Nach einigen scherzhaften Gesprächen kam ich endlich auf mein Vorhaben, und fragte etwas ernsthafter: warum sie denn so eigensinnig im Lieben sei, und den jungen Gesellen, der sie so heftig liebe, nicht zum Manne haben wolle? Das artige Kind erröthete hierüber, antwortete aber kein Wort, was ich mehr ihrer Schamhaftigkeit als der Blödigkeit ihres Verstandes zurechnen mußte, da ich zur Genüge bemerkt, daß sie einen vortrefflichen Geist und einen aufgeräumten Sinn hatte. Daher ließ ich nicht nach, sondern brachte es durch vieles Bitten dahin, daß sie mir ihr ganzes

Herz mit folgenden Worten eröffnete: „Mein Herr," sagte sie, „ich zweifle nicht im Geringsten, daß Ihr von den Meinigen abgeschickt seid, meines Herzens Gedanken auszuforschen; doch da ich Euch für einen redlichen und tugendhaften Mann halte, so will ich mich nicht schämen, Euch das zu vertrauen, was ich sogar meinem Vater und meinen Geschwistern, geschweige denn andern Befreundeten zu entdecken mich gescheut habe. Wisset demnach, daß es mir unmöglich ist, einen Mann zu nehmen, der um so viele Jahre jünger ist als ich. Bedenket doch, ich habe bereits mein zwei und dreißigstes Jahr zurückgelegt, und soll einen jungen Menschen heirathen, der noch nicht einmal sein zwanzigstes erreicht hat. Es ist ja, Gott Lob, kein Mangel an Frauenzimmern auf dieser Insel, sondern im Gegentheil hat er, so wie andere, noch das Auslesen unter vielen, und wird also nicht unverheirathet sterben dürfen, wenn er auch mich nicht zur Ehe bekömmt. Sollte aber ich für mein Theil unverheirathet sterben müssen, so wird mir dies weder im Leben noch im Tode den geringsten Verdruß erwecken." Ich wunderte mich über die Antwort dieses zwei und dreißigjährigen artigen Frauenzimmers, die ich ihrem ganzen Ansehen und Wesen nach kaum auf zwanzig Jahr geschätzt hätte. Doch da ich sah, daß sie es im vollen Ernst meinte, gab ich ihr vollkommen Recht, und

fragte nur: warum sie denn bereits vier andere Liebhaber vor diesem letzteren abgewiesen habe? Worauf sie antwortete: „Sie waren alle wenigstens zehn bis zwölf Jahr jünger als ich, deshalb konnte ich unmöglich eine Heirath mit ihnen eingehen."

Hierauf lenkte ich unser Gespräch, um ihren Verstand zu prüfen, auf andere Sachen, und fand denselben so wohl ausgebildet, daß ich mit innigem Vergnügen bei ihr sitzen blieb, bis sich allmälig die Sonne hinter den hohen Felsenspitzen verlor. Wir verließen sodann mit einander den Garten, und da ich im Hause hörte, daß sich ihr Vater auf der Schleusenbrücke befände, so wünschte ich der schönen Sophie nebst den Uebrigen eine gute Nacht, und begab mich zu ihm. Während er mir nun das Geleite bis auf die Albertsburg zu unserem Altvater gab, erzählte ich ihm unterweges seiner Tochter Bedenken über die angetragene Heirath, so wie auch ihren gefaßten Entschluß, worüber er sich nicht wenig wunderte, und darüber den Altvater um Rath zu fragen beschloß. Dieser that nun nach einiger Ueberlegung den Ausspruch: „Zwinge Dein Kind nicht, mein Sohn Christian, Deine Sophie ist eine fromme und gottesfürchtige Tochter, deren Eigensinn in diesem Punkt untadelhaft ist. Ich werde ihren Liebhaber Andreas anderweit berathen und versuchen, ob ich

deines seligen Bruders Johannes dritten Sohn, Nikolaus, der einige Jahre älter ist, mit der guten Sophie verehelichen kann."

Wir kamen nachher auf andere Gespräche, — allein, ich weiß nicht, wie es zugieng, daß ich auf einmal ganz nachdenklich und tiefsinnig wurde. Der gute Altvater bemerkte es sogleich und bekümmerte sich wegen dieser plötzlichen Veränderung in meinem Wesen nicht wenig um mich; doch da ich nichts weiter als etwas Kopfschmerz vorzuwenden wußte, so rieth er mir baldigst zu Bette zu gehen. Ich lag indeß lange bis nach Mitternacht, ehe die geringste Lust zum Schlafe in meine Augen kam, und — um kurz von der Sache zu reden — ich spürte in meinem Herzen nichts geringeres, als daß ich eine heftige Zuneigung zu der schönen Sophie gefaßt hätte. Dagegen machten mir des guten Altvaters geäußerten Worte: „Ich werde sehen, ob ich den Nikolaus mit der guten Sophie verehelichen kann," den größten Kummer. Denn erstens hatte ich armer Ankömmling alle Ursache zu zweifeln, daß ich der schönen Sophie Gegenliebe erlangen, sodann aber wenig Hoffnung, daß mich der Altvater seinem Enkel Nikolaus vorziehen würde. Nachdem ich mich unter solchen Gedanken noch eine gute Weile auf meinem Lager herumgeworfen und meiner neuen Liebe nachgedacht hatte, faßte ich endlich den festen Vorsatz, keine Zeit zu ver-

säumen, sondern meinem edeln Wohlthäter mein ganzes Herz gleich am andern Morgen zu offenbaren, und sobald ich dessen Gutachten vernommen, ohne weiteres der schönen Sophie meine Liebe vorzutragen.

Zwar wurden meine Sinne endlich durch den Schlaf überwältigt, doch die Einbildungskraft stellte mir die schöne Sophie auch noch im Traume dar, so daß sich mein Geist den ganzen übrigen Theil der Nacht hindurch mit derselben unterredete, und sich sowohl an ihrer äußern schönen Gestalt als an ihren vortrefflichen Gaben des Gemüths ergötzte. Ich wachte gegen Morgen auf, schlief aber mit dem Wunsche, dergleichen Träume noch öfter zu haben, wieder ein. Da war mir denn, als ob meine auf der Insel Bonair selig verstorbene Salome die gute Sophie in meine Kammer geführt brächte, und derselben ihren Trauring, den ich ihr mit in den Sarg gegeben hatte, mit fröhlichen Gebärden überlieferte, dann wieder fort gieng und Sophien an meiner Seite stehen ließ. Darüber erwachte ich zum andernmal, und da die Morgenröthe bereits durch mein von durchsichtigen Fischhäuten gemachtes Fenster schimmerte, stand ich, ohne den Altvater zu wecken, leise auf, spazierte in dessen großen Lustgarten, und setzte mich auf eine zwischen Bäumen errichtete Rasenbank, verrichtete mein Morgengebet, sang ein geistliches Lied, zog dann meine Schreibtafel, die ich nebst anderen

Kleinigkeiten noch in meiner Tasche ehalten, hervor und schrieb folgendes Lied hinein:

Unverhoffte Liebesnetze
Haben meinen Geist bestrickt,
Das, woran ich mich ergötze,
Hat mein Auge kaum erblickt;
Kaum, ja kaum ein wenig Stunden,
Da der goldnen Freiheit Pracht
Ferner keinen Platz gefunden,
Darum nimmt sie gute Nacht.

Holder Himmel, darf ich fragen:
Willst du mich im Ernst erfreun?
Soll nach vielen schweren Plagen
Hier mein stilles Eden sein?
O, so macht dein Wunderfügen
Und die süße Sclaverei
Mich von allem-Misvergnügen,
Sorgen, Noth und Kummer frei.

Nun so fülle, die ich liebe,
Bald mit Glut und Flammen an,
Bringe sie durch reine Triebe
Auf die keusche Liebesbahn,

Und ersetze meinem Herzen,
Was es vormals eingebüßt;
Denn so werden dessen Schmerzen
Durch erneute Lust versüßt.

Kaum hatte ich diese meine Gedanken in Reime gebracht, als ich sie nach einer bekannten weltlichen Melodie etlichemal abzusingen versuchte. Ich bemerkte nicht, daß der gute Altvater meinem Gesange aufmerksam zuhorchte, bis er mich sanft auf die Schulter klopfte und sagte: „Ist's möglich, mein Freund, daß Ihr in meine Aufrichtigkeit Zweifel setzen und mir Euer Liebesgeheimniß verschweigen könnet, das doch gewiß auf einem tugendhaften Grunde ruhet?" Ich fühlte mich über diese Worte nicht wenig betroffen, entschuldigte meine bisherige Verschwiegenheit mit guten Gründen, und offenbarte ihm hierauf mein ganzes Herz. „Es ist gut," versetzte hierauf der Altvater, „Sophie soll Euch nicht vorenthalten werden; allein, übereilet Euch nur ja nicht, sondern suchet zuvor ihre nähere Bekanntschaft, prüfet sowohl ihre als Eure Gemüthsneigungen, und wenn Ihr es thunlich findet, Eure künftige Lebenszeit mit einander auf dieser Insel zuzubringen, so soll Euch vergönnt sein, mit ihr in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Doch das sage ich Euch zum voraus, daß Ihr, so wie meine Schwiegersöhne

früher gethan, mir einen Eid schwören müsset, so lange, als meine Augen offen stehen, nichts von dieser Insel, geschweige denn eines meiner Kinder, eigenmächtiger oder heimlicher Weise hinweg zu führen. Ueberdies — fuhr er weiter fort — hat mir der Himmel noch einen besonderen Plan eingegeben, zu dessen Ausführung ich keine tüchtigere Person auf der Welt hätte finden können, als Euch." Ich dankte dem Altvater nicht allein für sein gütiges Anerbieten, sondern versprach auch, alles was er von mir verlangen würde, nach meinen besten Kräften zu leisten. Hierauf verlangte derselbe nochmals eine umständliche Erzählung meiner Lebensgeschichte, welche ich ihm denn auch sogleich gab. Ich erwähnte in derselben unter andern auch, daß ich in einer gewissen bedeutenden Handelsstadt mit einem Kaufmann Bekanntschaft gemacht, der ebenfalls den Namen Julius geführt habe. Der gute Altvater seufzte hiebei, und wünschte, daß dieser Kaufmann ein Verwandter von ihm oder gar ein Abkömmling von seinem Bruder sein möchte; allein ich konnte ihm über die Familie und Abkunft dieses Kaufmanns nicht die mindeste Nachricht geben. Hierauf eröffnete mir der Altvater sein Herz, und erzählte mir, wie er mitten in seinem glücklichen Zustande bloß dadurch sich beunruhigt fühle, daß er und die Seinigen auf der Insel ohne Priester seien, der ihnen das h. Abendmahl und andere geistliche Gaben reichen

könnte; außerdem wünsche er, da es an Frauenzimmern auf der Insel nicht fehle, daß einige tüchtige junge Handwerker und Künstler hierher gebracht werden möchten, vor allen aber sehne er sich, vor seinem Ende noch einen seiner Blutsfreunde aus Europa bei sich zu sehen, um demselben einen Theil seiner unermeßlichen Schätze zuwenden zu können. Nachdem er noch allerlei mit mir über die Sache gesprochen, schloß er mit folgenden Worten: „Ihr wisset nunmehr, mein redlicher Freund, was mir auf dem Herzen liegt; saget mir daher offen Eure Meinung, ob Ihr Euch entschließen wollt, um meinen Wunsch zu erfüllen, eine Reise nach Europa zu unternehmen, und erst nach Eurer Rückkunft Sophie zu ehelichen. An Gelde, Gold, Silber und Kleinodien will ich Euch zwei bis dreimal hundert Thaler werth zu Reisekosten geben, was sonst noch dazu erforderlich ist, ist nothdürftig vorhanden, was aber die Reisegesellschafft betrifft, so müssen wir deshalb noch genauere Abrede nehmen, denn mit meinem Willen soll keines meiner Kinder einen Fuß auf europäischen Boden setzen."

Nachdem ich dem lieben Altvater versprochen, alle seine Wünsche nach Kräften in Erfüllung zu bringen, ward von ihm und den Seinigen beschlossen, daß unser leichtes Schiff in guten Stand gesetzt werden, und daß mich sodann David Julius auf demselben bis nach der Insel S. Helena bringen,

daselbst mich aussetzen, und hierauf sogleich wieder nach Felsenburg zurücksegeln sollte.

Während die Bewohner der Insel weder Zeit noch Mühe sparten, um das Schiff, welches ich die „Taube" benannte und mit der holländischen Flagge versah, nach meiner Angabe auszubessern und segelfertig zu machen, nahm ich alle Abende Gelegenheit, mich mit der schönen Sophie zu unterhalten, und kam zuletzt dahin, daß ich ihr meine Hand und mein Herz anbot. Kurz wir verlobten uns am Ende öffentlich, und verschoben die Vollziehung unseres ehelichen Bündnisses bis auf meine Rückkunft.

Als das Schiff endlich mit Allem wohl versehen und ausgerüstet war, nahm ich von dem ehrwürdigen Altvater Abschied. Dieser überlieferte mir zuerst diejenigen Briefe, die ich Euch, mein Eberhard Julius, in Amsterdam wohl versiegelt übergeben habe, und wies mich hierauf in eine Kammer, wo ich aus einem großen Packfasse mir so viel an Geld, Gold und Edelsteinen nehmen sollte, als mir beliebte. Es befanden sich in demselben Schätze von unermeßlichem Werth; doch ich nahm nicht mehr davon als dreißig runde Stücke gediegenen Goldes, jedes etwa zehn Pfund schwer, außerdem aber an spanischer Gold- und Silbermünze an funfzig tausend Thaler werth, desgleichen an Perlen und Kleinodien ebenfalls einer halben Tonne Goldes werth. Ich brauchte die

Vorsicht, die kostbarsten Kleinodien und großen Goldmünzen theils in einem bequemen Gürtel, den ich auf dem bloßen Leibe trug, theils in meinen Unterkleidern zu verwahren; die großen Goldklumpen aber wurden zerhackt und in Körbe, die mit den besten Rosinen angefüllt waren, vertheilt und verborgen. Mit den Perlen thaten wir ein gleiches, das gemünzte Gold aber vertheilte ich in verschiedene lederne Beutel, und verwahrte es so, daß ich es in Nothfällen gleich bei der Hand hatte. Der Altvater meinte zwar, ich würde mit so wenigen Gütern nichts ausrichten können, da ich ihm indeß vorstellte, daß überflüssiges Geld und Gut mir nur zur Last und zu schlimmen Verdacht gereichen würde, so überließ er alles meiner Einsicht.

Wir giengen demnach unter tausend Glückwünschen der Zurückbleibenden am 2. October 1724 unter Segel, und verloren bei dem günstigen Winde sehr bald die Insel Felsenburg aus dem Gesicht. Nachdem unterweges diejenigen, welche des Reisens ungewohnt waren, der See den bekannten verdrießlichen Zoll abgestattet hatten, war unser täglicher Zeitvertreib, daß ich meine Gefährten im richtigen Gebrauch des Kompasses, der Seecharten und in anderen Vortheilen bei der Schiffsarbeit immer mehr unterwies, damit sie desto leichter ihren Rückweg nach Felsenburg zu finden, und sich bei vorfallenden Stürmen oder anderen Zufällen eher zu r

fen wüßten. So erreichten wir denn ohne den mindesten Unfall die Insel S. Helena, wo wir einige zwanzig englische und holländische Schiffe antrafen, welche theils nach Ostindien segeln, theils aber von da zurückkommend ihren Lauf nach ihrem Vaterlande nehmen wollten. Hier galt es nun Kunst, ihnen Rede und Antwort zu stehen, und doch dabei das Geheimniß, woran uns allen so viel lag, zu verschweigen. Unter den Holländern traf ich keinen einzigen Bekannten an, dagegen kam mir unvermuthet ein englischer Kapitain zu Gesicht, dem ich ehemals auf der Fahrt nach Westindien einen kleinen Dienst geleistet hatte. Ich gab mich ihm zu erkennen, und wurde von ihm aufs freundlichste aufgenommen. Anfangs glaubte er aus meinem äußern Wesen schließen zu können, daß ich Unglück gehabt und in Noth stäke; weshalb ich ihm gestand, daß zwar meine gehabten Unfälle mich um mein Schiff, aber keineswegs um mein ganzes Vermögen gebracht, sondern ich hätte noch so viel gerettet, daß ich mich im Stande befände, eine neue Ausrüstung zu unternehmen, sobald ich nur Amsterdam erreicht haben würde. Er suchte mich zu bereden, mit ihm nach Java zu gehen, und versprach mir auf dieser Reise großen Gewinn, auch bald ein Schiffskommando für mich zu schaffen, allein ich dankte ihm dafür, und bat ihn dagegen, mir einen seiner Landsleute, die in ihr Vaterland reiseten, um gegen eine

gute Bezahlung mich und meine Sachen dahin mitzunehmen, weil meine Landsleute wegen ihrer starken Ladung mir diesen Dienst nicht leisten könnten.

Der redliche Mann war sogleich dazu bereit, und führte mich zu einem eben so ehrlichen Schiffspatrone, mit dem ich des Handels bald einig wurde, und dann alle meine Sachen bei ihm einschiffte. Nachdem ich den David Julius nebst den Seinigen unter irgend einem guten Vorwande entlassen, um nach Felsenburg zurückzukehren, lichtete auch mein Patron die Anker, und segelte in Gesellschaft von dreizehn englischen und holländischen Schiffen seine Straße. Der Himmel schien uns außerordentlich günstig zu sein, denn es regte sich auf der ganzen Fahrt auch nicht das geringste widerwärtige Lüftchen. Als wir zu den Canarischen Inseln gelangten, traf ich daselbst einen bekannten Holländer, der mich um ein Billiges mit nach Amsterdam nehmen wollte. Da nun mein Engländer sich genöthigt sah, um der Ausbesserung seines Schiffes willen daselbst einige Zeit zu verweilen, so bezahlte ich ihm das Bedungene, schiffte mich bei dem Holländer ein, und kam am 10. Februar glücklich in Amsterdam an.

Sehr merkwürdig war es, daß ich gleich in dem ersten Gasthause, worin ich abtreten und in welches ich meine Sachen bringen lassen wollte, einen von jenen Mordbuben an-

traf, die mich, dem Jean le Grand zu gefallen, gebunden und an die Insel Felsenburg ausgesetzt hatten. Der Schelm wollte, sobald er mich erkannte, sogleich entwischen, weil ihm vermuthlich sein Gewissen sagen mochte, daß er den Strick um den Hals verdient hätte. Doch ich vertrat ihm den Weg, schlug die Thür zu und sagte: „Halt, Kamerad, wir haben einander vor drei Jahren, dünkt mich, schon gekannt, und müssen uns daher mit einander besprechen. Wie gehts? was macht Jean le Grand? hat er auf seinem gestohlenen Schiffe viel erworben?“ — „Ach, mein Herr,“ gab der Schurke zur Antwort,“ das Schiff und alle, die darauf gewesen, sind für ihre Untreue hinlänglich bestraft. Denn das erstere ist unweit Madagascar geborsten und versunken, Jean le Grand aber hat nebst allen Leuten elendiglich ertrinken müssen; ja es hat sich niemand retten können, als ich und noch drei andere, die es mit Euch sehr gut meinten.“ — „So hast Du denn also,“ versetzte ich, „es auch gut mit mir gemeint?“ — „Ach, mein Herr,“ rief er, indem er sich zu meinen Füßen warf, „ist gleich von mir manches Böse von mir verübt worden, so habe ich doch anderseits es hauptsächlich hintertreiben helfen, daß man Euch nicht ermordet hat, was, wie Ihr leicht glauben werdet, von der ganzen Rotte beschlossen war.“ Ich wußte, daß der Kerl wohl ein Böſewicht, doch keiner von den schlimmsten gewesen

war, darum jammerte mich seiner, so daß ich ihn aufhob und sagte: „Du weißt, welches Dein Lohn sein würde, wenn ich die an mir begangene Bosheit gehörigen Ortes anzeigen wollte; allein ich vergebe Dir alles von Herzen, und wünsche, daß Dir Gott Deine Sünde ebenfalls vergeben möge. Nimm Dir an dem Schicksal Deiner Mitgesellen ein Beispiel, und bessere Dich. Ihr habt es mit mir wohl böse zu machen gedacht, aber Gott hat es gut gemacht; denn ich habe jetzt mehr Geld und Güter, als ich jemals gehabt habe." Mit diesen Worten zog ich ein Goldstück, etwa zwanzig deutsche Thaler werth, aus meinem Beutel, schenkte es ihm, und versprach, noch mehr gegen ihn zu thun, wofern er mir diejenigen herbringen könne, die sich nebst ihm von dem verunglückten Schiffe gerettet hätten. Der neu auflebende arme Sünder bezeigte mir in demüthigen Ausdrücken seine Dankbarkeit, und versprach, noch vor Abends zwei von den erwähnten Personen, nämlich Philipp Wilhelm Horn und Adam Gorques, zu mir zu bringen, den dritten aber, welches Conrad Bellier gewesen, wisse er nicht mehr zu finden, sondern glaube, daß derselbe mit nach Grönland auf den Wallfischfang gegangen sei.

Ich hatte nicht geglaubt, daß der Mensch sein Wort halten würde; indeß Nachmittags brachte er die beiden eben genannten Männer unerwartet in meine Stube, die, sobald

sie mich erblickten, mir mit Thränen um den Hals fielen, und ihre Freude über meine Erhaltung nicht genug an den Tag zu legen wußten. Besonders freute ich mich über Horn, dessen Klugheit, Erfahrenheit und Tapferkeit mir seit Jahren bekannt war. Er hatte unlängst wieder die Stelle eines Quartiermeisters übernommen, und schickte sich zu einer neuen Reise nach Batavia an; jedoch, als er hörte, daß ich ebenfalls wieder ein Schiff ausrüsten und eine Fahrt antreten wollte, versprach er, sich bereits am folgenden Tage wieder loszumachen und bei mir zu bleiben. Ich schenkte, sobald sich der erste leichtfertige Mensch entfernt hatte, jedem der beiden letzteren zwanzig Dukaten, Horn aber, der zwei Täge nachher wieder zu mir kam und mir meldete, daß er nunmehr völlig frei sei und ganz zu meinen Diensten stehe, empfieng aus meinen Händen noch funfzig Dukaten zum Angelde, und nahm alle die Verrichtungen, die ich ihm auftrug, mit Vergnügen über sich.

Ich miethete mir nunmehr ein bequemeres und sichereres Quartier, nahm die vor einigen Jahren in die Bank gelegten Gelder zwar nicht zurück, übermachte aber dieselben meinen Geschwistern, denen ich meine Anwesenheit in Amsterdam und zugleich auch noch meldete, daß ich mich nicht lange daselbst aufhalten, sondern ehestens nach Ostindien zurückreisen und dort für die noch übrige Zeit meines Lebens

bleiben würde, weshalb sich niemand zu mir bemühen, sondern der eine oder der andere mir nur schreiben dürfte, wie sich die Meinigen befänden. Mittlerweile mußte mir Horn die Perlen und einige Goldklumpen zu Gelde machen, wofür ich ihm die vortrefflichen Felsenburger Rosinenvorräthe überließ, aus denen er ein ziemliches Stück Geld löfete. Hierauf sah ich mich nach einem neuerbauten Schiffe um, und sobald ich eines gefunden und baar bezahlt hatte, gab ich ihm den Namen „der getreue Paris," Horn aber empfieng von mir die nöthigen Aufträge, wie es ausgerüstet und mit was für Leuten es bemannt werden sollte. Wegen der hiezu nöthigen Gelder wies ich ihn an einen Bankier, der von alten Zeiten her mein Herzensfreund war, und trat sodann die Reise nach Eurer Geburtsstadt, mein Eberhard, an.

Ich erreichte dieselbe am 6. Mai. Aber, o Himmel, wie erschrak mein Herz, als ich auf die erste Frage nach dem reichen Kaufmann Julius, von meinem Wirthe die traurige Nachricht erfuhr, daß derselbe vor wenigen Wochen bankerot geworden und dem Vernehmen nach eine Reise nach Ost- oder Westindien angetreten habe. Bei meinen ferneren Nachforschungen fand ich, daß jeder des Gastwirths Nachricht bestätigte und des redlichen Kaufmanns Unglück beklagte, ja einige bedeutende Personen wollten behaupten, es sei ein großer Fehler und Uebereilung von ihm gewesen, daß

er sich entfernt habe, weil allen seinen Creditoren bekannt, daß er kein liederlicher und muthwilliger Bankerutmacher sei, weshalb ein jeder gern mit ihm Nachsicht gehabt, ja vielleicht zu seinem Wiederaufkommen etwas beigetragen haben würde. Allein was konnten mir nunmehr alle diese schönen Reden helfen? Der Kaufmann Julius war fort, und ich konnte nichts weiter erfahren, als daß er einen einzigen Sohn habe, der auf der Universität zu Leipzig studire. Sogleich ließ ich mir Dinte und Feder geben, und setzte an diesen mir sehr vorzüglich geschilderten Studenten einen Brief auf, um zu versuchen, ob ich mir die persönliche Reise nach Leipzig ersparen und Euch, mein Eberhard, durch einige Zeilen zu mir locken könnte. Der Himmel muß selber dabei im Spiele gewesen sein, darum ist mirs gelungen. Ich setzte Euch und allen den Uebrigen, die ich zu Reisegefährten mitnehmen wollte, einen sehr kurzen Termin, glaubte auch nichts weniger, als daß ich so zeitig von Amsterdam absegeln würde, und dennoch mußte sich alles nach Herzenswunsche fügen.

Hiebei darf ich nicht zu erwähnen vergessen, daß ich mich einst nach der Mittagsmahlzeit auf den Weg machte, um dem Senior des dasigen geistlichen Ministeriums einen Besuch abzustatten, und denselben zu bitten, mir einen feinen, musterhaften Menschen zum Schiffsprediger zuzuweisen. Da ich den Senior nicht zu Hause traf, und erst für den ande-

ren Morgen zu ihm bestellt wurde, machte ich einen Spaziergang außerhalb der Stadt in einen lustigen Baumgang, wo ich zufällig einen schwarz gekleideten Mann in tiefen Gedanken vor mir hergehen sah. Ich verdoppelte meine Schritte, und holte ihn sehr bald ein. Es war dies niemand anders, als der hier gegenwärtige Herr Magister Schmelzer, und ungeachtet ich ihn nie zuvor mit Augen gesehen, so sagte mir doch mein Herz, daß er ein Theologe sein müßte.

Wir grüßten einander freundlich, und ich nahm mir die Freiheit, ihn zu fragen: ob er ein Theologe sei. Er bejahete es, und setzte hinzu, daß er in diese Stadt zu einer Condition verschrieben worden, durch einen Zufall aber zu spät gekommen sei. Hierauf fragte ich weiter: ob er mir nicht einen feinen jungen Menschen zuweisen könne, der da Lust habe, als Prediger mit mir zu Schiffe zu gehen. Er verfärbte sich bei dieser Frage, und sagte dann nach einer Weile: „Mein Herr, ich kann Sie bei Gott versichern, daß ich für jetzt hier keinen einzigen Candidaten der Gottesgelehrtheit kenne. Zwar habe ich vor einigen Jahren bei einem hiesigen Kaufmanne, Namens Julius, die Information seines Sohnes gehabt, da ich aber nach der Zeit mich anderwärts aufgehalten und nunmehr erst vor zwei Tagen, wiewohl vergebens, hierher zurückgekehrt bin, so weiß ich nicht, ob jetzt dergleichen Personen hier zu finden sind.“ Ich ge-

wann den Herrn Magister Schmelzer während dieser Reden so lieb, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn weiter zu fragen: ob er nicht selber Lust und Belieben habe, das Amt eines Schiffpredigers anzunehmen, zumal da ich ihm das, was andere in solchen Stellen zu genießen hätten, doppelt zahlen wolle? Er gab zur Antwort: „Gott, der mein Herz kennt, wird mir Zeugniß geben, daß ich nicht um zeitlichen Gewinnes willen in seinem Weinberge zu dienen suche, da ich indeß diesen Ruf, der jetzt an mich gelanget, für eine göttliche Fügung erkenne, so will ich mich nicht weigern, demselben Folge zu leisten, doch nicht eher, als bis ich durch ein gehöriges Examen dazu tüchtig befunden und dem heiligen Brauche nach zum Priester geweiht worden bin.

Bei diesen Reden traten mir und ihm die Thränen in die Augen. Daher reichte ich ihm die Hand und sagte weiter nichts als folgendes: „Es ist genug, mein Herr! Gott hat Sie und mich wohl berathen, daher bitte ich Sie, mir in mein Logis zu folgen, wo wir über diese Sache umständlicher mit einander sprechen wollen." Sobald wir daselbst angelangt waren, trug ich kein Bedenken, ihm eine treue Schilderung von dem Zustande der Insel Felsenburg und ihrer Bewohner zu entwerfen. Er hörte meinen Bericht mit vieler Verwunderung an, und versicherte, daß er unter diesen Umständen die Reise dahin um so vergnügter unternehmen

auch sich gar nicht beschweren wolle, wenn er auch Zeitlebens daselbst bleiben müßte. Nachdem er mir in aller Kürze seine Lebensgeschichte erzählt, nahm ich Anlaß, ihn wegen des Kaufmann Franz Martin Julius und dessen Familie zu befragen, und erfuhr, daß der Herr Magister Schmelzer vom Jahr 1716 bis 1720 bei demselben als Informator seines Sohnes Eberhard und seiner Tochter Juliane Luise in Diensten gewesen wäre. Ja er wußte zu meinem großen Vergnügen mir die ganze Geschichte des im dreißigjährigen Kriege enthaupteten Stephan Julius so genau zu erzählen, wie ich sie bereits von dem lieben Altvater vernommen, und zu erweisen, daß Franz Martin Julius des Stephans echter Enkel im dritten Gliede sei.

Ich entdeckte ihm hierauf, wie ich den jungen Eberhard, der sich sicherem Vernehmen nach jetzt in Leipzig aufhielte, erst vor wenigen Tagen durch Briefe und beigelegte Wechsel zu Reisegeldern nach Amsterdam in mein Logis eingeladen hätte, und wie ich nicht zweifelte, daß er sich gegen Johannis daselbst einfinden würde; wo nicht, so würde ich mich genöthiget sehen, selber nach Leipzig zu reisen und ihn aufzusuchen. Nachdem wir bis in die späte Nacht dergleichen mit einander gesprochen hatten, legten wir uns zur Ruhe, und giengen den folgenden Tag in aller Frühe zu dem Senior des geistlichen Ministeriums, und trugen demselben unser An-

liegen vor. Dieser bezeigte sich unseren Wünschen so bereitwillig, daß er sogleich noch drei seiner Amtsbrüder zu sich berufen ließ, und mit diesen den Herrn Magister Schmelzer in meiner Gegenwart vier Stunden lang auf's schärfste examinirte, und nachdem er ihn tüchtig befunden, zwei Tage darauf ihn in öffentlicher Kirche ordentlich zum Priester weihte. Ich weinte vor Rührung bei dieser heiligen Handlung, zahlte, nachdem alles vollbracht, an das geistliche Ministerium zweihundert Dukaten, eben so viel in die Kirche und Armenkasse, und nahm dann von den Herren Geistlichen, die uns zu unserem Vorhaben und unserer Reise tausendfachen Segen wünschten, gerührt Abschied.

Ich hätte den Herrn Magister Schmelzer gern sogleich mit nach Amsterdam genommen, allein er bat mich um die Vergünstigung, zuvor noch eine Reise in sein Vaterland zu machen, um daselbst von seinen Freunden und Verwandten Abschied und zugleich seine vortreffliche Bibliothek von da mitzunehmen. Ich zahlte ihm daher tausend Thaler in Golde, und verabredete mit ihm die Zeit, wo er mich in Amsterdam treffen sollte. Hierauf setzte ich meine Rückreise nach Amsterdam ganz bequem fort, und nahm unterweges den Wundarzt Kramer, sodann auch Litzberg, Plager, Harkert und die übrigen Handwerker in meine Dienste. Jedem derselben gab ich fünf französische Louisd'or auf die Hand,

und sagte ihnen offen, daß ich sie auf eine angenehme und fruchtbare Insel führen wollte, wo sie sich mit ihrer Hände Arbeit redlich nähren und wofern es sie beliebte, mit den dortigen schönen Jungfrauen verheirathen könnten; doch nahm ich zuvor von jedem einen Eid, daß sie diese Sache weder in Amsterdam noch unter dem übrigen Schiffsvolke ruchtbar machen sollten.

So gelangte ich denn mit den von mir angeworbenen Leuten am 11. Junius glücklich in Amsterdam an, wo mein treuer Horn und Adam Gorques unter Aufsicht meines werthen Freundes, des Bankiers G. v. B., bereits das Schiff in besten Stand gesetzt hatten. Wir kauften hierauf auch noch das Vieh und andere Sachen ein, die ich mit hierher zu nehmen für nöthig erachtete. Jeder von den neu angeworbenen Künstlern und Handwerkern erhielt so viel Geld, als er zu Anschaffung seines Werkzeugs und anderer Geräthschaften bedurfte, und da endlich auch mein lieber Eberhard Julius wenige Tage nachher sich bei mir einfand, so bekam derselbe ebenfalls genug zu thun, um die nöthigen Bücher und andere Sachen einzuhandeln. Am 24. Julius traf auch noch die letzte Person, auf die ich bereits mit Schmerzen wartete, nämlich Herr Magister Schmelzer, bei mir ein, und da nun alle beisammen waren, hielt ich auf dem Schiffe eine allgemeine Musterung, und verordnete, daß alle Perso-

nen auf dem Schiffe bleiben und meine Ankunft erwarten möchten. Sodann brachte ich meine Geschäfte bei der ostindischen Kompagnie vollends in Ordnung, empfieng meine sichern Pässe, Handels- und Freibriefe, und konnte so zur bestimmten Zeit von Amsterdam absegeln.

Auf der Insel Teneriffa, wo wir nach ausgestandenem Sturm, um unser Schiff auszubessern und uns mit frischen Lebensmitteln zu versehen, einige Tage still lagen, zog ich eines Abends meinen Lieutenant Horn auf die Seite, und sagte zu ihm: „Mein guter Freund, es ist nunmehr Zeit, daß ich Euch mein ganzes Herz offenbare, und Euch zu einem wohlhabenden Manne mache, wofern Ihr mir einen Eid schwören wollet, daß Ihr das Geheimniß, welches ich Euch und dem redlichen Gorques nun anvertrauen will, möglichst verschweigen, und zugleich die billige Forderung, die ich an Euch beide thun werde, erfüllen wollet.“ Horn war anfangs betroffen, allein auf meine nochmalige Ermahnung leistete er mir den verlangten Eid, worauf ich also fortfuhr: „Wisset, mein Freund, daß ich nicht Willens bin, mit nach Ostindien zu gehen, sondern ich werde mich ehester Tages an einem mir bequemen Orte nebst den dazu bestimmten Personen und Waaren aussetzen lassen. Euch aber will ich nicht allein das Schiff, sondern auch alles dazu gehörige zu eigen geben, und Euch statt meiner den übrigen

als Kapitain und Patron vorstellen, wozu ich laut meiner Pässe und Freibriefe von den Häuptern der ostindischen Kompagnie die Vollmacht habe. Dafür verlange ich von Eurer Seite nichts, als daß Ihr dem Adam Gorques, der an Eurer Stelle Schiffslieutenant werden soll, nicht allein seinen richtigen Sold zahlet, sondern ihm auch den dritten Theil von demjenigen, was Ihr auf dieser ersten Reise gewinnet, abgebet, und daß Ihr auf Eurer Rückreise, die ja doch binnen zwei oder drittehalb Jahren erfolgen wird, Euch durch einige Kanonenschüsse wieder an dem Orte meldet, wo ich mich werde aussetzen lassen, im übrigen aber von meinem Aufenthalt weder in Europa noch sonst anderswo etwas ruchtbar werden lasset."

Der gute Horn wußte anfangs vor innerer Bewegung des Gemüths kein Wort zu erwiedern, als ich mich indeß noch deutlicher erklärt und ihm ein Verzeichniß aller der Sachen eingehändigt hatte, die er mir bei seiner Rückreise aus Ostindien mitbringen sollte, schwur er mir, alles, was ich begehrte, zu erfüllen. Ich habe demnach die Hoffnung, daß wir durch seine Hilfe alles, was wir künftighin etwa aus Europa noch nöthig haben sollten, sehr bequem werden erlangen können.

Wie es mit unserer ferneren Reise gegangen, ist bereits bekannt, und ich will daher nur noch soviel hinzufügen, daß

ich glücklich auf dieser anmuthigen Insel angelangt bin, und unsern lieben Altvater nebst den Seinigen wohl und gesund, meine geliebte Sophie aber treu und beständig wiedergefunden habe."

---

Nachdem der bisherige Kapitain Leonhard Wolfgang seine Erzählung geendigt hatte, und die Mittagszeit herangekommen war, stellten sich Christian, Julius und dessen Tochter Sophie bei der Mittagsmahlzeit ein, da denn Magister Schmelzer und ich alle Gelegenheit und Ursache hatten, die besondere Schönheit und den ausnehmenden Verstand dieser Jungfrau zu bewundern, und des Kapitain-Wolfgangs getroffene Wahl zu billigen.

Am folgenden Sonntage nach dem Gottesdienst wurde der Kapitain Wolfgang mit Sophien durch den Magister Schmelzer ehelich zusammen gegeben, worauf beide das in Christiansraum für sie neu erbaute Haus bezogen. Das Hochzeitmahl ward indeß erst einige Tage später gefeiert, bei welchem sich alle Bewohner der Insel einfanden. Es waren hiezu auf der schönen Ebene am Fuße des Alberthügels Bänke und Tische aus grünem Rasen in großer Anzahl errichtet worden, und es fehlte nicht an den köstlichsten Speisen, indem allerlei fettes Wildpret, große und kleine Vögel, vielerlei Arten von Fischen, Schildkröten, Seekälber, Vögel-

und Schildkröteneier, Wurzeln und wohlschmeckende Früchte im Ueberfluß vorhanden waren. Nach der Mahlzeit hielten die jungen Leute zur Belustigung ein Wettlaufen, das bis gegen Sonnenuntergang dauerte, worauf von einem ganzen Centner gebrannter Kaffeebohnen und dem dazu erforderlichen Zucker ein angenehmes, warmes Getränk zubereitet und in Geschirren herumgereicht wurde.

Bei eintretender Dämmerung begaben sich die sämmtlichen Hochzeitgäste auf den Heimweg, unser Altvater aber ließ sich nach seiner Burg zurückfahren. Wir folgten ihm in sein Gemach, und da er noch keine Lust zum Schlafengehen bezeigte, sondern uns zuredete, mit ihm noch einige Pfeifen Taback bei einem Glase seines wohlbereiteten Gerstentranks zu rauchen, war ein jeder dazu bereit. Selbst Herr Magister Schmelzer, der doch sonst eben kein Freund des Tabackrauchens war, ließ sich diesen Abend bereden, ein Pfeifchen mit anzustecken. Nachdem wir allerlei fröhliche Gespräche geführt hatten, legte der Altvater ein besonderes Verlangen an den Tag, die Lebensgeschichte eines jeden der zuletzt angekommenen Europäer zu vernehmen. Worauf Herr Magister Schmelzer, um eine Höflichkeit durch die andere zu vergelten, ohne Zögern selber den Anfang machte, und seine eigene Lebensgeschichte mit folgenden Worten zu erzählen begann:

# Geschichte des Magister Schmelzer.

Ich Ernst Gottlieb Schmelzer bin der zweite Sohn eines evangelisch-lutherischen Predigers, der in einem polnisch-preußischen, unweit Elbingen gelegenen Dorfe sein Amt verwaltete. Geboren wurde ich am 28. August 1692, und meine Eltern sparten keine Mühe, mich nebst meinen Geschwistern so fromm und gottgefällig als möglich zu erziehen. Wir Kinder bekamen gleich von zarter Kindheit an einen guten Informator und eine besondere Wartfrau; denn meine Mutter hatte mit Besorgung ihrer Hauswirthschaft viel zu schaffen, zumal da mein Vater seinem Berufe so eifrig und gewissenhaft nachgieng, daß er sich um die Nahrungssorgen nicht zu bekümmern vermochte. Allein eben dieser preiswürdige Eifer brachte meinem seligen Vater einen frühzeitigen Tod zuwege.

Es traf sich nämlich im Jahre 1703 während des da

maligen Krieges, daß zwei schwedische Offiziere nicht weit von unserem Dorfe Kugeln mit einander wechselten, wovon der eine sehr gefährlich, und zwar, der Aussage der Aerzte nach, durch den Magen und Unterleib geschossen wurde. Sowohl die Aerzte als die Barbiere sprachen dem elenden Patienten, nach genauer Untersuchung der Wunde, das Leben ab, und ermahnten ihn, in Erwägung seines bisher geführten ruchlosen Lebens, den kurzen Rest seiner Lebenszeit noch zur wahren Buße und Versöhnung mit Gott anzuwenden. Aus dieser Ursache wurde nun mein seliger Vater zu dem Kranken gerufen, doch ohne durch seine Besuche das Geringste bei ihm auszurichten, da derselbe weder von Buße und Bekehrung, noch vom Tode und Sterben etwas hören wollte. Als indeß den Kranken bald darauf ein so heftiges Wundfieber befiel, daß er völlig zu rasen anfieng, ließen seine Freunde, sobald nur der erste Anfall vorüber und er wieder einigermaßen bei Verstande war, meinen seligen Vater um Mitternachtszeit abermals inständig bitten, sich hin zu bemühen und des armen Patienten Seele zu retten, da derselbe schwerlich noch einen Tag erleben würde. Mein seliger Vater ließ es an seiner Mühe und Beredtsamkeit nicht fehlen, doch ohne seinen Zweck zu erreichen; weil der Patient unablässig rief: man solle ihm den schwarzen Pfaffen vom Halse schaffen, oder er müsse verzweifeln. „Mein werther

Herr und Freund," sagte endlich mein Vater, „ich wollte gern einen weißen, blauen, rothen oder anders gefärbten Rock anziehen, wenn es mir in solcher Kleidung möglich wäre, Eure arme Seele aus des Satans Netzen zu wickeln; allein überleget selbst, ob es nicht besser sei, einen schwarzgekleideten Diener Gottes, der den Weg zum Himmel zeigt, als unzählige höllische Geister, die auf die theuer erkaufte Seele lauern, vor seinem Sterbebette zu dulden."

Kaum hatte mein seliger Vater die letzte Sylbe seiner Worte gesprochen, als der Patient unvermuthet aus dem Bette sprang, ihn sammt seinem Sessel zu Boden warf, über meinen seligen Vater herfiel, das Gesicht desselben mit den Fingernägeln aufs grimmigste zerkratzte, ihm überdies zwei Bisse in den Backen und den dritten ins linke Ohr versetzte, ja denselben unfehlbar erstickt haben würde, wenn nicht fünf starke Männer herzu gesprungen wären und diesen Mordbuben mit Gewalt hinweggerissen hätten.

Es brachten demnach einige Leute meinen halb ohnmächtigen Vater nach Hause geführt, der sogleich ins Bette gelegt und von den besten Aerzten besucht und besorgt wurde. Der wüthende Patient war noch vor Anbruch des Tages unter schrecklichem Brüllen gestorben, mein seliger Vater aber bekam von dem gehabten Schrecken ein hitziges

Fieber, wobei ihm der Kopf entsetzlich aufschwoll, so daß er ungeachtet aller angewandten Sorgfalt der Aerzte und Barbiere sieben Tage darauf seinen Geist aufgeben mußte.

So wurde ich denn in meinem elften Jahre nebst meinen sechs übrigen Geschwistern, von denen der jüngste Bruder nur etliche Wochen alt war, plötzlich zur armen Waise. Denn wenn gleich mein Vater beinahe sechzehn Jahr eine ziemlich einträgliche Pfarre besessen, so war es doch wegen verschiedener Unglücksfälle, die in den bösen Zeiten ihren Grund hatten, in seiner Haushaltung so weit gekommen, daß seine ganze Verlassenschaft, dem gemeinen Sprichworte nach, in Büchern und Kindern bestand. Meine gute Mutter zog gleich nach Ablauf des Gnadenjahres nebst uns Kindern in ihre Geburtsstadt Elbingen, zumal da sie von ihrer Mutter Schwester, die eine betagte und kinderlose Frau war, noch eine ziemliche Erbschaft zu hoffen hatte. Mein ältester Bruder, welcher keine Lust zum Studiren, dagegen desto größere zur Chirurgie und Barbierkunst bezeigte, wurde in seinem sechzehnten Jahre demnach in die Lehre gegeben. Nachdem er seine drei Lehrjahre ausgehalten, reiste er in die Welt, kam nach sechsjähriger Abwesenheit wieder nach Hause, nahm aber bald darauf Dienste auf der schwedischen Flotte. Da indeß ein Theil der gedachten Flotte am 27. Julius 1714 von den Russen geschlagen wurde, so

hatte mein guter Bruder das Unglück, sein junges Leben dabei einzubüßen.

Ich meines Theils war von Jugend auf desto eifriger auf die Bücher erpicht, und mein getreuer Informator gab sich sowohl als mein leiblicher Vater die äußerste Mühe, mir neben der deutschen auch die lateinische Sprache gleichsam mit der Muttermilch einzuflößen. Da ich nun die Grundregeln derselben nach und nach recht spielend faßte, so setzten mich meine treuen Lehrer auf dem Elbinger Gymnasium schon in meinem dreizehnten Jahre nach Selecta, wodurch mein Fleiß nur noch mehr angefeuert wurde. Außerdem widmete ich meine Freistunden der Musik, und brachte es durch unermüdete Lust und Liebe sehr weit darin. Da ich indeß außer dem Geldbeutel meiner Mutter, die doch selbst sehr kümmerlich leben mußte, wenig Unterstützung fand, indem unsere alte Frau Muhme so geizig war, daß sie ungeachtet ihres großen Vermögens noch immer Hungers zu sterben fürchtete, und der Himmel mir wegen meiner reinen und wohlgeübten Singstimme auf einem andern Gymnasium große Vortheile zeigte, so schaffte mich meine Mutter, obwohl mit schwerem Herzen, endlich mit guter Gelegenheit dahin, woselbst mir die guten Zeugnisse meiner Lehrer und die Empfehlungsschreiben anderer vornehmer Leute den einträglichsten Unterhalt verschafften.

Diese Veränderung meines Aufenthalts und meiner Studien ereignete sich kurz nach Pfingsten des Jahres 1707, und da ich so glücklich war, mich bei dem ersten Examen sowohl im Peroriren als in der Ausarbeitung der mir aufgegebenen Exercitien vor andern, die weit älter waren als ich, ziemlich hervorzuthun, erwarb ich mir die Gunst vornehmer Schulgönner und meiner neuen Lehrer in reicherem Maße, als ich mir hätte einbilden können. Ein vornehmer Mann, mit dessen zwölfjährigem Sohne ich die schönen Wissenschaften, zu seinem und meinem Nutzen, täglich wiederholen mußte, gab mir, aus besonderer Vorliebe gegen mich, freien Tisch, Stube, Holz, Licht, Wäsche, und überdies noch manchen schönen Thaler an baarem Gelde, ja da er meinen Fleiß bemerkte, zog er selber noch vier andere wohlgezogene Knaben zu diesen Uebungen, deren Eltern, als vornehme und wohlhabende Leute, mich unverdienter Weise mit Geschenken überhäuften. Nächst diesem brachte mir meine Singstimme, die ich wöchentlich im Chore, alle Sonntage bei der Kirchenmusik, und dann auch oft in vornehmer Leute Häusern hören ließ, eine gute Einnahme zuwege, weshalb ich nach Ablauf des ersten halben Jahres meiner lieben Mutter sechs Dukaten Ersparniß nach Hause schicke konnte.

Dieser mein glücklicher Zustand dauerte indeß nicht

lange. Es bestand nämlich an dem Orte meines damaligen Aufenthalts ein Kollegium des Jesuitenordens, mit dessen Schülern meine Kameraden, nämlich die evangelisch-lutherischen Gymnasiasten, in beständigen Zwistigkeiten lebten. Diese Jesuitenschüler thaten uns manche Kränkung an, besonders kränkte uns folgender Streich am empfindlichsten. Nicht weit von der Stadt in einem lustigen Spaziergange befand sich von Natur ein sehr anmuthiges Echo, welches die letzten Endsylben aller etwas stark ausgerufenen Worte zwei, drei, bis viermal ungemein vernehmlich wiederholte. In dieser Gegend nun pflegten sich die Jesuitenschüler sehr oft aufzuhalten. Sobald sie merkten, daß einer oder der andere von uns Gymnasiasten ebenfalls daselbst spazieren gieng, so schrie gemeiniglich einer von unsern Feinden folgende läppische Stichelreden, die sogleich vom Echo beantwortet wurden:

Quid est Lutheranus? . . . . . Anus.
Quid est Lutheri aemulus? . . . . . Mulus.
Quomodo vocatur Lutheranorum studiosus? . O sus!

Wir bemerkten zwar sehr bald, daß dies bloß eine Verdrehung des lustigen Einfalles eines längst verstorbenen protestantischen Gelehrten sei, nahmen uns aber nicht die

Mühe, ähnliche Schimpfsprüche der Art auszusinnen. Jedoch waren einige der Unsern so herzhaft, die eigenen Worte des eben erwähnten Gelehrten dem Echo entgegen zu rufen:

Quid est Jesuitulus? . . . . . Vitulus.
Nonne nequam est Jesuita? . . . . . Ita.

Darüber kam es nun verschiedene mal zum wirklichen Handgemenge, wobei bald die Jesuiterschüler, bald die evangelischen Gymnasiasten blutige Köpfe und blaue Flecken davon trugen. Einst, da ich nebst anderen Konzertisten, um Musik zu machen, auf eine Hochzeit berufen war, befanden sich auch einige Jesuiterschüler — oder Studenten, wie sie gern heißen wollten — daselbst gegenwärtig, die, während wir nebst anderen Musikanten bei Tische saßen und speiseten, nicht unterlassen konnten, ihre eingebildete Gelehrsamkeit mit vielen lateinischen Stichelworten an den Tag zu legen. Unter andern brachte einer von ihnen folgende lateinische Verse zu Markte:

Quo Lutheranus, dic, possit nomine dici?
Haeresium dici bibliotheca potest.

Was auf deutsch etwa heißen sollte:

Sag an: was eigentlich ein Lutheraner sei?
Er ist der Inbegriff von aller Ketzerei.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich bei Anhörung dieser Verse, da ich gerade ein Spitzgläschen Wein trank, so sehr begeistert wurde, daß ich nach einer kurzen Weile folgende Verse unbedachtsam hersagte:

Ordine nil melius, sed nil est ordine pejus,
Qui Jesu nomen, non tamen omen habet.

Auf deutsch:

Das ist der beste zwar, doch auch der böste Orden,
Der sich nach Jesu nennt, und ihm nie gleich geworden.

Man sah augenblicklich an den ergrimmten Gesichtern unserer beiden Widersacher, daß ihnen die Galle überlief. Einer der Musikanten aber, der ein sehr guter Lateiner war, bat mich, diese Verse noch einmal herzusagen, und da ich mich in meiner Unbesonnenheit mich dessen nicht weigerte, so schrieben es außer ihm meine Mitschüler und andere, die dabei saßen, in ihre Schreibetäfeln. Unsere Widersacher knirschten vor Bosheit mit den Zähnen; da sie indeß zu schwach waren, um sich auf der Stelle zu rächen, so schlichen sie für diesmal stillschweigend davon.

Unser Rector hatte am folgenden Tage kaum diesen Streich vernommen, als er mich nebst den anderen Gymnasiasten, die auf der Hochzeit mit musiciret hatten, zu sich

rufen ließ. Auf sein Befragen bekannten wir ihm offenherzig alles, was vorgegangen war. Er schrieb meine Verse in sein Tagebuch, schüttelte sodann den Kopf, und sagte: „Mein Sohn, Euer gesunder Verstand ist eben so wenig zu tadeln, als Eure gute Anlage zur Poesie; allein gebraucht dieselbe künftig mit größerer Vorsicht, zumal an solchen Orten, wo keine völlige Kirchenfreiheit ist. Die Herren Jesuiten, so wie ihre Schüler, sind sehr rachgierige Leute, und so könntet Ihr sehr leicht Euch und uns Allen großen Verdruß und Unglück zuziehen. Wer weiß, was sie dieses Vorfalls wegen zusammenschmieden werden. Indeß rathe ich Euch wohlmeinend, daß Ihr Euch auf der Straße, besonders bei Abende, sehr in Acht nehmet, daß Ihr nicht etwa ihren Schülern in die Hände fallet."

Mein Principal nebst anderen Gönnern und guten Freunden rieth mir ein gleiches. Unterdeß wurden meine Verse fast in allen evangelischen Häusern kund; doch die Herren Jesuiter stellten sich, als ob sie diesen Streich entweder nicht wüßten, oder nicht achteten. Daher fieng ich nach Verlauf eines Monats zu glauben an, meine Furcht und Vorsicht sei ganz unnütz gewesen. Leider aber mußte ich sehr bald das Gegentheil erfahren.

Als ich nämlich eines Abends vor der Hausthür stand, kam ein grün gekleideter Bediente, und bat mich, ihn zu

berichten, in welchem Hause der Gymnasiast Schmelzer anzutreffen sei. Nachdem ich ihm nun gesagt, daß ich selbst derjenige sei, den er suche, sagte er zu mir sehr freundlich: ich möchte doch so gut sein, und ihm in ein gewisses Haus folgen, welches er mir nannte, weil daselbst zwei fremde Herren meine so sehr gerühmte Singstimme bei einer schönen Abendmusik zu hören wünschten und meine Mühe reichlich belohnen wollten. „Allein," setzte er hinzu, „ich dürfte nicht säumen, weil sie und die Musikanten selbst mit Schmerzen auf mich warteten." Zu meinem Unglück war mein Principal nebst seiner Familie bei einem vornehmen Freunde zu Gaste, und da ich nicht länger als zwei bis drei Stunden auszubleiben gedachte, so sagte ich, gewisser Ursachen wegen, dem Hausgesinde nicht, wo ich hin wollte, sondern holte nur in der Eile einige Musikalien von meiner Stube, mit denen ich sodann ohne Bedenken dem unten vor der Thür auf mich wartenden Bedienten sehr hurtig nachfolgte.

In dem oberen Stock des mir bezeichneten Hauses traf ich wirklich zwei sehr schön gekleidete Kavaliere sitzen, allein es befanden sich bloß zwei, mir ganz unbekannte Musikanten bei ihnen, von denen der eine eine Viola di Gamba, der andere aber eine Violine spielte. Man bewillkommte mich auf's allerfreundlichste, und sagte nach diesem: „Mein

Herr, Ihr hättet nicht nöthig gehabt, Musikalien mitzubringen, weil wir bereits diejenigen Stücke, die wir längst gern hören wollen, bei uns haben." Hierauf legten sie mir eine nicht uneben gesetzte Cantate vor, die ich ohne Bedenken annahm, und nach meinem besten Vermögen absang. Sobald ich zu Ende war, bezeigten sie mir ihr besonderes Vergnügen darüber, und überreichten mir noch eine dergleichen, nach deren Absingung ich eine kurze Zeit ruhen, auch ein paar Gläser Wein nebst etwas Confect genießen mußte. Nachher wurden noch andere lustige Arien und dergleichen hervorgesucht; doch, da alle ganz leicht gesetzt waren, hatte ich wenig Mühe, dieselben gehörig heraus zu bringen. Beide Kavaliere ertheilten mir demnach ein ganz besonderes Lob, so daß ich sie endlich bitten mußte, mich nicht ganz zu beschämen. Mittlerweile mußte mir der Bediente noch mehr Wein und Confect bringen. Da ich aber nur wenig trinken und essen wollte, sprach der eine Kavalier: „Er wird vielleicht diesen Wein seiner Stimme nicht zuträglich finden. Jacob, lange ihm ein Glas Canarienfect aus dem Flaschenfutter, nebst zweien von meinen köstlichen Morsellen; dies wird ihm wohlschmeckender und nützlicher sein." Ich verbat zwar alles, da aber der Diener augenblicklich beides herbei brachte, ließen beide Herren nicht ab, mich zu nöthigen, bis ich alles auf ihre Gesundheit verzehrt hatte.

Unterdeß zog einer der Musikanten eine Partitur aus dem Busen, und sagte zu den beiden Kavalieren: „Gnädige Herren, ich habe hier eine sehr artige, ganz neu verfertigte Cantate. Mit Dero gnädigen Erlaubniß wollen wir doch dieselbe probiren.“ Da nun beide durch Kopfnicken ihren Beifall bezeigten, so mußte ich mich bequemen, bei der Partitur mit einzustimmen. Die letzte Arie von dieser Cantate werde ich in meinem ganzen Leben nie vergessen; sie lautete, wie folgt:

So muß man die Füchse fangen,
Die so schlau und listig sind.
Tölpel, merk's, Du bist betrogen,
Ja Du bist ins Garn gezogen;
Füchse riechen sonst den Wind,
Aber Du bist fehl gegangen.

Zwar handelte die ganze Cantate durchgehends von einem ins Netz gelockten Verächter der Liebe; allein, als ich hinterher der Sache reiflicher nachgedacht, merkte ich erst, daß unter dem gefangenen Fuchse niemand anders verstanden wurde, als ich damaliger armer Schüler. Während dieser letzten Arie lachten sowohl die beiden Herren als die Musikanten dermaßen, daß die letzteren fast nicht spielen

konnten, die ersteren aber sich den Bauch halten mußten. Dennoch argwöhnte ich noch immer nichts Arges, da ich nichts weniger mir einbildete, als daß ich mich unter so listigen Menschenfängern befände. Dagegen wurde mir auf einmal sehr übel und mich befiel ein so heftiger Schwindel, daß ich beinahe ohnmächtig zu Boden gesunken wäre, wofern mich der Bediente nicht aufgefangen, und auf ein im Nebengemache stehendes Bette getragen hätte. Sobald ich zum Liegen kam, vergingen mir vollends alle Sinne, ja ich verfiel in einen so tiefen Schlaf, daß sich endlich, da er allzu lange anhielt, meine Feinde genöthiget sahen, mich mit Schwefeldampf oder anderer stark riechenden Materie aufzuwecken. Allein als ich mich völlig ermunterte, wäre es kein Wunder gewesen, wenn ich aufs Neue ohnmächtig geworden oder gar den Geist aufgegeben hätte. Denn ich befand mich in einem fürchterlichen unterirdischen Kellergewölbe, und sah zehn bis zwölf wohlbekannte Jesuiterschüler mit brennenden Pechfackeln um mein Bette, welches aus einem auf die Erde gebreiteten Strohlager bestand, als junge Teufel mit Feuerbränden bewaffnet herumlaufen. Man hatte mich bis auf's bloße Hemde ausgezogen und statt der Kleider mit einer alten Jesuiterkutte bedeckt, unter welcher ich bereits ganz starr gefroren war. Dessen ungeachtet mußte ein Knecht, der eine große Ruthe in den Händen hielt, an mich heran tre-

ten, mir das Hemde über den Kopf ziehen, und meinen Leib von den Schultern bis auf die Fußsohlen so lange geisseln, bis ich überall mit meinem Blute gefärbt war. Ich schrie und winselte so erbärmlich, daß die Steine hätten mögen zum Mitleiden bewogen werden; meine felsenharten Peiniger aber trieben ihr Gespött darüber, und sagten endlich, da ihr Henkersknecht vom Hauen schon ganz ermüdet war: nun könne ich aus Erfahrung reden, ob die Jesuiten gute oder böse Leute wären, und dasselbe in weitläuftigeren Versen ausführen. Sodann giengen sie sämmtlich hinweg, und ließen mich in der größten Finsterniß, im größten Schmerz allein zurück; doch kam nach Verlauf einiger Stunden der Knecht, und brachte mir ein Stück Brot nebst einem Topfe Wasser zu meiner Nahrung, wiewohl ich vor Angst und Schmerzen wenig oder gar nicht an Nahrungsmittel dachte.

Man hätte denken sollen, daß diese grimmigen Furien ihr Müthlein hinlänglich an mir gekühlt hätten; allein nichts desto weniger kamen sie des andern Tages um die vorige Zeit wieder, und trieben wieder dasselbe Mordspiel mit meinem schwachen Körper. Am dritten Tage geschah dasselbe, so daß nunmehr an meinem ganzen Leibe kein gesunder Fleck zu finden, sondern meine ganze Haut mit Eiter und Blut unterlaufen war. Ach, wie fleißig betete ich, daß mich ein baldiger seliger Tod aus diesem peinlichen Zustand

erlösen möchte, da an eine anderweitige Befreiung nicht zu denken war. Um indeß kein Selbstmörder zu werden, nahm ich in der dritten Nacht zum erstenmal etwas Brot und Wasser zu mir, konnte es aber nicht bei mir behalten, sondern mußte es wieder hinweg brechen, wodurch meine Schwachheit binnen wenigen Stunden so zunahm, daß ich nicht noch eine Nacht leben zu können meinte. Gleichwohl kamen die Barbaren am vierten Tage wieder, um mich von neuem zu quälen; doch ich redete sie ganz beherzt also an: „So schlaget denn zu, Ihr Tyrannen, und weidet Eure Augen an meiner zeitlichen Marter; wisset aber, daß dieser Tag vielleicht der letzte meines Lebens sein wird, und daß Ihr Euch werdet bequemen müssen, mir dieser Mißhandlung wegen vor Gottes Richterstuhl Rede und Antwort zu geben." Die Lotterbuben lachten übermut, stießen zugleich die lächerlichsten Reden aus, und befahlen dem Knechte, sein Amt getrost zu verrichten. Nachdem nun dieser mein an die wunde Haut wie angeleimtes Hemde mit Gewalt abgerissen, so daß Blut und Haut daran hangen blieben, während ich nicht das geringste Zeichen von Empfindung von mir gab, sagte er: „Meine lieben Herren, meine Mühe ist vergebens; der verteufelte Ketzer fühlet für jetzt nichts mehr, der Satan hat ihn abgehärtet. Lasset ihm indeß so lange Ruhe, bis er wieder halb heil geworden; was gilts? hernach

sollen meine Streiche um so heftiger anziehen.“ Hierauf redete mich einer von der jungen Brut also an: „Höre Hund, willst Du Dich entschließen, Deinen ketzerischen Glauben abzuschwören, so wollen wir alle für Dich bitten, daß Dir die noch zugedachten übrigen Strafen geschenkt werden. Wo nicht, so wirst Du binnen wenigen Tagen empfinden, daß alles Bisherige ein bloßes Kinderspiel gegen die Martern ist, die Dir noch vorbehalten sind.“ — „Davor behüte mich Gott,“ gab ich zur Antwort, „daß ich meinen Glauben verleugnen und abschwören sollte. Macht mit mir, was Ihr wollt; Gott kann und wird mich eher aus Euern Mörderhänden erlösen, als Ihr es vielleicht glaubet.“ Dieser Worte wegen stieß mich einer mit dem Fuße so heftig in die Seite, daß mir fast der Athem verging; meine Peiniger aber verließen mich für diesmal, ohne mir fernere Marter anzuthun. Ich hoffte mit Zuversicht, daß die folgende Nacht die letzte meines Lebens sein würde; allein kaum war die Nacht angebrochen, als mich zwei handfeste Knechte aus dem finstern Keller herauftrugen und in ein ziemlich gutes Gemach zu Bette brachten. Nachdem mir ein alter Wundarzt ein weißes Hemde angezogen, und meinen ganzen Leib mit einer schmerzstillenden und heilenden Salbe bestrichen hatte, brachte man mir auch eine gute warme Suppe, eine halbe gekochte Taube, desgleichen etwas Wein, von welchem

allen ich zwar nur wenig zu mir nehmen konnte, doch genoß ich in derselben Nacht einige Ruhe.

Am folgenden Morgen kam nebst dem alten Wundarzt auch ein alter Jesuit mit vor mein Bette, welcher letztere, sobald mich der erste abermals mit der heilenden Salbe bestrichen hatte, sogleich von Religionsänderung zu sprechen anfieng. Dies Gespräch dauerte länger als zwei Stunden, da er indeß bloß unwichtige Beweggründe vorbrachte, so blieb ich bei dem Schlusse: daß es mir durchaus unmöglich sei, eine andere Religion zu ergreifen, so lange ich nicht von der Unrichtigkeit der meinigen völlig überzeugt sei. Dessen ungeachtet gab mir der alte Pater, so wie der Barbier, viele gute Worte, weil sie mich dadurch um so eher zu gewinnen hofften, und äußerten zugleich: es hätten ihre Schüler wider der ehrwürdigen Väter Wissen und Willen mich gefangen nehmen und so übel zurichten lassen; da es aber einmal geschehen, sei es nicht zu ändern, doch sollten sie nachdrücklich dafür bestraft, mir aber alles Gute erwiesen werden, wofern ich mich nur gutwillig zu ihrer Religion bekennen und die Ketzereien auf ewig abschwören wolle. Indeß ich glaubte von diesem Allen nur so viel als nöthig war, und da ich meinen Entschluß bereits deutlich genug ausgesprochen hatte, so übergieng ich das Uebrige mit Stillschweigen, welches sie mir denn auch um meiner großen Schwäche und Schmer-

zen willen ziemlich zu Gute hielten und mich einige Tage lang mit ferneren Angriffen verschonten.

Unterdeß verschaffte mir der alte Wundarzt täglich die wohlschmeckendsten Speisen und Getränke, sparte auch sonst keinen Fleiß, meine Gesundheit wieder herzustellen, wodurch es denn kam, daß ich nach Verlauf von drei Wochen ziemlich frisch und munter wurde. Von dieser Zeit an stellte sich immer ein Pater um den andern bei mir in meinem Gemache ein, aus welchem ich keinen Fuß setzen durfte, sondern als ein auf Zeitlebens gefangen sitzender Missethäter Tag und Nacht darin verbleiben mußte. Da ihre mühsamen Belehrungen und Ermahnungen bei mir nichts fruchteten, so ward mir am Ende nicht nur aufs Neue mit täglicher Geisselung gedroht, sondern man fieng auch an, mich wieder mit bloßem Brot und Wasser zu speisen, welches mir indeß der gütige Himmel weit besser als die andern Leckerbissen gedeihen ließ. Wenige Tage nachher bekam ich dennoch andere bessere Speisen, bemerkte aber in den Mienen aller derer, die bei mir aus und ein giengen, eine allgemeine Bestürzung und etwas weniger Eifer, mich zu quälen oder zu bekehren, und glaubte schon, man würde mich vielleicht ehestens unter gewissen Bedingungen wieder laufen lassen. Allein darin irrte ich mich sehr. Denn wie ich nachher erfuhr, so waren meine Widersacher aus keiner andern Ur-

sache so bestürzt, als weil eine in der Stadt sich verbreitende ansteckende Krankheit sich auch in ihrem Kollegium gezeigt und einige Junge und Alte daraus plötzlich hinweggerafft hatte.

Endlich wurde ich einst in einer Nacht unverhofft aus dem ersten Schlafe gestört, und von einem Bedienten, der mir meine vorigen Kleider wiederbrachte, angetrieben, mich auf's eiligste anzukleiden. Die Einbildung, daß meine Erlösungsstunde nunmehr erschienen sei, machte mich so froh und hurtig, daß ich binnen wenigen Minuten völlig fertig war. Hierauf wurde ich in der Finsterniß hinunter geführt und in einen Wagen gebracht, worin bereits zwei alte Patres und zwei mir an Jahren ziemlich gleiche sogenannte Studenten saßen, zwischen deren Füßen ich wie ein Hund liegen, und von den jungen Bösewichtern manchen empfindlichen Tritt und Stoß dulden mußte. Der Wagen war rings herum dicht verschlossen und verwahrt, daher konnte und durfte ich mich gar nicht umsehen, auch da nicht, als das Tageslicht schon angebrochen war. So oft ein natürliches Bedürfniß mich oder die andern aus dem Wagen zu steigen nöthigte, kam mir nichts vor Augen als wüstes Feld, Wälder, oder höchstens abgelegene Dörfer oder kleine Städte. Niemals kamen wir vor Anbruch der Nacht in ein Quartier, und mehrentheils reisten wir früh vor An-

bruch des Tages wieder fort. Ich bemerkte zugleich, daß meine Führer stets Klöster zu ihrem Absteigequartier erwählten, und vermuthlich immer einen reitenden Boten, der das Nachtlager bestellen mußte, vorausschickten. Während dieser Zeit bekam ich sowohl des Abends im Quartier, als bei Tage im Wagen stets sehr gute Speisen, hatte indeß wenig Gelegenheit zu sprechen, was mir ungemein lieb war. Meine Führer dagegen redeten eine selber erdichtete, aus vielen andern zusammengesetzte Sprache, und zwar so geläufig mit einander, daß es mir unmöglich war, auch nur ein einziges Wort davon zu verstehen.

Nachdem wir auf diese Weise sieben Tage lang die Reise ziemlich rasch fortgesetzt hatten, wurden endlich in einem großen Kloster zwei Tage zum Ausruhen angewendet; ich selber wurde in ein festes Gemach eingesperrt, aus dessen wohl verwahrten Fenstern ein großer See, wohlbestelltes Feld und nicht weit davon ein großer Wald zu erblicken war. Des Nachts, wenige Stunden vor unserer Abreise, sagte einer von den jungen Jesuiten zu mir: „Nun, Ketzerhund, nun hast Du hohe Zeit, Dich zu bekehren; widrigenfalls wirst Du, noch ehe drei Tage vergehen, an einen Ort gebracht werden, wo allerlei schmerzliche Plagen Deiner warten!“ — „Ich überlasse mich,“ war meine Antwort, „der Fügung des Höchsten, der mir nicht mehr Trübsal

auflegen wird, als ich werde ertragen können; ja es ist ihm ein Leichtes, mich Unschuldigen aus den Händen meiner Peiniger, wo nicht auf andre Art, doch durch einen seligen Tod zu erlösen." — „Wie kann sich doch," versetzte der Bube, „eine so verruchte Ketzerseele der Hilfe des Höchsten getrösten?" und schlug mich bei diesen Worten mit der Hand so heftig ins Gesicht, daß mir das helle Blut aus Mund und Nase hervorbrach. Hierüber riß mir meine Geduld aus; ich packte den frechen Buben bei der Kehle, riß ihn zu Boden, und klopfte seine Nase mit der geballten Faust so lange, bis sein Gesicht ebenfalls über und über mit Blut gefärbt war. Indeß ich hatte sehr bald Ursache, meine Unbesonnenheit und jähzornige Uebereilung zu bereuen. Denn als sein Kamerad nebst den beiden Patern herzu kam, und mein Feind diesen berichtete, daß ich ihm meuchelmörderischer Weise überfallen und erdrosseln wollen, ich aber mit meiner Gegenklage gar nicht einmal gehört wurde, mußte der Kutscher kommen, und mich mit einem dreifach zusammengedrehten Stricke so lange schlagen, bis ich ganz ohnmächtig auf dem Fußboden liegen blieb.

Etwa zwei Stunden darauf wurde ich, so zugerichtet, ja halb todt auf den Wagen getragen, und hatte den ganzen folgenden Tag über wahre Höllenmarter auszustehen. Die beiden Buben nämlich traten und stießen nicht nur fast

alle Augenblicke auf meinen ganz mit Blut unterlaufenen Leib, sondern thaten mir außerdem auch noch alle nur ersinnliche Schmach an, welches die zwei ehrwürdigen Herren Patres nicht nur geschehen ließen, sondern auch ihre herzliche Freude darüber bezeigten. Den ganzen Tag über gönnten sie mir nicht das Geringste von Speise und Trank, sie selber dagegen hatten etliche Flaschen Ungerwein aufgetrieben, und berauschten sich daran. Abends in der Herberge gab mir der Kutscher etwas Brot und Wasser, zum Nachtisch aber dreißig Streiche mit dem oben erwähnten knotigen Stricke, welche heillose Behandlung mir alle Nachtruhe beraubte, so daß ich gegen Morgen, ohne einen einzigen Augenblick geschlafen zu haben, abermals auf den Wagen geschleppt wurde.

Ungeachtet ich nicht schlafen konnte, so hatte ich doch vor meinen Peinigern etwas Ruhe, da alle vier wegen des gestern im Uebermaß getrunkenen Weines in einen tiefen Schlaf verfallen waren. Die aufgehende Morgensonne sandte einen ihrer erwärmenden Strahlen durch eine kleine Oeffnung des Wagens auf mein Gesicht, was mir, nach so langer Entbehrung, ein unbeschreibliches Vergnügen verursachte. Ich verrichtete daher mein Morgengebet, und bat Gott mit heißen Thränen, dafern es sein heiliger Wille wäre, mich Armen irgendwie aus den Händen meiner Feinde zu reißen.

Dieses mein heimliches Gebet wurde denn auch, noch ehe ich es vermuthete, erhört. Denn ehe noch eine Stunde verlief, hielt unser Kutscher plötzlich still, riß den Wagen auf, und fragte mit ängstlichen Gebärden in polnischer Sprache: was er anfangen solle, indem er von fern eine schwedische Streifpartei auf sich zukommen sehe. Ich verstand, ohne daß meine Feinde es ahndeten, alles recht wohl, und wünschte von Herzen, daß uns die Schweden anhalten möchten. Die Patres nebst ihren Buben ließen deutlich merken, daß ihnen bei Nennung des Wortes „Schweden" das Herz im Leibe zittere; sie wurden blaß wie Leichen, faßten aber doch endlich einen Entschluß, und sagten: der Kutscher solle nur linksum machen und aufs Schnellste dem Dickicht des Waldes zueilen. So schien denn meine Hoffnung wieder zu schwinden. Allein die guten Patres hatten sich durch ihr Ausweichen selber verdächtig gemacht, denn die Schweden schöpften Argwohn, gaben ihren Pferden die Sporen, jagten queer feldein, und holten unsern Wagen kurz vor dem Walde ein.

Wie ich nachher gehört habe, befanden wir uns damals gerade in Posen auf der Landstraße zwischen Kruschwitz und Gnesen. Sobald nun die Herren Patres merkten, daß ihnen die Schweden auf dem Nacken waren und bereits mit aufgezogenen Karabinern dem Kutscher drohten, daß sie ihn,

wofern er nicht still hielte, sogleich vom Pferde herunter schießen würden, stiegen beide aus dem Wagen, und hofften sich durch List von den Schweden loszumachen. Sie gaben nämlich vor, sie seien Krutwickische Geistliche und wären so eben im Begriff, in einigen umliegenden Dörfern Zinsen einzutreiben, hätten zur Zeit aber noch keinen Ehenstuck — welches eine polnische Münzsorte ist — einbekommen; allein der kommandirende Offizier hörte zwar diesen Bericht mit an, bekam aber doch Lust nachzusehen, ob sonst noch etwas Verdächtiges im Wagen vorhanden sei. Als er demnach das Leder zurückriß und hineinschaute, raffte ich mich eilig auf und rief ihm entgegen: „Ach, mein Herr, ich zweifle fast nicht, daß Ihr ein evangelischer Christ seid; daher habt die Barmherzigkeit, einen armen evangelischen Predigerssohn aus den Händen dieser grimmigen Leute zu retten, der schon seit vielen Wochen von ihnen entsetzliche Marter erduldet hat, weil er den evangelisch-lutherischen Glauben nicht abschwören will. Ja, mein Herr," fuhr ich fort, „ihre Reise hat jetzt hauptsächlich nur den Zweck, mich in ein entlegenes Kloster zu schleppen, wo ich gewiß durch noch weit größere Qual und Marter zum Abfall gezwungen werden, oder darin umkommen soll."

„Wie klingt das, meine schönen Herren Patres?" fragte hierauf der Offizier, indem er sie beide sehr scharf an-

sah. Drauf gab der eine, welcher ein ausgelernter Schalk war, ganz unbefangen und lächelnd zur Antwort: „Gestrenger Herr, Sie können nicht glauben, was dieser Bube für ein Abschaum aller Schelmen ist, die nur auf der Welt existiren können. Man bedenke nur, was für arge Lügen er so eben vorgebracht hat, da er doch eines römisch-katholischen Kaufmanns Sohn ist. Sein Vater hat sehr viel an ihn gewendet, der Bube hat auch wohl etwas gelernt, dabei aber durch Stehlen, Rauben, Huren, Spielen, Saufen, ja durch alle mögliche Laster seinem Vater so viel Herzeleid gemacht, daß dieser endlich die Patres des Jesuiterordens um Gottes willen gebeten, ihn in ihre Zucht zu nehmen, damit er bekehret werde und zuletzt nicht etwa gar noch an den Galgen komme."

„Mentiris Cain! *) ja, Du gewissenloser Pfaffe," schrie ich ihm ins Gesicht, „Du lügst dies in Deinen Hals, und wirst dies nimmermehr vor der Welt, geschweige denn vor Gott dereinst verantworten können." Sodann wendete ich mich abermals zu dem kommandirenden Offizier, und erzählte demselben in aller Kürze meinen ganzen Lebenslauf, zugleich auch, wie und warum ich in die Hände dieser erbitterten Jesuiter gerathen sei. Wie sehr nun auch die Patres

*) Du lügst Kain!

durch allerlei Kunstgriffe mich als Lügner, sich selbst aber als glaubwürdige Leute darzustellen versuchten, so war doch der Offizier klug genug, um aus ihrem ganzen Wesen zu merken, daß sie gern ihres Ordens gewöhnliche Streiche fortspielen und ihm etwas vorspiegeln wollten. Daher sagte derselbe: „Wohlan, Ihr Herren! ich muß gestehen, daß es keine Kleinigkeit ist, einem von unsern Glaubensgenossen so barbarisch zu begegnen. Da nun aber, diese Sache nach Würden zu untersuchen, hier auf freiem Felde nicht möglich ist, so werde ich Euch insgesammt mit zu unserer Armee führen; solltet Ihr indeß die Wahrheit bekennen und eingestehen, daß dem Jünglinge von Eurm Ordensbrüdern so mitgespielt worden, so will ich ihn zwar mit mir nehmen, jedoch Euch reisen lassen, wohin Ihr wollt."

Dadurch ließen sich denn die sonst so klugen Patres berücken, und bekannten, auf ferneres gütliches Zureden der Schweden, endlich die klare Wahrheit. „So, so!" sagte hierauf der Offizier. „Wie artig wißt Ihr heiligen Herren doch dergleichen Kleinigkeiten an den armen Lutheranern zu rächen, und dieselben zum Eintritt in Eure Kirche zu nöthigen. Jedoch ich will mein Wort halten und Euch reisen lassen, wo Ihr hinwollet. Allein vorher müßt Ihr vom Rechtswegen einigermaßen zu gebührender Strafe gezogen werden." Sofort mußten zwölf Mann von seinen Drago-

nern absteigen, und die vier Jesuiten nöthigen, sich bis aufs bloße Hemde auszukleiden. Unterdeß schnallten die Dragoner ihre Steigriemen ab, und hieben damit auf den Rücken der unchristlichen Jesuiten so grausam los, daß diese endlich, so wie ich vor diesem, halb todt zu Boden sanken. Dem Kutscher widerfuhr eine gleiche Behandlung. Nachher wurden ihre Kleider sämmtlich durchsucht, und ihnen außer diesen Kleidern nicht das Geringste an Gelde oder Geldeswerth gelassen. Sodann setzte sich ein Dragoner auf den Platz des Kutschers, und führte mich, der ich nunmehr ganz allein im Wagen saß, unter der Bedeckung von drei bis vierhundert Schweden auf und davon, nachdem der Offizier den Patern noch also zugesprochen hatte: „Nun könnt Ihr zu Fuße reisen, wohin Euch beliebt, und habt zweierlei Vortheil erhalten; erstlich, daß Ihr in Zukunft wisset, wie man mit Lutheranern und anderen Mitchristen umgehen müsse, und fürs zweite, wie Euern Glaubensbrüdern, den Bettelmönchen, zu Muthe sei." Und dies war der Abschied.

Mir dagegen erwiesen die Schweden alle mögliche Güte und Freundschaft, zumal als sie, nach einigem Umherschweifen, in einer wohlgebauten Stadt etliche Rasttage hielten, binnen welcher Zeit ich mich ziemlich wieder erholte. Der Offizier, der, wie ich nachher erfuhr, ein schwedischer Major war, schenkte mir gleich anfangs ein feines Kleid

nebst zwölf Dukaten in Golde, und versicherte zugleich, daß er von Grund der Seele gern alle Kosten vorschießen wolle, um mich nach Elbingen zu meiner Mutter zu schaffen. Allein hiezu zeigte sich keine Gelegenheit, und eine solche Reise allein zu Fuß oder zu Pferde zu unternehmen, wäre zu gefährlich, ja thöricht gewesen. Demnach mußte ich aus der Noth eine Tugend machen, und unter den Soldaten bleiben, bis sich Gelegenheit fände, wieder auf eine evangelische Schule zu kommen. Da ich während dieser Zeit bei dem Major täglich freien Tisch hatte, so erhielt ich von den hohen Offizieren manchen schönen Dukaten für mein Singen, bekam auch von den Herren Feldpredigern allerhand schöne, sowohl deutsche als lateinische Bücher, um vermittelst derselben meine wenigen Kenntnisse von neuem aufzufrischen. Endlich aber, da ich mit meinem Major nach Warschau gereiset war, traf ich daselbst ganz unverhofft zu meiner großen Freude einen bekannten Kaufmann aus Breslau, erzählte demselben meine unglücklichen Schicksale, und fand ihn auch sogleich bereit, mich mit nach Breslau zu nehmen, wofern der schwedische Major nichts dagegen habe. Allein dieser redliche Herr war viel zu gewissenhaft, als daß er mich an meinem ferneren Studiren hätte hindern sollen. Er willigte vielmehr sogleich in mein Ansuchen, ließ den Breslauischen Kaufmann selber zu sich kom-

men, empfahl mich demselben auf's Beste, beschenkte mich noch mit zwölf Dukaten, und wußte es dahin zu bringen, daß andere hohe Offiziere, bei denen ich Abschied nehmen mußte, ihre milde Hand ebenfalls aufthaten, so daß ich im Ganzen eine Goldbörse mit etlichen achtzig Stück Dukaten mit nach Breslau brachte.

In dieser Stadt bot mir mein Patron, der wohlthätige Kaufmann, die schönste Gelegenheit an, um mein Studiren mit wenigen Kosten auf das ersprießlichste fortzusetzen; allein ich hatte eine zu große Furcht vor den Katholiken, besonders vor den Jesuiten, und wollte an keinem Orte leben, wo dergleichen Leute anzutreffen wären. Ich setzte mich also auf die Post, und gelangte sehr bald nach Sachsen auf ein berühmtes Gymnasium, woselbst, nachdem die Herren Gymnasiarchen und Lehrer meine Unglücksfälle vernommen, ich mit Freuden auf- und angenommen wurde. Von nun an war mein erstes, meiner lieben Mutter, so wie auch meinem vormaligen Patrone, aus dessen Hause ich listiger Weise entführt worden war, von meinem jetzigen Leben, Aufenthalt, gehabten Unannehmlichkeiten und Plänen für die Zukunft Nachricht zu geben; doch bat ich in meinen Briefen, meine Begebenheiten nicht weiter kundbar zu machen, weil man sich vor dergleichen Feinden, als ich gehabt, nicht genug in Acht nehmen könne.

Nach wenigen Wochen erhielt ich von meiner guten Mutter einen zwei Bogen langen Brief, worin sie mir ihre außerordentliche Freude darüber bezeigte, daß ihr Sohn Joseph noch lebe, über dessen plötzliches Verschwinden sie sich noch weit traurigere Vorstellungen gemacht, als der Erzvater Jacob über seinen Sohn Joseph, den derselbe von einem wilden Thier gefressen glaubte. Nächstdem erfuhr ich, daß mein letztgenannter Principal und Patron vor wenigen Monaten gestorben sei, jedoch kurz vor seinem Ende alle meine zurückgelassenen Sachen an meine Mutter geschickt habe. Diese überschickte mir denn dieselben großentheils nebst einem Wechselbriefe von hundert Thalern, ja ihre Mutterliebe bewog sie, die weite Reise nicht zu scheuen, und mich um Michaelis des Jahres 1709 auf meinem Gymnasium persönlich zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit hörte ich denn, daß sie vor Kurzem von der verstorbenen Muhme ein Kapital von 2800 Thalern geerbt, und dasselbe in der Altstadt Elbingen so wohl angelegt habe, daß sie nebst meinen Geschwistern ihr gutes jährliches Auskommen davon haben könnte.

Auf diese Weise gieng mir denn alles nach Wünsch, und ich holte durch unermüdeten Fleiß alles so wieder nach, daß ich um Ostern des Jahres 1710 mit gutem Gewissen auf eine der berühmtesten Universitäten ziehen konnte, wo

ich durch Unterstützung treuer Lehrer und vornehmer Gönner die beste Gelegenheit fand, auf dem von mir zur Theologie gelegten Grunde weiter fortzubauen. —

Es werden in Deutschland wenige Menschen sein, — fuhr der Magister Schmelzer nach einer Weile in seiner Erzählung weiter fort, — die nicht wissen sollten, was für eine wunderliche und wohl selbst leichtsinnige Lebensart junge Studenten auf Universitäten zu führen pflegen. Ich für mein Theil ließ indeß, ohne Ruhm zu melden, es meine eifrigste Sorge sein, mich vor allen verdächtigen Gesellschaften zu hüten, ehrbar und mäßig zu leben, keine nützliche Gelegenheit zum Lernen zu verabsäumen, und dann auf meiner Stube dasjenige fleißig zu wiederholen und zu untersuchen, was in den Collegien sowohl öffentlich als besonders vorgetragen worden war. Es gelang mir, in eine Gesellschaft einzutreten, die gewöhnlich alle Wochen ein- oder zweimal zusammenkam, wobei ein jeder irgend eine Probe seines Fleißes und Witzes aufzeigen mußte, die dann aufs genaueste erwogen und von den andern je nach Befinden bescheiden gelobt oder getadelt wurde. Es ist nicht zu beschreiben, was mir diese Uebung für ungemeinen Nutzen schaffte. Denn durch dieses Mittel brachte ich binnen drei Jahren einen größeren Vorrath von Kenntnissen und gelehrten Sachen in meinen Kopf, als ohne dieses in sechs Jah-

ren mir möglich gewesen sein würde. Nach Verlauf dieser Zeit aber konnte ich um so dreister auf der Kanzel erscheinen, und da sich mir sehr häufig Gelegenheit zum Predigen bot, so hatte ich dabei noch das Glück, daß ich von den meisten Leuten nicht ungern gehört wurde. Jedoch einem weltberühmten Gottesgelehrten zu Gefallen, den ich persönlich zu hören wünschte, begab ich mich von meiner bisherigen Universität hinweg und auf eine andere, wo ich während eines drittehalbjährigen Aufenthalts meine Zeit so gut anzuwenden Gelegenheit fand, daß mich dieselbe bis diesen Augenblick nie im mindesten gereut hat.

In der Michaelismesse des Jahres 1715 indeß lud mich ein Freund zu einer mündlichen Unterredung nach Leipzig ein, und meldete mir daselbst die traurige Nachricht, daß meine gute Mutter seit etlichen Wochen an einem abzehrenden Fieber danieder läge, und daß zu ihrem Wiederaufkommen wenig Hoffnung vorhanden sei, weshalb sie großes Verlangen trüge, mich vor ihrem Ende noch einmal zu sehen und zu sprechen, was denn auch ihr an mich erlassenes eigenhändiges Schreiben bestätigte.

Demnach begab ich mich mit dem eben erwähnten guten Freunde auf die Reise, und machte unterweges mit dem Kaufmann Franz Martin Julius Bekanntschaft, der an meiner Person Gefallen zu finden schien, und mir daher so-

gleich in seinem Hause die Condition eines Informators für seinen zehnjährigen Sohn und seine siebenjährige Tochter unter sehr vortheilhaften Bedingungen antrug. Ich konnte zwar damals auf der Reise weder Ja noch Nein dazu sagen, indeß versprach ich ihm wenigstens durch einen Handschlag, daß ich zuvor über die Lage der Meinigen Erkundigungen einziehen und sodann mit ihm über das Weitere Briefe wechseln wolle, worauf jeder von uns seine Straße zog.

Meine liebe Mutter traf ich in sehr schwachem Zustande an, und ob sie zwar in den nächstfolgenden Tagen durch meine Gegenwart etwas gestärkt zu werden schien, so nahm dennoch bald nachher das abzehrende Fieber von neuem so heftig überhand, daß sie endlich am 4. December desselben Jahres bei vollem Verstande und nach Abfassung ihres Testaments sanft und selig verschied.

Ich erwies der Leiche der Entseelten die schuldige Pflicht, ihrem letzten Willen aber den pünktlichsten Gehorsam. Da meine älteste Schwester bereits vor vier Jahren einen angesehenen und wohlbemittelten Bürger geheirathet, so überließ ich demselben die Sorge für unser gemeinschaftliches Erbgut, ließ den jüngeren Geschwistern Vormünder bestätigen, gab meinem neunzehnjährigen Bruder, der seit vier Jahren bei einem Kaufmann auf der Lehre war, und

den Schwestern, welche die älteste Schwester nicht von sich lassen wollte, gute Ermahnungen, den jüngsten Bruder aber, bei dem sich damals bereits in seinem zwölften Jahre eine außerordentliche Neigung zum Studiren zeigte, ließ ich unter der Aufsicht eines exemplarischen und besonders geschickten Gymnasien-Lehrers, der ihn gegen ein jährliches Kostgeld als sein leibliches Kind zu halten versprach, ich aber verhieß diesem jüngeren Bruder, wofern er sich gut aufführte, jährlich aus meinem Beutel wenigstens zwanzig Thaler Zuschuß zu geben, damit sein geringes Erbtheil nicht zu sehr angegriffen werden möchte.

Nachdem nun auf diese Weise die Angelegenheiten der Meinigen in Ordnung gebracht waren, fieng ich auch an, für mein eigenes Fortkommen zu sorgen. Zwar wurden mir in Elbingen verschiedene Conditionen angetragen, allein das Benehmen des Herrn Franz Martin Julius hatte mich dermaßen eingenommen, daß ich alle anderen fahren ließ, und ihm nunmehr in einem Briefe meine Person zu seinen Diensten antrug, ungeachtet ich wußte, daß in seiner Stadt ein Jesuiter-Collegium anzutreffen, und dieselbe außerdem von sehr vielen Katholiken bewohnt war.

Kaum hatte ich diesem redlichen Manne meine Meinung geschrieben, als er gleich den folgenden Posttag mir vier Dukaten Reisegelder überschickte und mich inständig

bat, keinen Tag länger zu säumen, sondern aufs baldigste bei ihm zu erscheinen; welchem Wunsche ich denn auch Folge leistete, und von den Meinigen Abschied nahm.

Es war gerade der 28. April des Jahres 1716, und zwar Abends um acht Uhr, als ich — hier wendete sich der Magister Schmelzer gegen mich — den ersten Fuß über Eures Herrn Vaters Schwelle setzte. Ihr waret, als ein wohlgezogener Knabe, gleich bei meinem ersten Eintritt so gefällig, mir entgegen zu laufen und meine Hand zu küssen, was mich so sehr rührte, daß ich Euch nachher mit ungemeiner Treue geliebt und vier Jahre hindurch nach meiner besten Einsicht so erzogen habe, als ich es vor Gott, meinem Gewissen, Euern Eltern, und vor Euch selbst zu verantworten mir getraue. Obwohl ich nun meinerseits an Euch und Eurer guten Schwester nicht das Geringste verabsäumte, so hatte ich dennoch daneben immer noch einige Zeit, meinem Studiren nachzuhängen, mich öfters im Predigen zu üben, und außerdem mir noch manche unverhoffte Gunstbezeigungen und Geschenke von angesehenen Personen zu erwerben. Jedoch von diesem unserem vierjährigen Beisammenleben und dem, was sich binnen der Zeit zugetragen, werden wir noch oft mit einander zu sprechen Gelegenheit haben, weshalb ich für jetzt nur in meiner eigenen Geschichte fortfahren will.

Vor Ostern des Jahres 1720 schrieb mir ein vornehmer Universitäts-Gönner, mit dem ich bisher alle Monate Briefe gewechselt hatte: ich möchte meine Condition bei Herrn Franz Martin Julius aufgeben, und je eher je lieber zu ihm kommen, weil er so eben Anlaß habe, einige tüchtige Personen zu einträglichen Aemtern vorzuschlagen, wobei er ganz besonders auf mich rechne. Ich nahm diesem Rufe zufolge von meinem bisherigen Wohlthäter so wie auch von allen meinen übrigen Freunden zärtlichen Abschied, und reiste mit der Post zu meinem eben erwähnten großen Gönner. Dieser empfieng mich aufs freundlichste, und gab mir nach wenigen Tagen vortreffliche Empfehlungsschreiben an verschiedene Schulpatrone einer benachbarten Stadt, die mich denn auch sehr höflich an- und aufnahmen, und nebst noch zweien andern zur Vorstellung und Probe für ein erledigtes einträgliches Schulamt aufzeichneten. Ein gewisser, unfehlbar dazu abgeordneter Mann wollte mich nun überreden: ich hätte nicht nur unter den letzteren, sondern unter allen, die sich gemeldet, am besten bestanden; daher fehle es nur noch daran, daß ich dem Herrn Oberaufseher und regierenden Bürgermeister jedem etwa ein Dutzend Thaler, dem Herrn Schulvorsteher halb so viel, dem Herrn Stadtschreiber sechs Gulden, und, wo mir recht ist, noch einigen andern theils mehr theils weniger in die Hand drückte, so

würde die ganze Sache richtig werden. Allein, als ich ganz offen heraus sagte: daß es auf diese Weise den Schein haben würde, als wollte ich mich in dergleichen Aemter einkaufen, wovor mich Gott in Gnaden behüten möchte, — so bekam ich gleich den folgenden Tag meine Abfertigung, unter dem Vorwande, daß ich kein Magister sei, und in den Augen der Schüler nicht Ansehn genug haben würde. Nun hätten zwar diese beiden Einwürfe sehr leicht gehoben werden können, wenn ich mir nämlich binnen wenigen Tagen die Magisterwürde für etwa dreißig Thaler, und dann eine geknüpfte Perücke für zwei bis drei Thaler angeschafft hätte; allein, da ich völlig überzeugt war, daß diesen allzu gewissenhaften Herren Patronen mehr mit reichlichen Geschenken, als mit einem neugebackenen und mit einer Staatsperücke gezierten Magister gedient sei, blieb ich bei meiner Weise, bedankte mich für die erwiesene Ehre, ungeachtet mir kein Bissen Brot vorgesetzt, viel weniger die Reisekosten gut gethan worden, und eilte zurück, um dem hohen Universitätspatrone meine fehlgeschlagene Erwartung vorzutragen.

Dieser schüttelte mit dem Kopfe, und sagte weiter nichts als: „Mundus regitur opinionibus *). Der Herr thut wahrhaftig nicht übel, wenn er sich den längst verdien-

*) Die Welt wird von der öffentlichen Meinung regiert.

ten Magisterkranz aufsetzen läßt, zumal da ohnehin in Kurzem dergleichen öffentliche Promotion hiesigen Ortes angestellt werden wird. Man muß sich bei diesen wunderlichen Zeiten in die Leute zu schicken wissen."

Ich meinerseits begieng auf sein ferneres Zureden wirklich die Thorheit, für etliche dreißig Thaler ein Candidat der Magisterwürde, ja nicht nur dies, sondern ein leibhafter, erb- und eigenthümlicher Magister für meine Person und ganze Lebenszeit zu werden. Ich will hier indeß weder diesen löblichen Brauch, noch was damit verknüpft ist, verächtlich machen, sondern bloß so viel sagen, daß mir das große M. vor meinem Namen nachher so wenig genützt hat, als das fünfte Rad am Wagen. Im Gegentheil hat es mich um das schöne Geld, welches ich unfehlbar besser anwenden können, gebracht, und sodann nachher auch noch mich Papier, Feder und Dinte gekostet.

Wenige Wochen darauf recommandirte mich mein wohlgesinnter Beförderer an einen Edelmann auf dem Lande, von welchem er ersucht worden war, ihm einen tüchtigen Menschen zu senden, der Predigten und Betstunden in seiner Dorfkirche halten könnte, indem sein Pfarrer und Seelsorger gestorben, und die benachbarten Geistlichen zur Vertretung des Amtes nicht Zeit hätten. Am Schluß des Briefes hatte der Edelmann noch die tröstlichen Worte hinzuge-

fügt: daß, wenn es ein gelehrter und geschickter Mann sei, man ihm in Rücksicht auf Ihro Magnificenz dies Pfarramt bei künftiger Vergebung vor allen andern zuwenden würde.

Ich reisete demnach ohne Säumniß dahin ab, und wurde von dem alten Edelmann und seiner ebenfalls ziemlich bejahrten Gemahlin dem Anscheine nach sehr herzlich bewillkommt, ja, als ich meine erste Probepredigt abgelegt, dermaßen mit Lobsprüchen und täglichen Wohlthaten überhäuft, daß sie mich mehr wie einen Engel, denn als einen sterblichen Menschen zu betrachten schienen.

Ich war etwa ein Vierteljahr auf diese Weise in des Edelmanns Hause und an seiner Tafel gewesen, binnen welcher Zeit ich nicht nur den Gottesdienst der Gemeine abgehalten, sondern auch des Edelmanns zwei jüngste, sehr übel erzogene Söhne mit großer Treue und Sorgfalt auf bessere Wege zu bringen versucht hatte, als eines Abends mein am Podagra krank liegender Edelmann seinen Verwalter, welches ein betagter und ziemlich vernünftiger Mann war, an mich schickte, und melden ließ, daß ich für diesmal auf die künftige Sonntagspredigt zu studiren nicht nöthig hätte, denn es würde kommenden Sonntag außer anderen Gästen auch ein benachbarter Edelmann seinen Informator mitbringen, dem der Principal habe versprechen müssen, ihn

eine Gastpredigt Ehren halber halten zu lassen. Ich gab zu verstehen, daß mir dies herzlich lieb sei, zumal da ich ohnehin einen starken Katarrh auf der Brust hätte. Der Verwalter indeß, der ein wenig sich mit mir zu unterhalten Lust zu haben schien, redete ganz treuherzig fort: „Mein lieber Herr Magister, ich will Ihnen nur im Vertrauen eröffnen, daß eben dieser Informator sich auch Rechnung auf das hiesige Pfarramt macht; allein ich weiß gewiß, daß mein Principal den Herrn Magister vor allen andern wählen wird, wofern sich derselbe nur in einem einzigen Stücke nach seinem und besonders der Frau Principalin Sinne richtet." Ich stellte mich recht aufmerksam, um einer Sache, von welcher ich bisher nichts gemerkt oder nichts merken wollen, auf den Grund zu kommen, und nun wußte der gute Verwalter nicht Umschweife genug zu machen, um die ihm von der Frau Principalin in den Mund gelegten Worte mit guter Manier vorzubringen. Jedoch ich will mich nicht lange bei dieser ärgerlichen Sache aufhalten, sondern nur kurz heraus sagen, daß die Edelfrau, die nicht allein vom Patronatsrecht, sondern auch von der ganzen Hausherrschaft den größten Antheil in den Händen hatte, eine fünf und dreißig jährige Jungfer Ausgeberin bei sich hatte, welche derjenige, so die Pfarre haben wollte, unumgänglich zu heirathen sich anheischig machen sollte. Allein

ich gab dem Verwalter hierauf ganz trocken und deutlich zu verstehen: daß, wenn auch dies erwähnte Frauenzimmer ihr sonst eben nicht häßliches Angesicht in ein Engelgesicht, und ihre mittelmäßige Natur in das vollkommenste Wesen verwandeln könnte, so hätte ich doch ein so zartes Gewissen, daß ich eher Zeit Lebens die Schweine hüten, als mich solchergestalt in eine Pfarre eindrängen und meine Vocation in eine Weiberschürze gewickelt annehmen sollte. „Will mich Gott," sprach ich ferner, „zum Hirten einer christlichen Heerde haben, so wird er mich wohl durch redliche und erlaubte Wege dazu führen, wo nicht, so wird er mir Gelegenheit zeigen, mein Brot auf andere ehrliche Weise zu verdienen."

Diese Erklärung war hinreichend, um meine kräftigen Recommendationen, ja meine ganze Pfarrhoffnung, hiesigen Ortes über den Haufen zu werfen. Denn da ich gleich des andern Tages von dem Principal sowohl als von dessen Gemahlin, wie nicht minder von der Jungfer Ausgeberin, die scheelsten Mienen empfieng, so war leicht zu merken, daß der Verwalter offenherzig berichtet, mir aber wirklich damit den größten Gefallen erwiesen hatte.

Am nächstfolgenden Sonntag kam nebst den übrigen vornehmen Gästen auch der bereits erwähnte Informator an, welches zwar ein wohlansehnlicher und mit einer guten

Sprache begabter Mensch, im übrigen aber ein sehr schwacher Gelehrter war, wie denn alle seine Reden und besonders seine elend zusammengestoppelte Predigt dies hinlänglich bezeugten. Dessen ungeachtet wurde in meines Principals Hause ein ziemliches Wesen von diesem Menschen gemacht, jedoch bloß darum, weil er auf die Jungfer Ausgeberin einige verliebte Blicke geworfen, und sich schon unterweges gegen unsern Kutscher verlauten lassen: derjenige Mensch hätte von Glück zu sagen, der mit der Zeit einst die kluge, hauswirthliche, tugendhafte und wohlgesittete Jungfer Ausgeberin zur Ehe bekäme, die er nur ein einzigesmal von fern zu sehen die Ehre gehabt.

Am folgenden Tage ließ mich der Principal selbst vor sich kommen, und machte mir mit einer hochadeligen und ernsthaften Miene ohne Scheu denselben Vorschlag, den mir der Verwalter vor wenigen Tagen nur wie im tiefsten Vertrauen mitgetheilt hatte, und versicherte zugleich hoch und theuer, daß ich in seinen Augen den Vorzug vor allen andern Candidaten hätte, jedoch er und seine Gemahlin hielten es für höchst billig, ihre fromme und tugendhafte Hausjungfer wegen ihrer von Jugend auf geleisteten treuen Dienste zugleich mit zu versorgen. Allein ich wiederholte meinen, dem Verwalter bereits mitgetheilten Entschluß, und bat: Seine Wohlgebornen möchten sich solchergestalt meinet-

wegen nicht abhalten lassen, Dero Pfarre zu geben, wem sie wollten; ich gönnete gern einem jeden das, was er sich wünschte und vor Gott und seinem Gewissen zu verantworten getrauete, meines Theils aber wäre ich zu gewissenhaft, und wollte lieber mit gutem Gewissen betteln gehen, als mit schwerem Gewissen in dem vornehmsten Amte sitzen. Die Frau Principalin kam ebenfalls dazu, und konnte, nachdem sie ihre Hausjungfer auf's beste herausgestrichen, fast nicht Worte genug ersinnen, um meinen sogenannten Eigensinn zu brechen. Allein ich beharrte bei meinem Entschlusse, und bat, sobald es ohne Hinderung des Gottesdienstes geschehen könnte, mir meine Entlassung zu geben.

Ich erhielt dieselbe noch an demselben Tage, doch mit der unerwarteten Erlaubniß, künftigen Sonntag noch einmal zu predigen. Bei dieser Gelegenheit nahm ich von der ganzen Gemeine öffentlich Abschied, und wünschte ihnen: daß die erledigte Seelsorgerstelle mit einem, rechtmäßiger Weise berufenen, Diener des göttlichen Wortes besetzt werden, und daß dessen Leben jeder Zeit mit Christi Lehre wohl übereinstimmen möchte.

Nach geendigtem Gottesdienst entstand ein starkes Gemurmel unter der Gemeine auf dem Kirchhofe; allein ich ließ mich nichts anfechten, sondern reisete mit Anbruch des folgenden Morgens, nachdem ich von allen, die mir nur die

geringste Güte erzeigt hatten, freundlich Abschied genommen, ganz vergnügt zu meinem Universitätsgönner zurück.

Dieser rief, als ich ihm meine Begebenheiten erzählte, abermals aus: O tempora, o mores! *) lobte aber meinen gefaßten Entschluß, und ermahnte mich, nur nicht zu verzagen, weil sich mein Glück schon noch finden würde. Mittlerweile hatte der zuletzt erwähnte Edelmann keine andere Ursache meiner Entlassung vorzuwenden gewußt, als daß meine Stimme zu schwach sei und seine Kirche nicht wohl ausfüllen könnte, welches doch ein lächerliches und der Wahrheit zuwiderlaufendes Geschwätz war. Seine Bauern aber, die etwan auch ein Wort bei der Wahl eines neuen Predigers zu sprechen hatten, widersetzten sich gar sehr der Berufung des oben erwähnten Informators, und bedienten sich sogar, wie mir nachher gesagt wurde, des groben Ausdrucks: Wenn es blos auf die stark brüllende Stimme ankäme, so überträfe ihr Dorfochse den Informator bei weitem. Allein die armen Leute haben nach vielem Prozessiren denselben dennoch endlich annehmen, und er selber die Jungfer Ausgeberin ebenfalls gezwungen heirathen müssen, nachdem er allerlei listige Wendungen, um sich von dem mit ihr eingegangenen Verlöbniß loszumachen, versucht hatte.

*) O Zeiten, o Sitten!

Wenige Wochen nach meiner Zurückkunft erhielt ich abermals, und zwar ohne Zweifel auf geheime Unterhandlung meines Patrons, ein Einladungsschreiben zu einer Probepredigt in einer nahe gelegenen mittelmäßigen Stadt. Dem zufolge machte ich mich denn zu gehöriger Zeit auf, hielt die Predigt nach meinen besten Kräften und legte auch, nach dasigem Brauch, ein ziemlich scharfes Examen ab. Ich muß hiebei abermals, und zwar ohne eitlen Ruhm, bekennen, daß mir viel Gutes nachgesagt wurde, so daß ich in der Wahl die meisten Stimmen gehabt haben soll; indeß eine arge Verleumdung machte auch an diesem Orte alles wieder rückgängig. Als ich nämlich eines Abends im Posthause, woselbst mein Aufenthalt war, unter etlichen daselbst einheimischen Gelehrten und einigen fremden, sehr gebildeten Reisenden Platz genommen, und unvermerkt mit in das Gespräch gezogen wurde, wollten einige derselben einen berühmten Professor wegen seiner etwas zu hart klingenden Grundsätze zu einem völligen Atheisten machen. Zum Scherz übernahm ich es, ihn zu vertheidigen, und suchte zu zeigen, daß dieser grundgelehrte Mann in vielen Stücken ganz anders verstanden sein wollte.

Da nun die dabei sitzenden einheimischen jungen Gelehrten zuletzt gegen meine, wiewohl nur scherzhaften, Einwendungen gar nichts mehr aufzubringen wußten, sprengten

sie hinterher aus Verdruß und Bosheit in der ganzen Stadt aus: ich sei ein Erzanhänger von dem oben erwähnten Professor, und würde in dem heiligen Predigtamt arges Unheil anrichten. Nun hätte mich zwar von Rechts wegen das geistliche Ministerium, das bei dem Examen meine Grundsätze in der Theologie angehört und geprüft hatte, selber entschuldigen sollen; allein ein alter, halbgelehrter Beisitzer, der eine ausgebreitete Freundschaft in der Stadt hatte, und der, im Fall ich abgewiesen würde, seinen nahen Vetter desto eher auf die Kanzel zu bringen gedachte, trat sogleich auf und rief: „O Domini, Domini, latet anguis in herba! *) Ueberleget nach Eurem Gewissen, was das Beste sei. Auch der geringste Verdacht in diesem Stücke ist schon vermögend, Irrthümer anzurichten. Es giebt in der Welt noch genug andere untadelhafte Leute, wenn sie auch nicht in so manchen Nebendingen geübt sind."

Einige mir sehr wohlwollende, doch unbekannte Gönner veranlaßten, daß ich dieser übeln Nachrede wegen noch einmal vor dem dasigen geistlichen Ministerium erscheinen und über meinen Glauben Rechenschaft ablegen durfte. Sobald dies zu meinem Vortheil geschehen war, bat ich mir als besondere Güte aus, daß mir vergönnt werden möchte,

*) Meine Herren, unter dem Grase liegt eine Schlange verborgen.

gleich am folgenden Tage vor Gelehrten und Ungelehrten an einem öffentlichen Orte, jedoch außer der Kirche, meine Lehrweise in einer deutschen Rede förmlich vorzutragen. Dies wurde mir denn erlaubt, und zwar in dem großen Hörsaale der Schule, worin sich früher zwischen acht und neun Uhr alle gelehrte und angesehene Personen des Ortes versammelten. Ich begann hier zu reden, erzählte ganz kurz meinen Lebenslauf, legte sehr weitläuftig mein Glaubensbekenntniß ab, und forderte sodann meine boshaften Verleumder auf, hier öffentlich gegen meine Lehre, Leben und Wandel aufzutreten, und meiner ferneren Erklärung gewärtig zu sein. Allein, obschon diese alle zugegen waren, so wollte doch kein einziger seinen Mund aufthun. Daher fuhr ich nach einer Weile fort: „Es ist für mich genug, daß ich hiesigen Orts vollkommen gerechtfertigt befunden bin. Darum will ich in Gottes Namen meine Straße wieder zurückziehen, und mit ruhiger Gelassenheit mein Glück anderweitig suchen, um niemandem ferner Ungelegenheit zu verursachen.“ Zwar wurde ich am folgenden Nachmittage in eine Versammlung mehrerer rechtlicher Männer beschieden, die nebst dem Primarius des geistlichen Ministeriums sich viele Mühe gaben, meine Abreise zu verhindern, und zugleich versicherten, daß sie ohne mein Zuthun diese Angelegenheit auf einen erwünschten Fuß bringen würden; allein, da ich gleich darauf erfuhr, daß der

oben erwähnte halbgelehrte Beisitzer mit seinem Anhange allerlei verdrießliche Händel anzuspinnen suchte, so nahm ich, alles Bittens und Zuredens ungeachtet, von allen redlich gesinnten Gönnern und Freunden plötzlich Abschied, um nicht meine Person zum Gegenstande des Streites und Zankes zu machen.

Meine Rückreise machte ich zu meinem oft erwähnten Universitätspatrone, der bei Anhörung meiner Unfälle ganz außer sich war. Dessen ungeachtet gab er sich fortwährend alle Mühe, mich unterzubringen. Um ihn indeß nicht ferner zu belästigen, nahm ich von ihm auf einige Zeit Abschied, und reiste mit einem guten Freunde, der die Rechtsgelehrsamkeit studirt hatte, in seine Geburtsstadt, woselbst dessen sehr angesehene und wohlhabende Eltern mich auf einige Wochen als Gast in ihrem Hause zu bleiben nöthigten. Hier fand ich Gelegenheit, sowohl bei dem Ober-Pfarrer als auch bei den andern Herren Geistlichen Zutritt zu erhalten; ja da der erwähnte Oberpfarrer ziemlich kränklich war, ließ ich mich bereden, gegen ein mäßiges Kostgeld auf einige Zeit in seinem Hause zu wohnen, an seinem Tische zu speisen, und ihn nach meinen Kräften in seinen Amtsverrichtungen zu unterstützen. Der redliche Mann sah wohl, daß ich mir keine Mühe verdrießen ließ, und wollte deßhalb nicht das geringste für Kostgeld oder Stubenzins von mir annehmen; allein

seine Ehefrau, die eine sehr wunderliche Dame und schon ziemlich bei Jahren war, wußte sich dennoch meines Geldbeutels auf eine so artige und scheinbar uneigennützige Art zu bedienen, daß sie zuweilen mehr aus demselben zog, als die angebotene Vergütung betrug. Es war wirklich Schade um diesen sonst so ehrwürdigen Mann, daß er ein Sklave der Neigungen seines Weibes war. Denn, da sie ihn nun einmal gewöhnt hatte, den Bischofsstab nach ihrem Willen als eine Wünschelruthe zu gebrauchen, so mußte bei Besetzung geistlicher Aemter seine Wahl stets nur auf solche Personen fallen, bei denen diese geizige Frau auf nahmhafte Geschenke sicher rechnen durfte. Hätte ich dies vorher gewußt, so würde ich mich vor diesem Hause gehütet haben; allein ich erfuhr alles erst nach und nach. Ich will von vielen Beispielen der Art hier blos einige aufführen.

Der Diener eines vornehmen Mannes hatte mit einer Frauensperson Unzucht begangen, und wollte nunmehr, um diesen Flecken zu tilgen, sich mit ihr trauen lassen und sich der gewöhnlichen Geldbuße unterwerfen. In Hinsicht der Trauung wurde ihm nun zwar gewillfahrt, übrigens aber wollte der Herr Oberpfarrer aus besonderen Gründen die beiden Leute nicht eher zum h. Abendmahle zulassen, bis sie förmlich Kirchenbuße gethan, und der christlichen Gemeine das gegebene Aergerniß kniend abgebeten hätten. Der Herr des

erwähnten Dieners wollte denselben nicht gern vor allen Leuten beschimpft wissen, und wandte daher alle Mühe an, um von dem Oberpfarrer diejenige Erlassung auszuwirken, die bereits vielen andern Privatpersonen für baares Geld vergönnt worden war; allein lange Zeit vergebens. Endlich schlug sich die Frau Primarius ins Mittel, und ließ den erwähnten Herrn ersuchen, ihr für ihren Sohn, welcher Auditeur beim Militair war, um Geld und gute Worte ein paar Hirschhäute zu Collet und Beinkleidern zu überlassen. Da nun der Herr merkte, wie die Sachen ständen, gab er dem im Kirchenbann befindlichen Diener zwei Hirschhäute, um sie der Frau Primarius zum Geschenk zu bringen, die ihm denn auch augenblicklich völlige Verzeihung seines Verbrechens und die Erlaubniß zuwege brachte, noch denselben Tag in den Beichtstuhl und den folgenden Tag zum Tisch des Herrn zu kommen.

Ein andermal hatte ein im Ehestande lebender Mann sich gelüsten lassen, eine ledige Dirne zu Falle zu bringen. Nachdem diese die Zeichen ihrer Schwangerschaft und überdies noch bemerkt, daß es am klügsten gehandelt sei, von ihrem Verführer ein Stück Geld zu nehmen und auf einen andern zu bekennen, findet sie bald Gelegenheit, sich einem andern liederlichen Kerl zu überlassen, den sie auch nachher als Vater ihres Kindes angab. Beide Männer kommen

hierauf mit einander in Streit, so daß immer einer dem andern die Vaterschaft aufbürdet, bis die Sache endlich an die Geistlichkeit gelangt. Der Verehelichte mochte unfehlbar besser Bescheid wissen, als der andere, und überbringt daher der Frau Primarius ein paar Päckchen feines Zeug, welches kaum mit der Elle ausgemessen, als auch schon der fröhliche Geber von aller Schuld losgesprochen ist. Ja als der Andere diesen Flecken nicht allein auf sich haften lassen will, giebt ihm der Herr Primarius noch die tröstliche Ermahnung: er solle es doch immer gut sein lassen, es sei ein menschlicher Fehler, der durch eine mäßige Kirchenstrafe abgethan werden könne; er sei ein lediger Mensch, der aus Liebe zu seinem verehelichten Nächsten dergleichen eher auf sich nehmen könne, als der Andere, bei dem es schon etwas mehr auf sich habe.

Um hier blos noch einiges von meinem damaligen Patrone zu melden, so wußte er alles so schlau einzurichten, daß niemand leicht eine Pfarr- oder Schulstelle in der Stadt oder auf dem Lande bekam, als wer sich vorher auf die eine oder andere Weise mit der Frauen abgefunden; denn, da ihr Mann die übrigen Kirchen- und Schulpatrone so für sich eingenommen hatte, daß sie ihn in allen dergleichen Handlungen fast nach eigenem Gefallen schalten und walten ließen, so that er meist, was er wollte, oder vielmehr, was seiner

Frauen gefiel. Ich kenne etliche arme Landprediger, denen es sehr schwer geworden, das versprochene Geschenk theils in Korn, Weizen, Gerste, Butter, Käse, Flachs, jungen Schweinen, Kälbern, Hühnern, Gänsen ꝛc., theils in baarem Gelde abzutragen, worüber dennoch die allzu genaue Frau die Rechnung nach ihrem Belieben einrichtete. Ein gewisser wohlunterrichteter Studiosus der Theologie bekam die elendeste Schullehrerstelle in der Stadt, und dennoch blos aus Gnade, weil er ein sehr artiges, eigenhändig von Pappe verfertigtes Schränkchen mit kleinen Schubläden zum Präsent überreichte. Ich glaube nicht ohne Grund, daß in einem dieser Schubläden etwa einige geharnischte Männer mit Schwertern ververwahrt gelegen, kann es aber nicht für gewiß aussagen. Die Herren Dorfschulmeister oder Cantores — wie sie gern heißen wollen — mußten sich nicht minder freigebig beweisen. Ein oder ein paar Bienenstöcke, etliche Kannen Honig oder Pflaumenmuß, Butter und Käse, wurden immer nur sehr kalt aufgenommen; wer dagegen einen oder ein paar fette Consistorialvögel, oder wenigstens eben so viele Kapaunen, eine mit vielen Küchlein gesegnete Gluckhenne und dergleichen brachte, bekam nicht allein freundliche Mienen, sondern verblümter Weise sogar Hoffnung zur Beförderung auf die Pfarre.

Außerdem war die Frau Primarius die Zuflucht aller

heirathslustigen Jungfern. Denn sobald diese nur erst die rechten Wege zu dem Herzen derselben gefunden hatten, so wurde ihnen nach Standes Gebühr gar bald mit einem Pfarrer, Schulmann oder Kirchendiener geholfen, wodurch denn der gute Sanct Andreas auch bei den abergläubigsten Frauenzimmern um seinen sonstigen Credit kam. Den Wittwen und Waisen war diese Frau ebenfalls ungemein tröstlich; denn mochten diese hier oder dort irgend eine gerechte oder ungerechte Forderung anstellen, so mußte ihnen stets das Urtheil zu ihren Gunsten gesprochen werden, dafern sie nur etwas im Vermögen und zu geben hatten. Den alten armen Leuten, aber nur denen weiblichen Geschlechts, stand ihre milde Hand täglich offen, weil diese besonders geschickt waren, alle neue Mähren, die in der Stadt und auf dem Lande vorgiengen, in ihr Kabinet zusammen zu tragen, welches zu gewissen Tagesstunden allen dergleichen Postenträgerinnen offen stand. Uebrigens, ungeachtet dieser häufigen Einkünfte, regierte dennoch Schmalhans in allen Ecken, so daß kaum die Kinder, viel weniger das Hausgesinde, satt zu essen bekamen, weshalb denn selten eine Magd über ein Vierteljahr bei ihr blieb.

Recht ärgerlich war es, daß diese Frau ihre Kinder in allen nur erfinnlichen Thorheiten unterwies, indem sie ihnen, wie sie meinte, die Grundregeln der Politik beibrachte. Wußte

der jüngste Sohn auf der Stelle eine Lüge aus der Luft zu greifen, so war es zwar nach ihrem Sinne ein Anzeichen eines sinnreichen Kopfs, dafern er aber seine Lügen nicht geschickt genug auszuführen vermochte, mußte er einen Verweis einstecken, und aus ihrem mütterlichen Munde die feinsten Lehren anhören. Den älteren Sohn unterwies sie selbst täglich in der Kunst, mit galanten Frauenzimmern umzugehen; er mußte lernen, verliebt thun, anmuthig Komplimente zu machen, eines Frauenzimmes Hand und Mund nach der Mode zu küssen, und hunderterlei dergleichen Thorheiten begehen, von welchem allen er denn bei der Frau Mama oft wiederholte Proben ablegen mußte. Die älteste von ihren Töchtern war wirklich ein sehr artiges Frauenzimmer, und leugnete selbst nicht, daß sie bereits seit einiger Zeit an einen anständigen und standesmäßigen Liebhaber versprochen sei; indeß habe ich nach meiner Abreise vernommen, daß die Frau Ränkemacherin ihren Mann endlich beredet habe, aus gewissen wichtigen Gründen dieses Verlöbniß zu widerrufen, und die Tochter an einen andern, eben nicht so angenehmen Mann zu verheirathen. Ich für meine Person hatte nun zwar eben nicht Ursache, über meine Behandlung zu klagen, allein, da ich wohl überlegte, wie wenig Aussicht auf eine rechtliche und gewissenhafte Beförderung ich daselbst hätte, bedachte ich mich kurz, und trat, sobald ich mein voraus ge-

zahltes Kostgeld verzehrt zu haben meinte, eine Reise nach meinem Vaterlande an, mit dem Versprechen, je nach Beschaffenheit der Umstände vielleicht bald wieder zurück zu kommen.

Nun war ich zwar wirklich Willens, die Meinigen zu besuchen, und wegen meines jüngsten Bruders einige Einrichtungen zu treffen; allein es wurde mir unterweges in einer berühmten Stadt bei einem angesehenen Manne die Stelle eines Informators seiner drei wohlgezogenen Söhne angetragen, die ich denn auch ohne langes Bedenken annahm, und meinem jüngsten Bruder sodann schrieb, daß er auf der Post zu mir kommen möchte.

Er langte auch nebst seinen Sachen bei mir an, und da an dem Orte eine sehr wohlbestellte Schule anzutreffen war, sich auch verschiedene Wohlthäter fanden, die ihm freien Tisch und Wohnung anboten, so ließ ich ihn fleißig in die Schule und zu mir in den Privatunterricht gehen, welches denn so viel fruchtete, daß ich ihn endlich um Michaelis 1723 mit gutem Gewissen auf die Universität schicken konnte, um daselbst die Gottesgelahrtheit zu studiren. Mir ging es unterdeß in dem Hause meines Principals recht wohl, und ich hatte über die gute Aufführung und den Fleiß meiner Zöglinge viele Freude. Endlich wurde mir gerathen, mich wegen einer erledigten Diaconatsstelle zu melden, weil die Her-

ren Patrone, wie es hieß, doch auch darum begrüßt sein wollten, und nicht leicht die Vocation einem entgegen zu schicken pflegten. Ich folgte, und hatte das Glück, unter der Zahl von vier und zwanzigen, die sich gemeldet, nebst noch drei andern auserwählt und examinirt zu werden, die Stelle aber bekam einer meiner liebsten Schul- und Universitätsfreunde, dem ich um seiner Verdienste und der zwischen uns bestehenden Freundschaft willen sein Glück von Grund der Seele gönnte.

Kurze Zeit nachher wurde das Schul-Rectorat erledigt. Ich hielt auf Zureden meines Principals ebenfalls darum an, wurde abermals nebst drei andern Candidaten zum Examen berufen, und bestand, wie mein Principal nachher versicherte, unter allen am besten; daher die größte Hoffnung vorhanden war, daß ich diese Stelle gewiß erhalten würde. Allein zu meinem Unglück hatte mein Principal gerade in diesem Jahre in dergleichen Dingen wenig Einfluß, und obendrein schlug sich auch noch ein Höherer ins Mittel, der die großen Verdienste seines seit zehn Jahren in seinen Diensten stehenden Informationsrathes in Erwägung zog, hauptsächlich aber vorstellte: wie derselbe sich anheischig gemacht habe, um die Hälfte der gewöhnlichen Besoldung zu dienen, weshalb man bei der jetzigen Erschöpfung der Stadt-

kasse und den bösen Zeiten für das Uebrige noch einen andern Schulmann anstellen könne. Mein Principal war damit zwar sehr übel zufrieden, suchte mich indeß dennoch zu bereden, in Hoffnung auf eine künftige Beförderung diese Bedingung einzugehen, weil ich auf diese Weise doch vor jenem den Vorzug haben würde. Allein da ich mir ein Gewissen daraus machte, durch meine Schuld diese Stelle für alle meine künftigen Nachfolger zu verschlechtern, so konnte es nicht fehlen, daß ich wiederum leer ausging. Doch wurde mir von allen auf das heiligste versprochen, daß ich von nun an die erste beste Stelle und zwar ohne fernere Probe und Examen erhalten sollte.

So blieb ich denn in bester Zufriedenheit nach wie vor bei meinem Principal, obschon dessen zwei älteste Söhne bald nachher auf eben die Universität, auf der sich mein Bruder befand, geschickt wurden. Eben dieser mein Bruder hatte sich gleich anfangs bei ihnen sehr beliebt zu machen gewußt, und wurde demnach von beiden, auf Befehl ihres Vaters, in allem frei gehalten. Mit dem jüngsten Sohne hatte ich wenig Arbeit, und dabei doch die vorige Besoldung, womit ich gar wohl zufrieden sein konnte; als ich auf einmal am 3. März des Jahres 1725 von einem Gönner aus Eurer Geburtsstadt, mein Eberhard Julius, mit welchem ich von Zeit

zu Zeit Briefe gewechselt, unverhofft Nachricht, daß ich mich aufs eiligste dahin begeben möchte, weil für mich eine ganz besonders treffliche Condition offen sei.

Allein das unerforschliche Verhängniß schien alles Widerwärtige über mich beschlossen zu haben. Denn nachdem ich mir von meinem Principal auf etliche Wochen Urlaub zur Heimreise ausgebeten, und bereits auf der geschwinden Post beinahe zwanzig Meilen zurückgelegt hatte, schlug in der einen Nacht der Postwagen so unglücklich um, daß durch die nachstürzenden Kasten nicht nur meine beiden Beine sehr zerschellt, sondern überdies auch mein rechter Arm schmerzlich gebrochen wurde. Einem andern Reisenden ging es noch trauriger, indem er im Sturze das Halsgenick zerbrach und augenblicklich seinen Geist aufgab; zwei andere dagegen waren eben so unglücklich geworden als ich. Der Wagen wurde zwar endlich mit größter Mühe wieder aufgerichtet, und wir Elenden wieder darauf gesetzt, allein ich weiß es am besten, was ich binnen etlichen Stunden für grausame Schmerzen ausgestanden, und zwar so lange, bis wir endlich nach Tages Anbruch eine mittelmäßige Stadt erreichten, und uns von einem daselbst wohnhaften Barbier und dazu gerufenen Ärzte konnten zu Hilfe kommen lassen.

Ich war der Elendeste unter allen. Zwar wurde ich an Arm und Bein gehörig verbunden, und empfand auch einige

Linderung, allein die starke Verwundung am Rückgrat mochte eine innerliche Entzündung verursacht haben, weshalb mich wenige Tage nachher ein hitziges Fieber befiel, woran ich bis in die vierte Woche höchst gefährlich danieder lag. Die Heilung meines zerbrochenen Arms und der zerschellten Beine wurde dadurch bedeutend verzögert, endlich aber befand ich mich in der siebenten Woche wieder stark genug, die fernere Reise anzutreten.

Mittlerweile hatte ich zwar an Euren Herrn Vater, mein lieber Eberhard, zwei Briefe schreiben lassen, und demselben mein Unglück so wie nachher meine Wiedergenesung zu wissen gethan; allein ich habe nicht erfahren, ob sie richtig eingelaufen oder verloren gegangen sind. Denn bei meiner Ankunft daselbst fand ich alles verändert in Eures Vaters Hause, und er selber war bereits weggereiset, ohne daß jemand mir sagen konnte wohin. Des redlichen Mannes widriges Schicksal betrübte mich fast noch mehr als mein eigener Unfall, obwohl mich derselbe um eine schöne Condition gebracht, da diese wegen meines langen Ausbleibens bereits mit einem Andern besetzt war.

Wer hätte bei solchen Widerwärtigkeiten nicht endlich ungeduldig und verzagt werden sollen? Ich blieb indeß, Gott Lob! in geziemender Gelassenheit, und glaubte beständig, daß die rechte Stunde zu meiner Beförderung noch nicht erschienen

sei. Ich hatte mir vorgenommen, daselbst wenige Tage von meiner Reise auszuruhen, und sodann zu meinen Geschwistern nach Elbingen zu reisen; allein es fügte sich, daß ich noch vorher von Herrn Wolfgang, wie derselbe bereits erzählt hat, ins Predigtamt berufen wurde, worauf ich meine Reise zu meinen Geschwistern eiligst fortsetzte. Zwar fand ich diese nicht beisammen; denn der nach mir folgende Bruder, der die Handlung erlernt hatte, war nach Kopenhagen gegangen und daselbst so glücklich gewesen, eine sehr begüterte junge Wittwe zu heirathen, die zweite Schwester war bereits dem substituirten Sohne des Geistlichen angetraut, der meinem seligen Vater in der Pfarre gefolgt war, der jüngste Bruder aber befand sich schon seit anderthalb Jahren auf der Universität, — dessen ungeachtet freute ich mich herzlich, Nachricht zu erhalten, daß es einem jeden meiner Geschwister wohl gehe. Die älteste und jüngste Schwester, so wie auch mein Schwager, empfiengen mich mit Freudenthränen, die sich aber bald in Thränen der Betrübniß verwandelten, als sie erfuhren, daß ich eine weite Seereise anzutreten gesonnen sei. Ich suchte sie aufs möglichste zu beruhigen, und reiste auch gleich des folgenden Tages nach meiner Ankunft in ihrer Gesellschaft zur mittlern Schwester aufs Land. Hier giengen die herzlichsten Freudenbezeigungen aufs neue an, und ich hatte

noch an demselben Abende das Vergnügen, meine jüngste Schwester an einen jungen wohlhabenden Freisassen zu verloben, der schon seit etlichen Wochen um sie geworben, bisher indeß einzig und allein auf meine schriftliche Einwilligung vertröstet worden war.

Nach diesem vertheilte ich mein weniges Vermögen nebst fünfhundert Thalern von dem Gelde, das mir Herr Wolfgang geschenkt hatte, unter meine Geschwister zu gleichen Theilen aus, doch so, daß der jüngste Bruder zweihundert Thaler mehr als die andern bekam, um sein Studiren fortzusetzen. Diesem letzteren übersandte ich in meinem Abschiedsbriefe zugleich eine schriftliche Anweisung, wie er seine Zeit auf Universitäten nützlich anwenden und sich in den Stand setzen sollte, mit der Zeit ein wackerer Arbeiter in dem Weinberge Gottes zu werden. Von dem Kopenhagener Bruder nahm ich ebenfalls schriftlich Abschied, und nachdem ich mich auch bei meinen beiden Schwestern und Schwägern mündlich beurlaubt, ging ich mit gutem Winde zur See nach Lübeck ab. Von hier aus setzte ich meine Reise nach Amsterdam fort; wo ich am 22. Junius gegen Abend eintraf. Da meine dortige Ankunft und was ferner sich auf unserer Hieherfahrt ereignet hat, bereits von Herrn Wolfgang erzählt worden, so kann ich hier meine Erzählung schlie-

ßen, und bloß noch die Versicherung hinzufügen, daß ich mich in meiner gegenwärtigen Lage vergnügter und glücklicher fühle, als irgend jemand auf der Welt."

---

Hier endigte unser werther Seelsorger seine Lebensgeschichte; wir aber, da es bereits um Mitternacht war, begaben uns bald darauf nach unserer Ruhestätte.

Die folgenden Tage verstrichen unter fortwährenden Lustbarkeiten, die ich hier nicht weitläufig beschreiben will. Die folgenden Monate hindurch ward an dem längst schon unternommenen Kirchenbaue eifrig fortgearbeitet, und zugleich von Herrn Magister Schmelzer eine Schulanstalt eingerichtet, in welcher achtzehn Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren von ihm in der Theologie und in den Grundsprachen, von mir aber im Latein, Rechnen und Schreiben unterrichtet wurden.

Es war schon spät im Herbst desselben Jahres, und zwar gerade an dem Tage, wo dem Herrn Wolfgang sein erstgeborener Sohn getauft, wir aber von dem erfreuten Vater mit vortrefflichen Speisen und Getränken bewirthet wurden, als wir wiederum bis zum Abend vergnügt beisammen saßen. Da der Altvater diesen Abend aufgeräumter als sonst gewöhnlich war, so verschaffte er uns das Vergnügen, daß unser anwesender Freund, Herr Mathematicus Litzberg, uns selber seine eigene Lebensgeschichte anzuhören gab.

---

# Geschichte
## des Mathematicus Litzberg.

„Ich bin — fing er an — im Jahre 1694 am 17. October in der kaiserlichen Residenzstadt Wien von einem evangelisch-lutherischen Vater und einer römisch-katholischen Mutter zur Welt geboren worden. Mein Vater war ein guter Ingenieur und dabei Stücklieutenant bei der kaiserlichen Artillerie. Da sich indeß der russische Czaar im Jahre 1698 einige Zeit in Wien aufhielt, ließ sich mein Vater durch dessen Zureden bewegen, seinen Abschied zu fordern, und mit seiner Frau und zwei Kindern dem Czaar nach Moscau zu folgen. Nun hatte sich zwar mein Vater dadurch sowohl am Range, als auch an der Besoldung bedeutend verbessert; allein es wäre vielleicht für ihn und uns besser gewesen, wenn er die kaiserlichen Dienste nicht verlassen hätte. Denn als wir uns mit ihm bei der Belagerung von Narva befanden, und der König von Schweden im November des Jahres 1700 diese Festung mit achttausend Mann entsetzte, und das ganze russische La-

ger nebst allen Kanonen eroberte, wurde mein guter Vater von den Schweden in der ersten Hitze nebst anderen seiner Kameraden niedergehauen. Wo meine Mutter nebst der kleinen vierjährigen Schwester hingekommen, habe ich nach der Zeit niemahls erfahren können, wie sehr ich auch darum bemüht gewesen. Ich für meine Person aber, der ich während des grausamen Blutvergießens aus dem Lager gelaufen und meine Sicherheit in einem tiefen Graben gesucht hatte, wurde, nachdem ich die ganze Nacht darin gelegen, Hunger und Durst gelitten, und fast ganz erfroren war, von zwei schwedischen Soldaten aufgehoben, zum Feuer geführt und mit Speise und Trank erquickt. Hierauf wurde ich ihrem Obristen vorgestellt, der einem Marketender Befehl gab, mich zu sich zu nehmen, und so gut, ja noch besser als seine eigene Kinder, zu halten, weil er, der Obrist, dafür bezahlen wolle. Ich konnte ungeachtet meiner Jugend diesem Obrist dennoch hinlängliche Nachricht von meinen Eltern und von dem Range meines Vaters geben, daher ließ er unter allen gefangenen Russen sorgfältig nach meinen Eltern forschen; allein eben dadurch erfuhr ich die traurige Nachricht, daß mein Vater unter den Todten gelegen, von meiner Mutter aber wußte niemand unter allen Anwesenden das geringste zu berichten.

Mittlerweile, da wir diesen Winter nur wenige Wochen lang in Quartieren standen, ließ mir der Obrist ein

sauberes schwedisches Soldatenkleid, meinem kleinen Körper anpassend, verfertigen, nahm mich in sein Quartier, wo ich aufs beste verpflegt wurde, und wo mir, da er mich gern um sich leiden mochte, niemand eine scheele Miene machen durfte. Der Obrist verstand zwar und sprach sehr gut deutsch, unter seinen Leuten aber waren nur sehr wenige, die meine Sprache verstehen konnten, was für mich um so trauriger war, da ich die ihrige auch nicht verstand. Nun hätte ich dies zwar mit der Zeit wohl gelernt, allein der vortreffliche Obrist war so gnädig, um mich sowohl darin als auch in anderen Dingen unterrichten zu lassen, einen feinen Menschen von einer andern Kompagnie zu sich zu nehmen. Dieser war, wo ich nicht irre, von Geburt ein Holsteiner und hatte einige Jahre auf deutschen Universitäten zugebracht. Wenn ich seinem ganzen Wesen bisweilen nachdachte, so schien es mir, als möchte er vielleicht jemanden erstochen oder irgend eine andere Fatalität gehabt haben, weshalb er seine Sicherheit unter der schwedischen Armee gesucht, wie ich denn auch zweifle, ob der Name Schwedeke sein rechter Zuname oder ein bloß angenommener gewesen.

Jedoch es ist nicht nöthig, deshalb erst weitläufige Untersuchungen anzustellen. Genug, da dieser Mensch gut Schwedisch, Deutsch, Lateinisch und Französisch verstand, so nahm ihn der Obrist zu seinem Secretair und zu meinem

Informator an. Ich konnte übrigens in dieser Zeit wenig mehr als das Vaterunser und einige Reimgebete auswendig, im Abcbuche aber war mir noch kein einziger Buchstabe bekannt, viel weniger andere Sachen, worin sonst andere sechs- bis siebenjährige Knaben schon ziemlich geübt sind. Allein, da Herr Schwedeke Zeit und Stunden wohl in Acht zu nehmen wußte, und ich überdies eine große Lernbegierde zeigte, lernte ich binnen einem Jahre vollkommen Deutsch, Lateinisch und Schwedisch lesen, auch in allen drei Sprachen ziemlich schreiben, welches letztere aber sich im folgenden Jahre noch mehr verbesserte. Daher mußte ich denn auch bald anfangen, die lateinische Sprache gründlich zu erlernen, worin ich meinen Fleiß nicht im mindesten sparte, ungeachtet die starken Märsche und andere Beschwerlichkeiten, so wie auch die blutigen Schlachten in Polen, viele Verhinderungen darein brachten. Ich blieb zwar mit meinem Informator beständig bei der Bagage, indeß, da die Schweden mehrentheils siegten, hatten wir nicht selten Gelegenheit, den schrecklichen und jämmerlichen Anblick auf den Wahlstätten zu betrachten. Zeit Lebens aber werde ich an den entsetzlichen Anblick des Wahlplatzes bei einem großpolnischen Städtchen, Namens Frauenstadt, gedenken, wo die guten Sachsen eine traurige Niederlage erlitten hatten. Die Haut schaudert mir noch, wenn ich daran zurückdenke. Ich wollte meine Augen im-

mer davon abwenden, jedoch wohin? überall zeigte sich Mord und Blut. Die erschlagenen Russen und Sachsen jammerten mich weit mehr, als die Leichen der Schweden, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil die letzteren meinen seeligen Vater ermordet hatten, und in Erinnerung dessen konnte ich nicht umhin, auf diesem Wahlplatze heiße Thränen zu vergießen.

Jedoch ich will die gräßlichen Umstände dieser Schlacht ein andermal erzählen, und für jetzt nur erwähnen, daß ich in meinem zwölften Jahre, nämlich 1706, unter den Schweden mit nach Sachsen kam.

Mein Obrist nahm sein Quartier auf einem vortrefflichen adeligen Rittergute unweit Torgau. Daselbst bekam ich nun zwar ein neues, stark mit Gold besetztes Kleid, so wie auch eine etwas schlechtere Wochenkleidung, allein bei alle dem schmerzte es mich, daß der Obrist zuweilen fremden Leuten ganz verächtlich erzählte, wie mein Vater vor Narva niedergehauen, meine Mutter entlaufen, und ich auf diese Weise sein leibeigener Knecht geworden sei. Indeß hatte ich doch so viel Verstand, daß ich meinen Verdruß darüber bestmöglichst zu verbergen suchte. Mittlerweile gab sich Herr Schwedeke daselbst alle mögliche Mühe, mich zum Latein, zur Geographie, Historie, Schreib- und Rechenkunst anzuhalten. Da ich nun alles, was er mir aufgab, mit Lust

angriff, auch seinen übrigen Vorschriften gehorsame Folge leistete, so kann ich mich nicht erinnern, von ihm mehr als ein einziges Paar Ohrfeigen bekommen zu haben, und zwar bloß darum, weil ich aus Frevel eine überladene Soldatenflinte abgeschossen hatte, die gar leicht hätte springen und mir den Kopf zerschmettern können. Mein Herr, der Obrist, hatte ebenfalls nie Ursache gehabt, mich etwa wegen irgend einer Bosheit, wie sie sonst wohl von Knaben verübt zu werden pflegt, strafen zu lassen; doch endlich erwachte bei ihm eine grausame Härte gegen mich, und zwar bei folgender Gelegenheit.

Ich war eines Tages mit den sämmtlichen adeligen Kindern des Ortes beisammen, spielte zuerst und speiste sodann mit ihnen. Hierbei bat mich die Edelfrau, ihnen meine Begebenheiten von der frühsten Zeit an, worauf ich mich zurückbesinnen könnte, nebst dem, was ich in meinem jugendlichen Soldatenleben Merkwürdiges gesehen, zu erzählen. Da ich nun kein Bedenken trug, dieser mir sehr gewogen scheinenden Dame Gehorsam zu leisten, war ich so unbedachtsam, unter andern auch folgende Reden auszustoßen: „Wollte Gott, es wären statt der guten Sachsen lauter Schweden erschlagen worden; denn diese bösen Leute haben mir meinen lieben Vater ermordet, und ich erinnere mich noch, obwohl wie im Traume, etlichemal von ihm gehört zu haben, daß

er auch ein geborner Sachse gewesen, ich weiß aber nicht, aus welcher Stadt. Ja, — rief ich in meinem kindischen Eifer weiter aus — wollte Gott, ich könnte erfahren, wer ihn getödtet. Ich wagte mein Leben an den Mörder, um meines Vaters jämmerlichen Tod zu rächen, und wenn es auch des Obristen eigene Person betreffen sollte."

Nun hatten zwar verständige Leute großes Mitleid mit meinem Unglück, und suchten meinen ohnmächtigen Eifer durch die Vorstellung zu dämpfen, daß es im Kriege nicht anders herzugehen pflege, und daß daselbst kein Ansehen der Person gelte. Ja man warnte mich zuletzt auch, meines Obristen wegen nicht allzu frei zu sprechen, da derselbe doch nunmehr Vaterstelle bei mir verträte. Allein, wie sehr ich auch meine Uebereilung einsah, und mir vornahm, inskünftige bedächtiger zu sprechen, so war es doch für diesmal schon zu spät. Es hatte nämlich die adelige Dame ein Kammerkätzchen in ihrem Dienst, welche alle meine Reden noch denselben Tag einem von des Obristen Bedienten, mit welchem sie vielleicht in heimlicher Liebe lebte, ganz im Vertrauen wiedererzählte. Dieser Kerl war wegen seines liederlichen Lebens sehr übel bei dem Obristen angeschrieben, und es stand mit ihm auf dem Punkt, daß er die Muskete auf den Rücken nehmen sollte. Daher suchte er sich denn, zu meinem Verderben, aufs neue einzuschmeicheln, und unter dem Schein

der Treue und des Rechts dem Obristen die ganze Sache nebst vielen hinzugefügten Lügen so wahrscheinlich vorzustellen, daß dieser wirklich auf den Gedanken kam, daß er an meiner Person vielleicht eine Schlange in seinem Busen erzöge, die ihm mit der Zeit meuchelmörderischer Weise schaden oder wohl gar den Tod anthun könnte. Ich wurde demnach gleich am folgenden Morgen in aller Frühe von Herrn Schwedeke und des Obristen Kammerdiener wegen meiner geführten Reden befragt; da indeß diese Beiden aus Liebe zu mir ziemlich gelinde verfuhren, so trat endlich der Obrist, der in einem Nebenzimmer alles mit angehört hatte, selbst herein, und zwar mit einem so ergrimmten Gesicht, daß ich vor Schrecken in die Erde zu sinken meinte. So sah ich mich denn gezwungen, auf sein zorniges Befragen alles zu gestehen, was ich den vorhergehenden Tag unbedachtsamer Weise herausgeplaudert hatte; doch die hinzugesetzten Lügen ebenfalls einzugestehn, dazu konnte mich kein Mensch bewegen. Ich berief mich zu wiederholten Malen auf meine adeligen Zuhörer, allein es half nichts; sondern ich wurde eine Stunde nachher von des Obristen Knechten im Pferdestalle mutternackend ausgezogen, mit großen Ruthen bis aufs Blut gepeitscht, und in den ältesten zerlumpten Kleidern fortgejagt.

Vor Schmerzen konnte ich mich nicht weiter fortschleppen, als bis in eines Bauern Garten, woselbst ich mich in

das Gebüsch verkroch, und ohne Speise und Trank den ganzen Tag über voll Unruhe darin zubrachte. Da indeß gegen die Nacht ein grausames Donnerwetter und ein schrecklicher Platzregen einfiel, schlich ich matt und furchtsam mit zitternden Gliedern in das Bauerhaus hinein, wo zu meinem Glück die zwei darin liegenden Schweden nicht zu Hause, sondern auf etliche Tage auf Kommando ausgegangen waren. Die guten Bauersleute wußten bereits von meinem gehabten Unglück, und zwar aus der Edelfrau eigenem Munde, bei welcher die Bäuerin früher als Magd in Diensten gewesen. Sie beklagten daher zwar mein unverschuldetes Elend, wußten aber doch sich nicht zu entschließen, ob sie aus Furcht vor dem Obristen es wagen dürften, mir ein Nachtlager im Hause zu verstatten. Endlich überwog das Mitleid alle Furcht, so daß ich nicht allein Speise und Trank, sondern auch Erlaubniß von ihnen erhielt, diese Nacht, ja so lange in ihrem Hause zu bleiben, bis sie vernommen, ob etwa die Edelfrau für mich sorgen wolle. Um dies zu erfahren ging die Bäuerin, noch ehe es völlig Nacht wurde, zur Edelfrau, kam aber bald zurück, und brachte diese gnädige Dame selber zu mir geführt, die, sobald sie mich da so jämmerlich in einem Winkel sitzen sah, augenblicklich in helle Thränen ausbrach. Ich weinte ebenfalls, und hörte, daß sie zu mir sagte: „Ach, mein Kind, verzeihet, ja verzeihet mir! ich bin schuld an

Eurem Unglück; denn hätte ich Euch nicht zur Erzählung Eurer Geschichte beredet, so hättet Ihr nicht dergleichen kindische unbedachte Reden fallen lassen. Ich wünsche herzlich zu erfahren, wer Euch verrathen hat; denn es muß unfehlbar einer von unsern Bedienten dies Schelmenstück verübt haben. Der Himmel lindere Eure Schmerzen; vertrauet auf Gott und seine Hülfe! In der kommenden Nacht will ich Euch an einen Ort bringen lassen, wo es Euch wohl gehen soll; sobald uns aber Gott von den Schweden befreiet, will ich Euch in mein Haus als mein eigenes Kind aufnehmen." Bei diesen Worten klopfte sie mich sanft auf die Wangen; ich aber küßte und benetzte ihre Hand mit meinen Thränen. Sie sprach mir nun um so mehr Trost zu, und ließ sich durch nichts abhalten, meinen jämmerlich verwundeten Leib selbst zu besichtigen. „Ach," rief sie, „ist das ein Zeichen der schwedischen Frömmigkeit und Gottesfurcht? O ihr Tyrannen, o ihr Türken! ist es wohl zu verantworten, einen unmündigen Knaben um eines unbesonnenen Wortes willen, welches ihm der Schmerz um seinen ermordeten Vater ausgepreßt, dergestalt zu züchtigen? Ach, wo ist hier eine Gleichheit zwischen der Strafe und dem Verbrechen zu finden? Ach, das arme Kind hätte sich, wenn es recht unterrichtet worden und zur Verstande gekommen wäre, nachher wohl tausendmal anders bedacht, und die thörichte Hitze

seiner Jugend selber gemisbilliget." Solche und ähnliche Reden führte sie noch einige Zeit, nahm sodann Abschied von mir, die Bäuerin aber mit sich auf ihren Hof. Von da brachte mir dieselbe ein weißes Hemde nebst etwas köstlichen Confects und einer Flasche Wein mit, mit dem Auftrage, denselben zu wärmen, und meinen ganzen Leib damit abzuwaschen. Dies war zwar anfänglich sehr schmerzhaft, nachher aber doch sehr lindernd, und da ich darauf auch ein paar Gläser Wein getrunken, so verschlief ich in der folgenden Nacht den größten Theil meiner Plagen und Sorgen.

Sobald sich gegen Mittag meine Augen wieder öffneten, verrichtete ich mein Morgengebet, und dankte ungeachtet meiner wieder erwachenden Schmerzen dem Allmächtigen, daß er mich aus den Händen der rohen Kriegsleute erlöset und mir Aussicht auf eine ruhigere Lebensweise verliehen hatte. Nachdem die Bäuerin den ganzen Tag hindurch meine Verpflegung aufs beste besorgt hatte, kam die gutherzige Edelfrau, die zum Scheine einen Spaziergang nach ihren Ländereien machte, gegen Abend durch den Garten zu uns, ließ durch die Bäuerin aus ihrem Hofe einen Korb abholen, in welchem sich ein schönes Kleid nebst vieler Wäsche, Büchern und anderen Bedürfnissen befand. Mit diesen Sachen beschenkte sie mich und sagte: sie sei gesonnen, mich künftige Nacht durch meinen Wirth von hier hinweg und zu einem

ihrer Befreundeten, der seine Hofhaltung im Churbrandenburgischen hätte, fahren zu lassen; bei diesem sollte ich mich nur fein still und fromm verhalten und fleißig lernen, so würde ich keine Noth leiden, vielmehr alles Vergnügen haben. Unterdeß möchte ich nur recht oft, so gut ich könnte, an sie schreiben, und versichert sein, daß ich sogleich nach dem Abzuge der Schweden würde zurückgeholt werden, um dann mit ihren eigenen Kindern gehörig auferzogen und in allen nöthigen Wissenschaften unterrichtet zu werden.

Wie hätte wohl eine leibliche Mutter für ihr einziges Kind besser sorgen oder klügere Anstalten treffen können? Und war dies nicht als ein Beispiel der göttlichen Fürsorge für arme von aller Welt verlassene Waisen anzusehen und zu bewundern? Doch, da ich gesonnen bin, mich in meiner Lebensgeschichte der Kürze zu befleißigen, so will ich nur noch soviel sagen, daß ich von dieser liebevollen Pflegemutter auf das zärtlichste Abschied nahm, worauf mein Wirth, der Bauer, gegen Mitternacht seinen Wagen anspannte, mich wohl verdeckt darauf packte, und mit möglichster Behutsamkeit davon fuhr, ohne von irgend einem schwedischen Soldaten angehalten oder befragt zu werden. Wir hielten uns an keinem Orte länger auf als die dringendste Noth erforderte, und gelangten so am Abend des dritten Tages bei dem Edelmanne im Brandenburgischen an. Es hatte derselbe unserer

Edelfrauen Schwester zur Ehe, und nahm so wie seine nicht minder gutherzige Gemahlin nach Durchlesung der von uns mitgebrachten Briefe mich sehr liebreich auf, den Ueberbringer aber fertigte er des folgenden Tags mit dem erforderlichen Antwortschreiben wieder zurück.

Ich wurde hier in der That nicht wie ein armer verlaufener Junge, sondern so wie ein adeliges Kind gehalten. Jeder, der meine erlittenen Unfälle hörte, schenkte mir seine liebreiche Theilnahme, und da das ausgestandene Unglück mich sehr sittsam und demüthig gemacht, so wurde ich bei Jedermann immer mehr beliebt. Der Edelmann hatte drei Söhne, von denen der älteste sechzehn, der jüngste aber, wie ich, zwölf Jahre alt war; außerdem aber noch zwei Töchter, von denen die älteste ins zehnte, und die jüngste ins achte Jahr ging. Ueberdies waren noch zwei vater- und mutterlose adelige Kinder bei ihnen, nämlich ein Junker von dreizehn und ein Fräulein von elf Jahren, welche letztere den Namen Charlotte führte. Ein ungemein geschickter Informator hatte also seine volle Arbeit, uns acht Kinder in stetem Fleiße und in guter Zucht zu erhalten. Doch, da er ein sehr aufgeweckter Kopf war, der seinen Zöglingen alles spielend beizubringen, zugleich auch die rechten Mittel anzuwenden wußte, uns Furcht und Liebe einzuflößen, so hatte unser Studiren einen sehr erwünschten Fortgang; weshalb sich der

adelige Principal nebst seiner Gemahlin sowohl über den Lehrer als über die Lernenden sehr zufrieden bezeigte.

Wenige Wochen nach dem Abzuge der Schweden aus Sachsen, kam meine vorige Wohlthäterin nebst ihrem Ehegemahl dahin gereiset, um ihren Befreundeten einen Besuch abzustatten, und zugleich mich mit Sack und Pack zurück zu nehmen. Allein meine jetzigen Versorger, besonders aber das inständige Anhalten meiner Schul- und Spielgefährten, so wie auch die Fürbitte des mir sehr gewogenen Informators, brachten es endlich so weit, daß ich Erlaubniß erhielt, noch einige Zeit zu bleiben, wo ich war, wobei ich zugleich von der Güte meiner ersten Gönner zwanzig Thaler zu Kleidung, Wäsche und Büchern erhielt, ungeachtet mein jetziger Patron sich bereit erklärte, mich mit allem Nöthigen zu versehen, und zwar darum, weil seine beiden jüngsten Söhne bloß durch mein Beispiel zum Studiren angespornt würden.

Beiläufig muß ich hier noch erwähnen, daß ich damals zugleich die Nachricht erhielt, wie mein Obrister wenige Tage nach meiner Entfernung, und nachdem er von seinem Wirthe und dessen Gemahlin einen wahrhafteren Bericht von der Sache eingezogen, sich der mir zugefügten übeln Behandlung hatte gereuen und verlauten lassen: er wolle demjenigen zehn Dukaten geben, welcher von mir Nachricht bringen und

mich ihm wiederschaffen könne. Allein die redlichen Leute hatten dennoch dem Landfrieden nicht trauen wollen, sondern alle mögliche Vorsicht gebraucht, um meinen Aufenthalt verschwiegen zu halten, und da bald nachher die Rede gegangen, es sei jenseit des Elbstroms ein ertrunkener Knabe gefunden worden, so hatte man ihn bei den Gedanken gelassen, daß ich unfehlbar durch Zufall in dies Unglück gerathen. Der Obrist hatte sich indeß dies sehr zu Gemüthe gezogen, und seinen Zorn zuletzt an dem lügenhaften und verrätherischen Diener ausgelassen, dem er zweihundert Hiebe mit dünnen Spießruthen und sodann die Muskete auf den Rücken geben ließ. Auch das verbuhlte Kammermädchen hatte ihren Lohn bekommen; denn nachdem sie der schwedischen Armee etliche Tagereisen als eine liederliche Dirne nachgefolget, war sie endlich bis aufs Hemde ausgezogen und zurückgepeitscht worden.

Mein Fleiß ward durch die unverdienten Wohlthaten so vornehmer Gönner dergestalt angespornt, daß ich sogar Abends und früh Morgens mir am Schlafe abbrach, um nur dem ältesten Junker nachzukommen; denn mein Patron hatte mir versprochen, dafern ich mich fortwährend gut aufführte, so wolle er mich nebst seinen Söhnen etliche Jahre auf der Universität frei halten, und zwar nicht etwa als einen Bedienten, sondern als ihren Gesellschafter.

Meine erste Wohlthäterin starb zu meinem großen Leidwesen bereits zu Ende des Jahres 1709, hatte mir indeß mit Genehmigung ihres Gemahls zweihundert Thaler vermacht, die ich auch drei Jahre nachher nebst den Zinsen richtig erhalten habe. Unterdeß rückte allmählig die Zeit heran, da mein Patron seine drei Söhne, nebst seinem jungen verwaiseten Vetter und mir, unter der Aufsicht des Informators, der nunmehr den Titel als Hofmeister bekam, auf die Universität nach Halle sendete. Es geschah dies um Michaelis des Jahres 1711, und wir bekamen in einem und demselben Hause drei Zimmer zu unserer Bequemlichkeit. Die zwei ältesten Junker legten sich hauptsächlich auf die Rechtsgelahrtheit, und haben es auch darin so weit gebracht, daß sie nachher alle beide sehr ansehnliche königliche Posten erhalten; der jüngste nebst dem vater- und mutterlosen August aber, deren Sinn von Jugend an auf das Soldatenleben gerichtet war, wollte sich nur zu den dahin gehörenden Wissenschaften, als Historie, Geographie, Genealogie, Mathesis, Tanzen, Reiten, Springen, Fechten und dergleichen bequemen. Ich hielt es mit den letzteren, legte mich aber am meisten auf die Mathesis, besuchte deshalb eines berühmten Professors Collegia mit großem Eifer, und wandte überdies den größten Theil meiner Spielgelder einem außerordentlichen Lehrer zu, um desto schneller in dieser Wissenschaft und den

dazu gehörigen Kenntnissen fortzuschreiten. Nun hatte ich zwar oft genug Gelegenheit, mir auf Kosten meiner beiden Mitstudenten in und außer der Stadt ein Vergnügen zu machen, allein mein größtes Vergnügen war, einsam auf meiner Stube zu sitzen und mit den mathematischen Instrumenten zu arbeiten, wobei ich indeß die Stunden auf der Reitbahn, dem Tanz- und Fechtboden selten versäumte. Kurz, ich studirte immer fort auf einen Generallieutenant los, weil es mir, um mein Glück im Kriege zu suchen, keinesweges an Herzhaftigkeit fehlte, und überdies ich mir einbildete, daß ich mich schneller mit dem Degen in der Faust, als mit der Feder hinter dem Ohre emporschwingen könnte, wofern ich nur etwas in der Kriegsbaukunst gelernt hätte. So vergingen denn meine Universitätsjahre geschwinder, als ich vermuthet hatte. Binnen dieser Zeit war ich mit meinen Junkern nur ein einzigesmal zu Hause gewesen, — ich sage absichtlich zu Hause, da mich meine Wohlthäter wie ihr leibliches Kind hielten.

Um Michaelis des Jahres 1714 reisten wir ebenfalls wieder dahin, um die angenehme Herbstzeit daselbst zuzubringen. Da nun die artigen Fräulein meines Principals, so wie die ungemein wohlgebildete Charlotte, eine ziemliche Anzahl junger Kavaliere in das Haus zogen, so fehlte es nicht an täglichen Lustbarkeiten und Zerstreuungen. Ich

überlegte indeß, daß es meine Schuldigkeit sei, dem verwittweten Gemahl meiner ersten Wohlthäterin meine Aufwartung zu machen, bat mir daher von meinem jetzigen Gönner ein Pferd aus, und ritt zum erstenmal wieder die Straße zurück, auf welcher mich vor etlichen Jahren ein Bauerwagen in schmerzlichem Zustande meinem Glück entgegen geführt hatte. Der alte Herr von Adel nebst seinem zu Hause lebenden Sohne empfing mich ungemein freundlich und höflich; ja man behandelte mich unverdienter Weise wie einen wirklichen Kavalier, und wollte mich überreden: ich hätte mir ein so gutes Ansehn und so viel Geschicklichkeit erworben, daß ich nunmehr im Stande sei, in Zukunft ohne weitere Vorsprache mein Glück selber zu befördern. Nachdem ich dem jüngeren Herrn einige Zeichnungen von Landschaften, Städten, Festungen und dergleichen gezeigt und ihm, als ich sein großes Wohlgefallen daran bemerkte, ein Geschenk damit gemacht hatte, erhielt ich nicht allein sofort die von seiner verstorbenen Mutter mir vermachten zweihundert Thaler baar ausgezahlt, sondern von ihm auch noch zwei vortreffliche, fast noch ganz neue Kleider, wovon das eine stark mit Golde besetzt war. Der alte Herr aber schenkte mir für das ihm gemachte Geschenk, welches aus allerlei geschliffenen Vergrößerungsgläsern, Sonnenuhren und dergleichen bestand, funfzig Dukaten. Und so konnte ich

denn nach etlichen Tagen in einer seiner Karossen sehr vergnügt wieder zu meinen beiden Gefährten zurückreisen.

Diesen zeigte ich mich nun wenige Tage darauf in meinen neuen Staatskleidern, und fand dabei das alte Sprichwort bestätigt: Kleider machen Leute. Außerdem erweckte mir meine wohlgefüllte Goldbörse einen so unverzagten Muth, daß ich fest glaubte, es könne einem mit so vielen Gaben und Gütern überhäuften Glücksritter unmöglich in der Welt etwas fehlschlagen. Um dieselbe Zeit aber begann sich in mir auch noch eine andere Neigung zu regen, deren ich nicht Herr werden konnte. Ich verliebte mich nämlich in das schöne Fräulein Charlotte, und zwar auf folgende Veranlassung.

Wir wurden fast täglich von einem benachbarten Landjunker besucht, der sich die größte Mühe gab, um Charlottens Gewogenheit zu erwerben. Es war dies im übrigen ein Mann von ziemlich gutem Ansehen, besaß auch für seinen Stand hinlängliche Einkünfte, hatte indeß schon einigemal das Unglück gehabt, seine Ausgeberinnen, Köchinnen, und sogar die Viehmägde in den Stand der Ammen zu versetzen, wie ihm denn erst vor Kurzem eine Viehmagd, die er ungeachtet ihrer Leibesumstände aus dem Hause geprügelt, zur Vergeltung auf einmal ein paar Zwillinge vor die Thür gebracht hatte. Nun waren zwar nachher alle diese Hände

mit Gelde geschlichtet und abgethan worden, dessen ungeachtet machten ihm dieselben überall Hindernisse, wo dieser Herr Ferdinand von H** das Band ehelicher Liebe anzuknüpfen suchte. Bei Charlotten dagegen meinte er noch am ersten anzukommen, da diese ein zwar schönes, dabei aber sehr armes Fräulein war, die kaum fünfhundert Thaler im Vermögen hatte.

Eines Tages wurde er so treuherzig gegen mich, daß er auf einem einsamen Spaziergange mir sein ganzes Geheimniß anvertraute und mich um meine Vorsprache bei Charlotten bat, indem er glaubte, daß ich nicht allein bei ihr, sondern auch bei des Herrn von V**, meines Principals, Fräulein Töchtern in gutem Ansehn stünde, und zwar schon darum, weil ich mit ihnen vormals zusammen in die Schule gegangen. Anfangs trug ich nun zwar großes Bedenken, das Amt eines Kopulationsrathes zu übernehmen, indeß, da er mir eine silberne englische Uhr schenkte, und für diesmal nichts weiter verlangte, als daß ich Charlottens Bruder August, der ihm bisher sehr widerwärtig erschienen, dahin bringen möchte, in Zukunft bessere Freundschaft mit ihm zu pflegen, so ließ ich mich endlich bereden, ein Liebesnetz zu spinnen, worein sich mein Herz nach wenigen Tagen selber verstrickte. August, der von jeher mein guter Freund gewesen war, ließ sich endlich dazu bewegen, mit Ferdinand

freundschaftlicher umzugehen, doch was die Schwägerschaft anbelangte, so merkte ich sehr bald, daß August, als ein stolzer und eigensinniger Kopf, nie seine Einwilligung dazu geben würde. Doch dies ging mich nichts an. Ich war froh, daß Ferdinand über die gute Ausrichtung des ersten Auftrags sich vergnügt bezeigte, und mich aus Dankbarkeit mit einem wohlgewachsenen Reitpferde nebst Sattel und Zeuge beschenkte. Zugleich aber bat er mich, ich möchte doch in seinem Namen einen Liebesbrief nebst beigelegten Versen an Charlotten aufsetzen, und auf die Verse eine feine Melodie komponiren, damit er sie des Abends unter Charlottens Fenster, das nach dem Garten hinaus ging, absingen könnte, wobei ich seinen Gesang mit meiner Laute begleiten sollte, um auf diese Weise mit vereinter Kraft Charlottens felsenhartes Herz zu brechen. Ich machte abermals dagegen unzählige Einwürfe, indem erstens dies weder Art noch Geschick, ich aber wohl gar noch Verdruß davon haben würde, auch sei ich ferner ein schlechter Lautenspieler und noch schlechterer Komponist; allein es half da kein Einreden. Der von dem Liebesgott tief verwundete Ferdinand wollte rasend werden, wofern ich ihm meine Hülfe versagte, zu deren Beschleunigung er mir abermals ein Geschenk machte, welches aus einer vergoldeten silbernen Schnupftabacksdose bestand.

Demnach ergriff ich endlich das Schreibzeug, und setzte an Charlotten einen Brief auf, dessen Abschrift ich noch bis diese Stunde in meiner Brieftasche bei mir trage. Indeß es wird unnöthig sein, dergleichen Thorheiten der Jugend jetzt in meinen reiferen Jahren noch zu wiederholen."

Hiermit wollte Herr Litzberg in seiner Erzählung einen Sprung machen; allein der Altvater sagte mit herzlichem Lachen: „Halt, Herr Litzberg! so haben wir nicht gewettet. Es heißt: Narravere patres, et nos narravimus omnes*). Ich habe das Vertrauen zu Eurem redlichen Gemüth, daß Ihr keine so außerordentlich ärgerlichen Streiche begangen haben werdet; was aber die Thorheiten der Jugend anlangt, so wird sich niemand von uns daran ärgern. Daher könnet Ihr dieselben zu unserer Belustigung wohl erzählen, zumal da ich in meiner Geschichtserzählung auch die meinigen nicht verschwiegen habe."

So wurde denn nun Herr Litzberg genöthigt, seine Brieftasche hervorzulangen, und uns aus derselben den Aufsatz seines damaligen Briefes vorzulesen, der folgendes Inhalts war:

*) „Die Väter haben erzählt, und wir alle haben der Reihe nach erzählt."

Allerschönstes Fräulein,

Mein äußerst verliebtes Herz hat zwar dem Munde und den Augen unzähligemal Ordre gegeben, Ihnen die Beschaffenheit des Feuers, welches Dero unvergleichliche Augen in dem Innersten meiner Seele angezündet haben, zu entdecken; allein, wenn bei aller erwünschten Gelegenheit der Mund zu blöde, so sind dagegen die Augen desto unglücklicher gewesen, weil mein anbetungswürdiges Fräulein deren Sprache niemals verstehen wollen. Jetzo wagt es meine Hand, einige Linderung für mein beklemmtes Herz zu suchen, das unfehlbar in kurzer Zeit gänzlich verzehrt wird, dafern Sie, allerschönstes Fräulein, als die Urheberin dieser Glut, demselben nicht Dero unschätzbare Gegengunst zur Erquickung gönnen wollen. Ich erwarte also zwischen Furcht und Hoffnung von Ihnen den Ausspruch: ob ich Liebe oder Haß, Leben oder Tod zu finden habe; und bin dennoch bei allem

Meines allerwerthesten Fräuleins

bis in Grab getreuer

Ferdinand von H**.

Dabei hatte ich mit meiner wenig geübten poetischen Feder folgende Verse hinzugefügt:

Ists wahr, ihr allerschönsten Augen,
Daß ihr so schön als grausam seid?

Nein, dieses schickt sich nicht zusammen,
Drum, stiftet ihr gleich Glut und Flammen,
So laßt doch endlich mit der Zeit
Aus euren Blicken Kühlung saugen.

Erwägt, daß meine treue Seele
Durch euren Strahl entzündet ist,
Betrachtet doch in meinem Herzen
Den Einfluß aller Angst und Schmerzen,
Wo Gram und Furcht das Herz zerfrißt;
Seht an, ach seht, wie ich mich quäle.

Drum laßt, ihr schönsten Augensonnen,
Euch endlich zur Erbarmung ziehn,
Vergöttert euch durch Huld und Güte,
So kommt mein Hoffen bald zur Blüthe,
So muß der Schmerz von hinnen fliehn,
So hat mein treues Herz gewonnen.

Kaum hatte ich dem äußerst verliebten Ferdinand beide Aufsätze vorgelesen, als er vor Freude deckenhoch sprang, und mich unzähligemal umarmte und küßte, weil, wie er sagte, seine Gedanken darin so treffend ausgedrückt wären, als ob ich selbst in das Innerste seiner Seele hineingeschaut

hätte. Ich wollte ihm nun Beides zum Abschreiben übergeben; allein hier stak der Knoten. Denn der gute Edelmann verstand außer seinem Namen wenig mehr als die deutschen Ziffern hinzumalen. So mußte ich mich denn, obwohl höchst ungern, entschließen, mit etwas veränderter Hand die Sache selber in Ordnung zu bringen, und zum Ueberflusse auch noch den Brief gleich nach der Mittagsmahlzeit an Charlotten übersenden.

Damit war aber die Sache noch lange nicht abgemacht; sondern nunmehr mußte der gezwungene Reimschmied sich auch noch wider Willen zu einem Kapellmeister nothzüchtigen lassen, und über den kläglichen Text nicht minder klägliche Noten setzen. Sobald dies geschehen war, liefen wir mit einander eine halbe Meile Weges weit ins Holz, wo ich dem lichterloh brennenden Verliebten die Melodie etliche hundertmal versingen mußte, ehe er dieselbe auswendig lernen und sich getrauen konnte, sie unter dem Schutze der dunkeln Nacht unter Charlottens Fenster abzusingen. Wir kamen des Abends nicht zu Tische, sondern tranken uns in einer nahgelegenen Schenke erst einen halben Rausch, um desto mehr Herz zu unserer Abendmusik zu fassen. Sobald es völlig Nacht geworden war, schlichen wir uns ohne Licht ganz sachte auf meine Stube, von wo ich meine bereits gestimmte Laute abholte, und mich sodann mit meinem von

Liebe gequälten Gefährten zwischen etliche, noch ziemlich belaubte Haselnußsträuche versteckte, die Charlottens Schlafkammer gerade gegen über gewachsen waren. Ich hatte kaum angefangen auf der Laute ein wenig zu spielen, als sie schnell das Fenster öffnete und sich in ihrem Nachtkleide persönlich zeigte. Der von Liebe entzündete Ferdinand machte mich durch einen empfindlichen Rippenstoß auf diesen herrlichen Anblick aufmerksam. Da ich nun, um frischen Athem zu schöpfen, etwas inne zu halten genöthigt war, glaubte er, es sei nunmehr Zeit den Text anzufangen, und erhob daher seine hochadelige Stimme auf eine so bewegliche Art, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn die ganze Eselszunft europäischer Nation gewünscht hätte, ihn als einen Virtuosen in ihre Kapelle auf- und anzunehmen. Ich konnte durchaus seinen Ton nicht finden, und da er sowohl den Text als die Melodie vergessen oder vertrunken hatte, so fingen wir die zwei ersten Zeilen der Arie wohl sechsmal von vorn an, bis uns endlich Charlottens überlautes Gelächter ein Stillschweigen von etlichen Tacten auflegte. Allein hier entfiel dem sterblich verliebten Ferdinand nebst der Stimme zugleich auch der Muth, und wollte ich nicht in der Schande stecken bleiben, so mußte ich nach einem abermaligen kurzen Vorspiel die ganze Arie selber absingen. Nach Endigung derselben klatschte Charlotte zum

Zeichen des Vergnügens in die Hände, und rief mir in französischer Sprache, welche Ferdinand nicht verstand, die Worte zu: Cela m'a donné à ce soir un double contentement. Dormez bien! *)

Kaum hatte sie das Fenster wieder geschlossen, als er mich fragte: was sie denn gesprochen habe; worauf ich wohlweislich zur Antwort gab: sie habe sich höflich bedankt und uns eine ruhige Nacht gewünscht. Nunmehr hing sein Liebeshimmel überall voll Geigen. Er drückte mir auf der Stelle zwei Dukaten in die Hand, und da seine Geschäfte ihm nicht gestatteten, diese Nacht außer seinem Hause zuzubringen, so ließ er sich in aller Stille sein Pferd bringen, und ritt davon, mit dem Versprechen, daß er übermorgen Mittags ganz gewiß wieder bei uns sein wolle, wo ich ihm dann die Antwort des Fräuleins einhändigen und erklären sollte.

Ich versprach, seine Liebesangelegenheiten wohl in Acht zu nehmen, legte mich dann nieder, stand am andern Morgen früh auf, und belustigte mich auf dem im Garten befindlichen Vogelheerde, wo mir durch eine treue Magd fol-

*) Ich habe diesen Abend ein doppeltes Vergnügen gehabt; schlafen Sie recht wohl!

gende Zeilen von Charlotten eingehändiget wurden, die ich nothwendiger Weise wohl ebenfalls werde ablesen müssen.

Mein Herr,

Verstellet Eure Hand, wie Ihr wollet, seid aber versichert, daß Charlotte dieselbe unter tausenden dennoch erkennen wird. Allein saget mir, warum Ihr so verrätherisch handeln, und auf die Seite meiner Feinde treten könnet, da ich doch von Jugend auf, meines Wissens, stets redliche und aufrichtige Liebe gegen Eure Person bewiesen habe und, wenn ich offenherzig schreiben soll, bis diesen Augenblick noch mehr Hochachtung gegen Euch hege, als gegen alle andere mir bekannte Mannspersonen. Ueberleget daher selbst, ob es mir nicht schwer fallen muß, mich von einem, für aufrichtig gehaltenen Freunde unverschuldeter Weise hintergangen zu sehen. Indeß, sollet Ihr bloß verführt, und vielleicht doch noch unschuldiger sein, als ich in diesem Augenblick glauben kann, so ist's Euch vergönnt, Euch gegen Abend im Lustgarten bei guter Gelegenheit und ohne Beisein Anderer zu entschuldigen. Unterdeß gebet dem abgeschmackten Ferdinand nur dies zur Antwort: daß ich das ganze Schreiben als einen angenehmen Scherz aufgenommen haben würde, wofern statt seines, mir bis in den Tod verhaßten Namens, die zwei Buchstaben F. L. gestanden hätten. Sa-

get ihm nur frei heraus, daß mein fester Entschluß sei: eher einen ehrbaren Bürger, als einen solchen Edelmann, wie er ist, zu heirathen. Der adelige Stand ist mir ein Greuel, wofern derselbe nicht die Helmdecken der Tugend und Artigkeit im Wappen und im ganzen Wesen aufzuweisen hat; dagegen ist mir ein Bürgerlicher, den beide Eigenschaften zieren, in meinen Augen des höchsten Adels würdig, ja noch weit höher zu schätzen. Ueberleget selbst, was ich damit gesagt haben will. Uebrigens erzeiget mir die Gefälligkeit, diesen Brief zu verbrennen, damit er nicht etwa in verdächtige Hände falle, und seid versichert, daß auch in Zukunft ohne gegebene Veranlassung Euch niemals hassen wird

Charlotte R. von M.

Dem Briefe waren außerdem noch einige Verse gleichen Inhalts von ihrer Hand beigefügt.

Gleich bei Lesung dieser Zeilen entbrannte mein Herz dergestalt in heißer Liebe, daß ich vor innerem Entzücken stumm dasitzen blieb. Denn was war augenscheinlicher, als daß mir Charlotte den Schlüssel zu ihrem Herzen zeigte. Ich meinerseits hatte zwar freilich schon als Kind dies artige Fräulein, von dem ersten Tage unserer Bekanntschaft an, heimlich geliebt, allein diese Liebe war, um meiner damaligen Lage willen, stets mit so viel Hochachtung und Ehr-

erbietung verknüpft gewesen, daß mir niemals in die Gedanken kam, von ihr Gegenliebe zu erwarten. Nunmehr aber wurde ich plötzlich so tief in die Betrachtung ihrer Reize und Annehmlichkeiten versenkt, daß ich sogar die mittägige Speiseglocke darüber verhörte, und erst gerufen werden mußte.

Charlotte und ich konnten bei Tafel einander nicht lange ohne innere Gemüthsbewegung ansehen, daher begegneten sich unsere Blicke bloß verstohlen, bis ich endlich des Abends im Spazierengehen die Gelegenheit wahrnahm, ihr das ganze Geheimniß meiner Bekanntschaft mit Ferdinand zu offenbaren, sie deshalb um Verzeihung zu bitten, ihr für die Zukunft meinen gehorsamsten Respect zu versichern, und endlich mit folgenden Worten zu schließen: „Es liegt mir indeß, gnädiges Fräulein, noch etwas Wichtiges auf dem Herzen, das ich aber unmöglich offenbaren kann, so lange ich zu befürchten habe, daß uns irgend jemand von fern beobachten könnte; überdies erfordert meine Schüchternheit eine bequemere Zeit und Gelegenheit, um etwas zu entdekken, das mein gnädiges Fräulein vielleicht nicht errathen wird." — „Das muß etwas besonderes sein," versetzte Charlotte; „allein, lieber Freund, Euer Wesen kömmt mir heute in allen Stücken ohnehin ganz anders vor als sonst, weshalb ich um so begieriger bin, Euren Vortrag zu ver-

nehmen. Jedoch ich wüßte mich auf keine bequeme Gelegenheit, die ohne Verletzung meiner Ehre statt finden könnte, zu besinnen; seid Ihr indeß in diesem Stück verschlagener als ich, so meldet es mir, doch, wie gesagt, ohne daß es meine Ehre in Verdacht oder Nachtheil bringe, sonst will ich mir lieber alle Neugierde vergehen lassen." — „Behüte der Himmel, mein gnädiges Fräulein," war meine Antwort, „daß durch meine Veranlassung auch nur der mindeste Schein des Verdachts auf Dero unvergleichliche Tugend fallen sollte. Indeß, wofern mir erlaubt ist eine Gelegenheit vorzuschlagen, so würde sich eines von Dero Kammerfenstern, welches nach dem Garten geht, am besten dazu schicken. Es ist dasselbe nicht gar hoch, mit festen, eisernen Stäben verwahrt, und in einem abgelegenen Winkel befindlich, so daß ich auf einer kleinen Leiter bis dahin gelangen und auf's geheimste mit Ihnen sprechen kann, wofern nur mein gnädiges Fräulein eine gewisse Stunde bestimmen will, wann ich mir die Freiheit nehmen darf, mich zu nähern." Charlotte schüttelte dazu den Kopf, und besann sich eine lange Weile. Endlich aber bewilligte sie, daß ich in der nächstfolgenden Nacht, wenn der weiße Vorhang heraushinge, um elf Uhr vor diesem Audienzzimmer erscheinen dürfte, außer diesem Zeichen aber durchaus nicht.

Sobald demnach andere Leute zu Bette gegangen wa-

ren, schlich ich mich heimlich in den Garten, baute mein Katheder auf, und faßte endlich das Herz, Charlotten, so wie sie sich am geöffneten Fenster zeigte, durch die engen eisernen Stäbe meine Liebeserklärung zu thun. Es ist nicht nöthig, den Inhalt derselben hier ausführlich anzugeben, denn wer nur ein einzigesmal verliebt gewesen, wird sich leicht denken können, was man bei solchen Gelegenheiten für Fleiß anwendet, um seinen Vortrag auf eine recht herzbrechende Weise einzurichten. Kurz Charlotte und ich wurden binnen zwei Stunden in unserer Sache völlig eins, schworen einander ewige Treue und verabredeten: daß ich erstlich nach Wien reisen und auskundschaften sollte, ob noch etwas von meinem väterlichen oder mütterlichen Erbtheile zu erhalten sei, worauf ich dann einen Theil des Geldes an eine sichere Officierstelle verwenden und meine Geliebte öffentlich zur Ehe begehren könnte. Doch eines war an uns beiden nicht zu loben, daß wir uns nämlich beredeten, Ferdinanden so lange hinzuhalten, bis ich von Wien glücklich wieder zurückgekommen wäre.

Damals hatte ich zum erstenmal das Vergnügen, diejenigen Süßigkeiten, wiewol sehr sparsam, zu kosten, die eine Mannsperson nur irgend von den purpurfarbenen Lippen eines schönen Frauenzimmers genießen oder sich irgend einbilden oder wünschen kann; denn die zwar sehr engen

eisernen Gitter waren dennoch so beschaffen, daß sie mir diese Ergötzlichkeit auf den Lippen und zarten Händen meiner Geliebten gestatteten. Nachdem nun alles, was uns bei dieser ersten geheimen Zusammenkunft einfiel, auf's genaueste verabredet worden, war ich so höflich, Charlottens Nachtruhe nicht ganz zu verderben, sondern begab mich um zwei Uhr in mein Zimmer zurück.

Am folgenden Tage stellte sich Ferdinand, wie er versprochen, sehr zeitig ein, und erhielt von mir die tröstliche Nachricht: daß seine Angelegenheiten bei Charlotten sehr gut ständen, und ob sie es gleich verredet hätte, Zeit Lebens niemals Liebesbriefe an eine Mannsperson zu schreiben, so würde er doch in ihren Reden, Mienen und fernerem Umgange solche Anzeichen ihrer Liebe finden, daß es ihm nicht gereuen würde, sich meiner Vorsprache bedient zu haben. Dem äußern Anscheine nach fand er es auch wirklich so, denn Charlotte wußte ihm so klug und artig zu begegnen, daß er mit ihrem Benehmen völlig zufrieden war. Sie war genöthigt, ein kostbares Geschenk von ihm anzunehmen, welches an Werth beinahe hundert Dukaten betrug; dagegen ließ sie sich durchaus nicht bereden, das Versprechen eines baldigen Verlöbnisses zu geben, indem sie unter andern auch dies als Ursache anführte: daß sie ihn wenigstens Jahr und Tag wegen seiner Treue auf die Probe stellen müsse.

Ihren Bruder hatte er unterdeß durch Geschenke und andere Gefälligkeiten nach und nach so für sich eingenommen, daß es schien, als ob sie nur ein Herz und eine Seele wären; wie denn auch dieser August mehr bei ihm als bei uns war, und unfehlbar bei Ferdinands Köchinnen und Mägden sein Wesen trieb. Mir dagegen wurde mein Amt als Kopulationsrath von nun an ganz abgenommen, weil Ferdinand, seiner Meinung nach, jetzt keinen Fürsprecher mehr bedurfte; doch bekam ich zum höflichen Abschiede noch zwölf Stück Dukaten.

Mittlerweile kamen Charlotte und ich fast jede Nacht an dem erwähnten Orte zusammen, ungeachtet die Kälte des Winters immer strenger wurde, so daß wir uns sehr in Acht nehmen mußten, daß die von oft wiederholten Küssen feucht gewordenen Lippen nicht etwa ihre zarte Haut an den kalten eisternen Stäben hängen ließen. Ich für mein Theil konnte indeß gar nicht begreifen, warum der Herr von V** seine Söhne so lange von der Universität zurückhielt, da diese doch selber täglich wünschten, wieder nach Halle zurückzukehren. Ich, der ich mich täglich mit ihnen in der Mathematik übte, wurde von allen lieb und werth gehalten, am meisten aber von meiner engelgleichen Charlotte. Wir beide gingen übrigens vor den Augen der Welt so gleichgültig mit einander um, daß auch die Neugierigen nichts

von unserem Liebesverständniß ahnen konnten, ungeachtet Charlotte den von mir empfangenen demantenen Verlöbniß-Ring täglich an ihrem Finger trug, wogegen sie mir einen kostbaren Petschier-Ring hatte verfertigen und verblümter Weise den größten Theil ihres Stammwappens, jedoch mit einigen Veränderungen, hinein setzen lassen.

So verfloß die Hälfte des Winters. Ich hielt endlich mit meiner Geliebten eine geheime Berathung, worin beschlossen wurde, daß ich um Fastnacht meine Reise nach Wien antreten, und mir dazu von meinem Patron beglaubigte Zeugnisse, Reisepässe und Empfehlungsschreiben auswirken sollte.

Ich benutzte daher eines Tages eine gute Gelegenheit, meinem Principal vorzustellen: da ich nunmehr durch seine unverdiente gnädige Unterstützung in Stand gesetzt worden, mir mein Brot in Zukunft selber zu verdienen, so würde es mir zur Sünde und Schande gereichen, wenn ich seine Gnade ferner mißbrauchen und hier länger müßig liegen wollte, ohne an mein ferneres Fortkommen zu denken; weshalb ich um gnädige Erlaubniß bäte, in meinen Angelegenheiten eine Reise nach Wien antreten zu dürfen, woselbst ich besonders durch seine gnädigen Vorschriften und eigenhändigen Empfehlungen meinen Vortheil zu finden hoffte. Der gute alte Herr wendete zwar vieles dagegen ein, schlug

wie auch vor, vom Ostern an noch ein Jahr oder länger bei seinen Söhnen auf der Universität zu bleiben, während welcher Zeit er auf Mittel und Wege bedacht sein wolle, mich nach Würden zu versorgen; allein die Liebe, ach, die heftige Liebe zu Fräulein Charlotten steckte mir einmal im Kopfe, und machte mich so beredt, daß ich dadurch endlich meinen Zweck erreichte, und zwei Tage nach Fastnacht des Jahres 1715 mit hundert Thaler Geld und einem schönen Kleide von ihm entlassen wurde.

Nichts auf der Welt war meinem Herzen empfindlicher als das traurige Scheiden. Ich wandte alle meine Beredsamkeit an, um mein Fräulein Charlotte dahin zu bewegen, mir in der letzten Nacht insgeheim Zutritt in ihr Schlafgemach zu erlauben, und betheuerte zugleich bei allem, was heilig ist, weder mit Worten noch Gebärden das Geringste wider ihre Ehre und Tugend zu unternehmen; allein sie war in diesem Stücke allzu streng, und ich mußte mich damit begnügen, meine Abschiedsküsse bei grimmiger Kälte durch das unbarmherzige Eisengitter von ihr zu empfangen.

Hierauf nahm ich nebst einem zu meiner Bedienung angenommenen Reitknechte, der mein Reisegepäck in zwei vollgepackten Mantelsäcken hinter sich auf dem Pferde führte, meinen Weg vorerst nach Halle, wo ich meine daselbst noch befindlichen Geräthe und Bücher einem redlichen Freunde

in Verwahrung und demselben zugleich zu Unterhaltung meines Briefwechsels mit Charlotten die nöthige Anweisung gab, und sodann meine Reise so schnell als es meine beiden Reitpferde aushalten konnten, über Leipzig und Prag nach Wien fortsetzte. Diese weltberühmte Stadt erreichte ich gerade vierzehn Tage vor Ostern, am Sonntage Judica. Es kostete mir daselbst nicht wenig Mühe, das Geschlecht meiner Mutter auszukundschaften; jedoch nach vielen vergeblich angewendeten Kosten traf ich endlich meine Großmutter von mütterlicher Seite bei einer ihrer Töchter an, die an einen Zeugwärter bei der kaiserlichen Artillerie verheirathet war und mit ihm fünf lebendige Kinder hatte.

Sobald ich mich kund gegeben und alle meine ausgestandenen Fatalitäten ausführlich erzählt hatte, umarmte mich meine Großmutter aufs liebreichste, und erkannte mich aus allen Umständen, besonders aber an den Gesichtszügen und dem Mutterwaale, welches ich am Halse unter dem Halstuche aufzuweisen hatte, für den leiblichen Sohn ihrer ältesten Tochter. Dagegen wurde ihre und meine Betrübniß außerordentlich erneuert, da niemand Nachricht zu geben wußte, wo meine Mutter mit der jüngsten Tochter hingekommen sein müsse.

Meine Großmutter hatte außer dieser Tochter, bei welcher sie lebte, noch zwei andere an kaiserliche Officiere ver-

heirathete Töchter, und einen Sohn, der unter dem kaiserlichen Fußvolk als Hauptmann in Ungarn stand. Nun erkannten mich zwar anfangs alle drei Muhmen für den Sohn ihrer älteren Schwester; nachdem sie aber die Sache mit ihren Männern reiflicher überlegt und sich leicht Rechnung gemacht, daß ich mein Muttertheil fordern würde, stimmten sie gar bald einen andern Ton an, zuckten die Achseln und gaben zu vernehmen, wie sie dennoch verschiedene triftige Ursache hätten zu zweifeln, ob ich derjenige Vetter auch wirklich sei, für welchen ich mich ausgäbe. Man habe sehr viele Beispiele, daß die Leute von listigen Landstreichern unter diesem Namen hintergangen worden, daher müßte ich zuvor einen besseren Beweis führen, vor allen Dingen aber die römisch-katholische Religion annehmen, dann würden mir nicht allein von jedem Geschwister meiner Mutter zweihundert Kaisergulden baares Geld ausgezahlt, sondern es würde auch überdies noch für mich gesorgt werden, daß ich durch Fürsprache meines Vetters in Ungarn etwa eine Oberofficier- oder Ingenieurstelle erhielte.

Was war unter diesen Umständen zu thun? Noch mehrere Beweisthümer meines rechtmäßigen Geschlechtsnamens beizubringen, war mir unmöglich; die evangelische Religion abzuschwören, und dafür die römisch-katholische um zeitlichen Gewinnes willen anzunehmen, schien vor Gott

und Menschen unverantwortlich, einen Proceß aber gegen meine dasigen Blutsfreunde anzufangen, war gar nicht rathsam und in Hinsicht auf meine wenigen Mittel sogar gefährlich. Daher nahm ich meine Zuflucht zu meiner Großmutter, in der Hoffnung, daß diese durch ihr Ansehen meine Angelegenheiten auf einen guten Fuß setzen würde; allein diese stand selber auf sehr schwachen Füßen. Die gute Alte war nämlich fast ein Spott ihrer bösen Kinder und Kindeskinder, ihr Vermögen hatte sie bis auf wenige zurück behaltene Goldstücke und Juwelen schon vor etlichen Jahren unter dieselben vertheilt, mußte also meist von der Gnade derselben leben, überdies war sie sehr eifrig katholisch, und sagte mir ausdrücklich: sie könne mich ebenfalls nicht mit gutem Gewissen für ihren Enkel erkennen und sich meiner annehmen, so lange ich mich in meinem irrigen, ketzerischen Glauben befände. Jedoch war sie endlich so mitleidig, mir dreißig Stück Dukaten nebst einem ziemlich kostbaren Demantringe und silbernen Degen zu verehren. Zugleich nannte sie mir den fürstlich sächsischen Hof, an welchem meines Vaters leiblicher Bruder vor vielen Jahren in Diensten gestanden, und rieth mir, dahin zu reisen und zu versuchen, ob noch etwas von meinem väterlichen Erbtheile zu erhalten sei, unterdeß hätte ich Zeit und Gelegenheit zu überlegen, ob ich den Vorschlägen meiner mütterlichen An-

verwandten Folge leisten und ihr Anerbieten benutzen wollte, in welchem Falle ich sehr bald wieder zurückkehren und sie allerseits doppelt erfreuen könnte. Ich freute mich über das empfangene Geschenk nicht halb so sehr als darüber, daß ich nunmehr die Geburtsstadt meines Vaters ausgekundschaftet hatte. Zwar versprach ich, alles wohl zu erwägen, reisete aber doch mit dem Vorsatze ab, mit göttlichem Beistande mein Glück anderweitig zu suchen, und solchen falschgesinnten Blutsfreunden nie wieder unter die Augen zu kommen, noch viel weniger aber sie um eine Beisteuer anzusprechen.

So trat ich denn in der angenehmsten Sommerszeit meine Rückreise an, und erreichte wenige Tage nach Johannis meines seligen Vaters Geburtsstadt. In dieser war indeß mein Geschlechtsname vor wenigen Jahren mit meinem Großvater gänzlich ausgestorben, auch war meines Vaters älteste Schwester nebst ihrem Ehemann bereits todt, die andere aber lebte noch mit einem fürstlichen Secretär in vergnügter Ehe, und hatte mit diesem zwei erwachsene Töchter und eben so viele Söhne. Diese beiden Personen konnten zwar wohl ihrem Stande gemäß leben, hatten aber, allem Anschein und ihrem eigenen Geständnisse nach, wenig übrig, wie sich denn auch vermuthlich dieser Ursachen wegen keine anständige Freier für die sonst ziemlich fein aussehenden und

wohlerzogenen Jungfrauen finden wollten. Zu beklagen war es, daß meine Großeltern nicht mehr bemittelt gewesen, sondern im hohen Alter vor ihrem Ende fast alles zugesetzt, so daß meines Vaters beide Schwestern nach Abzug der Begräbnißkosten kaum hundert Thaler werth an Geräth ererbt hatten. Mein Vetter, der Sekretär, war so redlich, daß er ohne mein Ansuchen augenblicklich für billig erkannte, daß der dritte Theil der Verlassenschaft mir zugehöre, weshalb er sich erbot, mir denselben für sich und seines Schwagers Töchter, deren Vormund er war, auszuliefern. Allein diese Redlichkeit rührte mich so sehr, daß ich nicht nur alles ausschlug, sondern überdies auch meine Vettern und Muhmen mit allerlei Kleinigkeiten beschenkte.

Dieser mein Vetter, als er merkte, daß meine Absichten einzig und allein auf einen Militärposten gerichtet wären, gab sich alle mögliche Mühe, mich davon abzubringen und zu einem ruhigeren Stande zu vermögen. Allein für's erste wußte er nicht, daß mich ein besonderes Liebesverständniß dazu antriebe, und für's andere wurde alle seine Fürsorge, mich bei dem fürstlichen Hofe anzubringen, durch einen Widersacher vereitelt. Es war dies ein Mensch von erbärmlicher Aufführung, seiner Einbildung nach aber ein anderer Richelieu oder Mazarini. Er hatte etwas, wiewol eben nichts sonderlich gründliches, in der Mathesis gelernt,

und verstand aus dem einen oder andern Kupferstiche Risse zusammenzuklauben, sie ziemlich sauber aufs Papier zu bringen, und sie hernach mit pralerischen Gebärden für seine eigene Erfindung auszugeben. Er hielt sich für besonders geschickt, über alle Dinge, die nur vorkommen könnten, treffende Urtheile zu fällen und davon noch vortrefflichere Proben abzulegen; allein beides fiel bisweilen nicht nur höchst unglücklich, sondern oft sogar höchst abgeschmackt aus. Nächstdem war dieser Mensch der Eigenliebe im höchsten Grad ergeben, und da nun aus dieser gemeiniglich ein unerträglicher Hochmuth, und aus diesem wieder nicht selten Pralerei zu entstehen pflegt, so konnte man an diesem Manne eines wie das andere nur zu deutlich wahrnehmen. So wußte er z. B., wie mein Vetter erzählte, mit seinen weißlichen Haaren nicht genug zu haseliren, bald trug er dieselben kraus, bald schlicht, bald steckte er alle mit einander in einen mit glänzen dem Schmelz bekleckten Sammetbeutel, bald knüpfte er sie in einen oder zwei oder drei Knoten, bald ließ er sie auf lächerliche und wunderliche Art in Zöpfe flechten, bald trug er gar eine kohlpechschwarze Perücke, die er zuweilen sehr weiß, zuweilen aber auch vier Wochen lang gar nicht puderte, dann wieder wechselte er, legte sie ab und ließ sein eigenes Haar wieder zum Vorscheine kommen. Anderer Possen, gezwungener Komplimente, affectirter Reden-

arten, Gebärden und Leibesstellungen nicht zu gedenken. Kurz, sein ganzes Wesen verrieth jedem, daß eine große Aehnlichkeit zwischen ihm und denjenigen Kreaturen stattfinde, die im März am meisten zu scherzen pflegen.

Diesem artigen Herrn nun mich adjungiren zu lassen, gab sich mein Vetter bei dem Fürsten die größte Mühwaltung. Da man aber gewisser Ursachen wegen ganz besondere Achtung vor diesem gewandten Herrn hegte, und, damit er sich ja nicht etwa beleidigt fühlen möchte, erst Gelegenheit abwarten wollte, ihm dies mit guter Manier beizubringen, so vermuthete ich, daß mir auf diese Weise die Zeit etwas zu lang währen würde, und da ich mir ohnehin von der ganzen Aussicht wenig versprach, so ließ ich mich bereden, mit dem einzigen Sohne eines vornehmen Ministers noch einmal nach Halle zu gehen, und folgenden Herbst und Winter über noch recht fleißig zu studiren.

Es war dies keine üble Stellung für mich. Denn außer, daß ich für den Privatunterricht des jungen Kavaliers in allem frei gehalten wurde und noch überdies wöchentlich einen Thaler bekam, getrauete ich mir den Winter über mit meinen Instrumenten, und zwar nur zum Feierabende, wenigstens funfzig Thaler zu verdienen. Daher verkaufte ich meine zwei Pferde, den Bedienten aber, weil er sehr treu war, behielt ich bei mir, zumal da ihm der junge Kavalier

Quartier und Kost ebenfalls frei gab, ich also bloß dessen Livree zu bezahlen hatte.

Mit meinem Fräulein Charlotte hatte ich unterdessen, so oft als es möglich war, Briefe gewechselt, und auch von ihrer Seite eine so große Anzahl empfangen, daß ich fast zwei Stunden Zeit brauchte, wenn ich mir das Vergnügen machen wollte, sie alle durchzulesen. Sobald ich mich indeß nur etwas weniges wieder in Halle eingerichtet hatte, trieb das Verlangen, sie einmal wieder zu sehen, mich dahin, dem Herrn von V** meine Aufwartung zu machen. Ich wurde von ihm vermöge seiner angeborenen Güte herzlich empfangen, stattete von meiner Reise, und gehabten Verrichtungen Bericht ab, und hatte das Vergnügen, meinen Engel an dem gewohnten Orte zu sehen und zu küssen. Sie erzählte mir mit Lachen, daß Ferdinand abermals eine Birhmagd, seiner Meinung nach in aller Stille, mit funfzig Thalern abgefertiget habe; dessen ungeachtet, weil sie sich nichts davon merken ließe, begegnete er ihr noch immer mit den vorigen Artigkeiten, und dringe scharf darauf, daß ihre Vermählung noch vor Weihnachten vor sich gehen möchte. Allein sie bliebe beständig dabei, daß sie es längst in ihrem Herzen verschworen habe, vor Ablauf ihres zwanzigsten Jahres einen Mann zu nehmen, und so müsse er sich denn von einer Zeit zur andern aus Noth gedulden.

Zugleich gab mir mein liebes Fräulein einen Verweis darüber, daß ich mich nicht eifriger um eine Officierstelle bewürbe, ja sie kam fast auf die Gedanken, als ob mir an ihrem baldigen Besitze wenig oder nichts gelegen sei. Daher hatte ich genug zu thun, ihr diese Gedanken auszureden, und ihr zu beweisen, daß die jetzigen Friedenszeiten mich so verwirrt machten, daß ich nicht wüßte, unter welche Truppen ich mich begeben sollte. Sie schlug mir hierauf die sächsischen Kriegsdienste vor, da die Sachsen damals eben mit den polnischen Conföderirten in Krieg verwickelt waren, und erbot sich, mich mit zweihundert Thalern an heimlich gesammeltem Gelde und Geschmeide zu unterstützen. Hieran hatte ich einen hinlänglichen Beweis ihrer treuen Liebe, weshalb ich ihr versprach, nur noch bis gegen den Frühling zu verweilen, und dann sogleich meine Reise zu der sächsischen, in Polen stehenden Armee anzutreten.

Dabei blieb es für diesmal; doch hatte ich noch binnen zween Tagen und des Nachts vor dem eisernen Gitter die schönste Gelegenheit, ihr meine freurige Liebe mit beweglichen Worten vorzustellen, welche dann von uns beiderseits mit unzähligen Küssen aufs neue befestigt und versiegelt wurde.

Des Herrn von V** Söhne hatten die Universität Leipzig bezogen, daher konnte ich mich Ehren halber nicht

länger bei dem alten Herrn aufhalten. Ich nahm also für diesmal Abschied, empfing abermals eine Ritterzehrung von sechs Dukaten, und kehrte wieder zu meinem Kavalier nach Halle zurück. Dieser brachte, so wie ich, den ganzen Herbst und Winter sehr fleißig zu. Im Februar des Jahres 1716 aber verkaufte ich alle meine überflüssigen Sachen mit gutem Vortheil, erhandelte abermals ein paar gute Reitpferde, und wartete nur noch auf das Fräulein Charlotte, welche selbst nach Halle zu kommen versprochen hatte. Sie traf endlich in der Mitte des Februar ein, überlieferte mir hundert Thaler baares Geld und für eben so viel allerlei Geschmeide, das ich sehr bequem bei mir führen konnte, und nahm hierauf von mir den zärtlichsten Abschied.

Noch denselben Abend setzte ich einen Brief an den Herrn von B** auf, um ihm mein Vorhaben zu eröffnen und zugleich schriftlich Abschied zu nehmen. Von meinem jungen Kavalier nahm ich gleichfalls sehr gerührt Abschied, empfing von ihm außer dem versprochenen Lohn noch ein schönes rothes Reisekleid nebst dreißig Lüneburgischen Gulden, und reiste sodann mit meinem Bedienten, den ich mittlerweile gut lesen, schreiben und rechnen lernen lassen, wohl versehen und vergnügt die Straße nach Polen zu.

Durch Sachsen und Schlesien war gut reisen, allein als ich den polnischen Grund und Boden betrat, wurde ich

in der einen Stadt von etlichen Lutheranern gewarnet, wohl auf der Hut zu sein, weil es Mühe und Kunst kosten würde, mich bei den dermaligen Unruhen bis in die sächsische Armee durchzustehlen. Allein ich mochte mehr Glück als Verstand haben; denn in der Mitte des Aprils gelangte ich, ohne irgend eine Unannehmlichkeit gehabt zu haben, glücklich bei der sächsischen Infanterie an. Anfangs diente ich bei einem Regiment als Volontair, bekam aber, ehe zwei Monate vergingen, eine erledigte Fähndrichsstelle, und zwar ohne große Kosten, sondern meist aus besonderer Gnade eines großmüthigen Obristen, der meinen ehemaligen schwedischen Obristen genau gekannt hatte.

Mir war bloß leid, daß ich nicht ein oder anderthalb Jahr früher unter die Sachsen gegangen war; denn die wichtigsten Feldzüge waren damals bereits vorüber, und es fielen nur noch allerlei kleine Scharmützel vor, wobei sich dennoch für mich Gelegenheit fand, meine Herzhaftigkeit zu zeigen. Die Beschreibung derselben würde allzu langweilig sein, daher will ich nur soviel hinzufügen, daß, nachdem der Friede zwischen den beiden streitenden Parteien am 1. Februar 1717 in Warschau unterzeichnet worden, ich mit den königlichen Truppen wieder zurück und mein Quartier in Sachsen beziehen mußte. Dies lag etwa vierzehn bis sechzehn Meilen von meiner geliebten Charlotte Aufenthaltsorte

entfernt. Doch da ich nicht sogleich Urlaub bekommen konnte, um ihr einen persönlichen Besuch abzustatten, so mußte ich meine Zuflucht zu meinem Korrespondenten in Halle nehmen, und in dessen Brief ein Schreiben an meinen Engel einlegen. Allein vierzehn Tage darauf erhielt ich von erwähntem Freunde die sichere Nachricht, daß sich meine Schöne nicht mehr bei dem Herrn von B** aufhielte, sondern an einen andern, ihm unbekannten Ort gebracht worden sei.

Mir war hiebei nicht bange; sondern ich meinte, wenn ich nur einen Brief an den alten Herrn von B** und an dessen Söhne schriebe, und mich nach ihrem allerseitigen und beiläufig auch nach Charlottens Befinden erkundigte, so würde wohl einer auf den Gedanken kommen, mir Charlottens Aufenthalt zu melden, zumal da ich mich ihnen dadurch noch mehr zu empfehlen glaubte, daß ich ihnen anzeigte, ich hätte Aussicht, binnen wenigen Wochen eine Lieutenantsstelle zu erhalten. Aber weit gefehlt. Nach Verlauf weniger Tage lief folgender widerwärtige Brief an mich ein.

Monsieur,

und insonders hochgeehrter Herr Fähndrich!

Derselbe nehme mir nicht übel, daß ich auf expressen Befehl meines gestrengen Herrn, des Wohlgeborenen Herrn

von V**, welcher das Jus patronatus in unserem Dorfe hat, diese eigenhändigen Zeilen an denselben absenden thue. Sintemal und demnach es nunmehro leider schon vor etlichen Wochen ans Licht gekommen, daß Er die Wohlgeborene Fräulein Charlotte verführen und, wie vermuthet wird, wohl gar um ihre Fräuleinschaft bringen wollen. Doch sit ferbis fenia, wo ich mich irre, hat es nach dem Ausspruche des Terentius wahl recht geheißen: Tempus omniae padefacit, welches in teutschen Reimen also klingen und lauten thut:

Es ist so kleine nichts gesponnen,
Das nicht kam' mit der Zeit zur Sonnen.

Der Wohlgeborene Herr nebst seiner ganzen Hochadeligen Familie männliches und weibliches Geschlechtes ist grausam erbittert und im Zorne ergrimmet auf ihn, und sogar etliche Bauern selbst wollen das Ding gar nicht billigen, daß Er, als einer, den der gestrenge Herr dem Bettelstabe entrissen und ihn erst zum rechtschaffenen Kerl gemacht hat, ist so undankbar gewesen, und hat aus dem Staube seine Augen an den hochadeligen Sternhimmel gehoben und mit einem solchen Venussterne geliebäugelt. Aber Amor fincit omnia, das heißt: die Liebe ist blind. Ich habe sol-

ches wohl dem gestrengen Herrn auch vorgehalten, allein ich bekam ein zorniger Gesichte, als wenn ich seinen Kettenhund mit einem Steine geworfen hätte. So wahr ich ein ehrlicher Cantor bin, Herr Fähndrich Litzberg, der Junker August und der Junker Ferdinand haben Euch alle beide den Tod geschworen; ich rathe Euch nicht, daß Ihr ihnen auf dem Felde begegnet, denn sie gehen mit unserem jüngsten Junker alle Tage mit der Flinte spazieren herum. Cavete vos, d. h. hütet Euch. Aber doch will Euch noch der gestrenge Herr die Gnade erzeigen und thun, und Euch Euren Kuffert, den Ihr hier stehen gelassen, hinschicken lassen, wo Ihr ihn hin haben wollet. Denn ich habe den Kuffert schon in meinem Hause unter dem Bette stehen, da soll ihn leichtlich kein Dieb hervorlangen, ich will nur wissen, wo ich ihn hinschicken soll, auf der Post oder durch einen Boten, den Ihr aber bezahlen müsset; denn es heißet: ein Arbeiter, also auch ein Bote, ist seines Lohnes werth. Ja ich hätte es bald vergessen, ich soll Euch auch schreiben, daß Ihr nur nicht gedenken sollet das Fräulein Charlotte wiederzusehen, ehe sie einen Edelmann gekriegt hat. Denn eine solche schöne Fräulein soll nun durchaus vor keinen andern Menschen als vor einen Edelmann gewachsen sein, welches auch niemand verdenken wird; denn es heißet: Similis similibus gaudet, auf teutsch:

Gleich und gleich gesellt sich gern,
Eine Quetsch' hat keinen Schlehenkern.

Ich sollte zwar auch noch etwas neues berichten, aber ich weiß nichts sonderliches. Doch ja, vor drei Vierteljahren, da ich Toffel Zaunsteckers Tochter Annen, welche mit Melcher Truthans Sohne Tönnigesen in ein christliches Ehegelöbniß getreten war, in die Brautmesse läuten sollen, fuhr der Klöppel aus der Glocke zum Schallloche heraus, und hat Nachbar Erbs Micheln ein junges Schwein todtgeschlagen. Das war aber nur eines; mir aber sind diesen Winter drei Ferkel auf einmal erfroren, wodurch ich in sehr großes Leidwesen versetzt worden. Doch was hilfts, hodie michi, cras tibe. Mein lieber Sohn ist von dem Hällischen Gymnastio wieder nach Hause gekommen. Er hat zwar nur bis in Quinda gesessen, kann aber mehr als der beste Primaner. Die Leute sprechen nun, ich soll ihn auf die Universität schicken, aber er hats nicht nöthig, ich will ihn lieber mir substiren lassen, denn ich werde doch alle Tage älter. Bin ich in dem Dienste nicht verhungert, wird er auch nicht verhungern. Ich schriebe gern noch etwas mehr, habe aber gewiß und wahrhaftig kein Schnippelgen Papier mehr im Hause, und in der Schenke sind sie schon zu Bette. Wenn ich anfangs was geschrieben habe, das Euch etwa

verdrießen thut, so rechnet es mir nicht zu, denn ich bin ein Mensch, darzu der Obrigkeit unterthan, die hat mirs befohlen, fein teutsch heraus zu schreiben. Fic cur hic, pflegen wir Gelehrten an unsere Studirstuben zu schreiben, und also habe ich thun müssen, was mir der gestrenge Herr befohlen hat, wir bleiben deswegen doch gute Freunde. Ihr habt mir nichts zu Leide gethan, und ich Euch auch nicht. Ein Schelm, der's böse meint. Fale amice, ich verbleibe desselben

Monsieur

und insonders hochgeehrter Herr Fähndrich

dienstwilliger Freund,

N. N.

Cantor und Ludimoderator hieselbst.

Mir wird jeder glauben — fuhr hierauf Herr Litzberg weiter fort, nachdem er uns diesen Brief nochmals vorlesen und uns Zeit lassen müssen, uns von unserem Lachen etwas zu erholen — daß ich über dieses närrische Geschreibe hätte halb toll werden mögen. Ich will mich indeß dabei nicht aufhalten, sondern blos die Anschläge erzählen, die ich Tag und Nacht schmiedete, um den Aufenthalt des Fräulein Charlotte sicher zu erfahren. Der Schulmeister, dem ich in der ersten Wuth, wofern ich ihn bei mir gehabt, den Hals gebrochen hätte, wurde in meinen Augen und Gedanken all-

mählig eine sehr nützliche Kreatur. Kurz, ich dachte am Ende nur darauf, wie ich durch ihn erfahren könnte, wohin man meine Geliebte geschafft habe.

Daher setzte ich mich unverzüglich auf die Post, und richtete meine Reise so ein, daß ich gerade Freitag Abends in dem sächsischen Städtchen eintraf, welches nur noch eine kleine Meile Weges von des Herrn von V** Gute entfernt war. Ich hatte mich mit allem, was ich zu Ausführung meines Vorhabens für nöthig erachtete, sehr wohl versehen. Da ich mit Gewißheit wußte, daß der vertrackte Cantor gemeiniglich des Sonnabends sich einen guten halben Tag in dem Städtchen zu machen pflegte, wenn er nämlich den Communicantenwein von da abholete, und sich bei dieser Gelegenheit recht voll gutes Stadtbier soff, so färbte ich mein Gesicht so schwarzbraun, als es sich schickte, zog einen braunen Rock an, setzte über meine zusammengebundenen Haare eine schwarzbraune liederliche Perücke, legte einen großen schwedischen Degen auf die Schulter, und einen grünen Quersack darüber, band auch einen mit versilbertem Messing beschlagenen Streichriemen vorn an die Brust, und machte also eine Figur, wie ein liederlicher Scheerknecht oder Barbiergeselle. So ging ich denn Vormittags um zehn Uhr des halben Weges auf die Straße, wo ich wußte, daß der Schulmeister herkommen mußte, legte mich hinter ein

Gesträuch, und wartete mit Schmerzen auf dessen Ankunft. Um zwölf Uhr sah ich ihn auch wirklich von weitem gegangen kommen. Ich stand sogleich auf, und ging sachte vor ihm her, weil mir seine Art bekannt war, daß er nämlich sehr neugierig und jeden gern ausfragen mochte. Darin hatte ich mich denn auch wirklich nicht verrechnet; denn er verdoppelte seine Schritte, bis er mich einholte. Auf die Frage: wer ich sei, und wo ich hin wolle? gab ich zur Antwort: ich sei ein ehrlicher Barbiergeselle, eines Schulmeisters Sohn aus Westphalen, und suchte Dienste, aber in keiner kleinen, sondern in einer großen Stadt, weil ich, ungeachtet meiner unscheinbaren Kleidung, etliche zwanzig Dukaten bei mir hätte, die ich ihm auch zeigte, und ihn bat, mich in einen Gasthof zu führen, wo ich eine Stube allein haben könnte. Er erbot sich in allen Stücken zu meinen Diensten, zumal da ich verlauten ließ, es müsse heute ein Dukaten in Wein und Bier vertrunken werden, und wenn ich auch den Nachtwächter zum Zechbruder herzu rufen sollte. Allein der Herr Schulmeister, den ich seit langen Jahren aus- und inwendig kannte, versicherte mich, daß es an Gesellschaftern nicht fehlen würde, und sollte er auch selber einen abgeben. Daher eilten wir fort ins Quartier, wo ich sogleich eine besondere Stube bekam, und zum Willkommen sechs Maaß Wein, eben so viel Bier, nebst andern guten

Bissen, die in der Eil zu haben waren, herbeibringen ließ, die Stubenthür abschloß, und mich mit dem Herrn Schulmeister recht lustig machte. Sobald ich einen halben Rausch bei ihm spürte, rieb ich mein Gesicht mit einem besonderen Pulver ab, und ließ meine Haare, nach abgelegter Perücke, herabfallen, worauf er mich augenblicklich erkannte, und vor Angst nicht wußte, wie ihm geschah. Allein ich erzeigte ihm alle nur ersinnliche Liebkosungen, nannte ihn meinen liebsten Freund und Vater, drückte ihm einen Dukaten in die Hand, trank ihm fleißig zu, und brachte es dahin, daß er mir nicht nur den Aufenthalt meiner geliebten Charlotte, sondern auch alles andere entdeckte, was er von meinen und ihren Umständen wußte. Hierauf legte ich ihm Stillschweigen auf, versprach in Zukunft mich noch erkenntlicher zu beweisen, und ließ ihn bei aufgehendem Monde durch einen mitgegebenen Boten bis vor sein Haus begleiten.

Ich selber nahm noch in derselben Nacht Extrapost, und reisete wieder nach meinem Quartier zu, weil ich nicht länger als auf fünf oder sechs Tage Urlaub genommen hatte. Hier bat ich mir auf einen oder zwei Monate Urlaub aus, mußte jedoch vierzehn Tage warten, ehe mir abzureisen erlaubt wurde. Binnen dieser Zeit schrieb ich einen abermaligen Brief an den Herrn von B**, entschuldigte mich wegen des mir gemachten Vorwurfs, und er-

klärte: es sei gar nichts Unerhörtes wenn ein Fräulein einen Officier heirathete, der zumal die größte Hoffnung habe, sich durch seinen Degen des adeligen Standes vollkommen würdig zu machen; übrigens wolle ich für diesmal die Beleidigung, die mir durch die thörichte Zuschrift des einfältigen Schulmeisters zugefügt worden, aus Rücksicht auf den Herrn von V** verschmerzen, mir aber dabei ausbitten, daß von jungen Edelleuten nicht ungebührlich über mich gesprochen werden möchte, widrigenfalls ich mich genöthiget sehen würde, einen oder den andern auf ein paar Pistolen zu Gaste zu bitten, oder den Verleumder dergestalt zu beschimpfen, daß sich bald zeigen würde, wer das adeligste Herz im Leibe habe.

An meinen werthen Herrn Schulmeister schrieb ich indeß einen andern, sehr verbindlichen Brief, schickte ihm auch noch einen Dukaten, und bat, ihn durch den abgefertigten Expressen mir nicht allein meinen Koffer zu senden, sondern überdies auch noch sonst schriftlich zu berichten, was er etwa damals vergessen hätte.

Herr von V** war so eigensinnig, mir auch auf dieses Schreiben nicht zu antworten, dagegen schrieb mir der Schulmeister desto herzbrechendere Zeilen. Um der Kürze willen will ich indeß bloß noch erzählen, daß ich endlich Er-

laubniß zur Abreise erhielt. Ich hatte bis zu meines Fräuleins Aufenthalt sechs und zwanzig Meilen zurückzulegen, die ich ebenfalls zur Post machte, jedoch nicht weiter als bis in die nächst davorliegende Stadt. Ich kam schnell genug daselbst an, und zwar gerade an einem Jahrmarktstage. Allein wie erschrak ich nicht, als ich beim Absteigen von der Post August und Ferdinand nicht weit von mir vorbeigehen sah, die aber zum Glück meiner nicht gewahr wurden. Rasch griff ich nun nach meiner Büchse, worin die vortreffliche Salbe verwahrt war, wodurch man sich in der Geschwindigkeit zum halben Zigeuner machen konnte, folgte dem Postillion in den Stall, und bestrich mich, so viel als nöthig war, an Gesicht und Händen. Dann ließ ich geschwind meinen Koffer abpacken, zog ein fahles Kleid an, setzte eine braune, gute Perücke auf, und ging eilichst auf dem Markte umher spazieren, wo mir nach einer halben Stunde endlich mein Fräulein Charlotte unter einigen andern adeligen Damen in die Augen fiel. Vor Freude und Bekümmerniß war ich fast halb todt, jedoch, als sie bald nachher in ein großes Gasthaus gingen, vor welchem ihre Kutschen unangespannt standen, schlich ich mich gegenüber in ein Weinhaus, forderte Feder und Dinte, hatte immer ein Auge aufs Gasthaus, das andere aber aufs Papier gerichtet, und schrieb in der Geschwindigkeit ungefähr folgende Zeilen:

Schönstes Fräulein!

Euer getreuster Verehrer F. L. ist hier zugegen, und hat bereits das Glück gehabt, Euch als eine Sonne unter anderen blassen Sternen von ferne zu sehen. Lasset ihn wissen, ob er sich nach den Eurigen nennen darf, oder ob der Sturm, den auch seine Seele aus der Ferne empfunden, die vormalige Gunst gegen ihn aus Eurem Herzen mit der Wurzel gerissen hat. Ich habe zwar Ursache, dies zu befürchten, kann es aber unmöglich glauben, weil mir Euer sonst so beständiges Gemüth stets vor Augen schwebt. Verkürzet daher meine gegenwärtige Pein, entdeckt mich entweder meinem anwesenden Nebenbuhler, der mir den Tod geschworen hat, oder zeiget mir Gelegenheit, wo und wann das Vergnügen, Euch zu sprechen, haben kann der im Posthause verkleidet auf Antwort wartende

bekümmerte und getreue
Litzberg.

Geschrieben war der Brief bald, auch sah ich mein Fräulein nebst anderen Damen gegenüber im Fenster liegen, allein wie ihr der Brief unvermerkt in die Hände zu spielen sei, wollte mir gar nicht einfallen. Endlich trat ein Bursche zu mir herein, und bot mir allerhand Galanteriewaaren zum

Verkauf an. Ich merkte sogleich an seinem ganzen Wesen, daß er ein durchtriebener Schalk sein müsse. Daher zog ich ihn auf die Seite, kaufte für einen Dukaten allerlei nöthige Waaren, zeigte ihm hernach das im Fenster liegende, sehr betrübt aussehende Fräulein, und versprach ihm einen Thaler, wenn er derselben, ohne daß es die andern merkten, diesen Brief einhändigen und ihr heimlich zu verstehen geben könnte, daß er, sobald es ihr gelegen, Antwort abholen würde. Zu diesem Ende gab ich ihm eine kleine Schreibtafel nebst Bleistift mit, die er ihr ebenfalls überreichen, und zur Losung dazu die Buchstaben F. L. schreiben oder aussprechen sollte.

Der lose Vogel war indeß mehr als zu dreist. Er schlich sich ganz leise in das Zimmer, worin die adelige Gesellschaft befindlich war, zupfte das Fräulein heimlich beim Aermel, und da sie sich, ohne daß es die Andern merkten, umwendete, giebt er ihr sofort den Brief nebst der Schreibtafel mit allerlei Gebärden und Winken in die Hände, und bewirkt so viel, daß sie beides stillschweigend verbirgt. Nachher legt er seine Waaren aus, während welcher Zeit Charlotte sich entfernt, endlich wieder zurückkommt, ihm einiges abkauft, und ihm zugleich die Schreibtafel unvermerkt wieder zustellt. Diese brachte er mir zu meinem großen Ver-

gnügen eiligst zurück, denn ich war noch nicht wieder ins Posthaus gegangen, sondern wollte erst im Weinhause abwarten, was ferner geschehen würde.

In der Schreibtafel fand ich folgende Antwortszeilen.

Mein Werthester!

Dies ist wahrhaftig die erste vergnügte Stunde, die ich seit dem zu Halle von Euch genommenen Abschiede wieder empfunden habe. Ihr bleibet, so lange ein Athem in mir ist, dennoch der Meinige und ich die Eurige, und wenn sich auch die ganze Welt dawider setzte. Seid so gütig, und verziehet im Posthause noch etwas. Morgen in aller Frühe wird mein Bruder mit seinem widerwärtigen Gefährten abreisen, gegen Abend aber sollet Ihr von meinem treuen Mädchen fernere mündliche und schriftliche Nachricht empfangen. Lebet wohl, mein Herzensschatz, ich bin

Eure getreue
Charlotte.

Niemals habe ich einen Thaler mit größerem Vergnügen ausgegeben, als denjenigen, welchen mein glücklicher Liebes-Courier, nämlich der Galanteriehändler, damals von mir empfing. So lange indeß meine Augenlust sich noch am Fenster blicken ließ, ging ich nicht von der Stelle, sondern

wartete so lange im Weinhause, bis sie sich endlich in den Wagen setzte und davon fuhr. Dann erst ging ich ins Posthaus zurück, und brachte meine Zeit unter Liebesgedanken hin, bis den folgenden Tag fast gegen Abend Charlottens treue Dienerin mir folgende Zeilen überbrachte:

Mein Geliebter!

Folget der Ueberbringerin dieses, meinem getreuen Mädchen, ohne Scheu nach dem Orte, wo sie Euch hinführt, damit ich das Vergnügen habe, Euch auf einige Stunden zu sprechen. Nehmet mir unterdeß nicht ungütig, daß ich für jetzt nicht weitläuftiger geschrieben; denn eine gute Freundin hat mich sogar bei nächtlicher Weile an diesem so angenehmen Geschäft gehindert. Meine Peiniger sind fort. Adieu, mon coeur!

---

Um dieser erfreulichen Botschaft Folge zu leisten, begab ich mich bei anbrechender Abenddämmerung mit meiner Führerin auf den Weg, und wurde, nachdem wir eine starke Stunde Weges zurückgelegt, durch einen Bauergarten in ein geringes Haus geführt, woselbst mich ein alter siebzigjähriger Bauersmann nebst einer gleichfalls sehr alten Bauersfrau nach ihrer Art sehr höflich und freundlich bewillkommte. Mein Engel stellte sich um die Mitternachtszeit ebenfalls daselbst

ein, fuhr aber erschrocken zusammen, da sie statt meiner von einem Zigeunerähnlichen, schwarzbraunen Perückenhanse empfangen wurde. Jedoch ließ ich sie nicht lange in dieser Verwirrung, sondern stellte durch Kraft meines Pulvers und etwas warmen Wassers meine natürliche Gestalt wieder her, die, nach Ablegung meiner Perücke, sich wieder ganz ähnlich wurde.

Wir belachten hierauf diesen Scherz eine Weile, ließen die alten Leute bei dem Gedanken, daß ich wohl ein halber Hexenmeister sein möchte, und fingen nachher in ihrer Gegenwart unsere Unterredung in französischer Sprache an. Hier erfuhr ich nun, daß unser geheimes Liebesverständniß durch niemand anders, als durch Charlottens eigenen Bruder entdeckt und verbreitet worden. Dieser liederliche Wildfang hatte nämlich einst durch einen Ritz in Charlottens Stube geguckt und gesehen, wie sie mit weinenden Augen einige aus ihrem Kästchen hervorgelangte Briefe las, diese nachher wiederholt küßte und dann wieder aufs sorgfältigste verwahrte. Da nun Ferdinand gleichfalls ein Zeuge davon gewesen, so gingen sie mit einander zu Rathe, erbrachen einst unter der Kirche Charlottens Stube und Kästchen, fanden alle meine Briefe nebst den meisten Abschriften ihrer Antworten, und zeigten dieselben, um Charlotten recht zu beschimpfen, zuerst allen Leuten, und zuletzt auch dem Herrn von B**.

Was die gute Charlotte deshalb vor Verdruß und Unannehmlichkeiten auszustehen gehabt, und wie es über mich Armen hergegangen, ist leichter zu vermuthen als zu erzählen. Ferdinand, dessen Liebe deshalb nicht erlosch, sondern nur noch mehr Nahrung erhielt, weil er nunmehr versichert war, daß Charlottens Herz für Liebe empfänglich sei, hoffte von diesen Umständen für seine Person großen Vortheil zu ziehen. Allein Charlotte faßte einen Heldenmuth, und erklärte frei heraus, daß sie tausendmal eher einen gemeinen Soldaten von guter Aufführung, als einen solchen Edelmann, wie er sei, heirathen wolle.

Herr von V** nahm sich dies zu Herzen, und da er Charlotten von Jugend auf nicht viel weniger als seine eigenen Kinder geliebt, so erlaubte er zwar, daß sich Ferdinand noch ferner um sie bemühen könnte, gab indeß dabei zu verstehen, daß er das Fräulein zwar zu keiner Heirath zwingen, doch aber bei seinen Lebzeiten nie erlauben werde, daß sie mich oder einen andern, der nicht adeliges Herkommens sei, zum Manne nehmen dürfe.

So wurde nun die liebe Charlotte auf allen Seiten, und zwar von ihrem leiblichen Bruder am meisten gedrängt, bis endlich die Nachricht von dem Rückmarsch der sächsischen Truppen einlief. Meine Beförderung war ihnen bereits bekannt, und sie befürchteten daher nicht ohne Grund, daß es

Händel geben könnte, weshalb sie Charlotten bei guter Zeit zu einer ihrer Anverwandten im Anhaltischen fortschafften. Allein die guten Leute hatten ihre Sache dennoch nicht klug genug angestellt, weil ich, wie bereits erzählt ist, gar bald alles auskundschaftete. Ferdinand und August hatten Charlotten einmal überraschen und ausforschen wollen, ob sie etwas weiter über mich vernommen, oder ob ich mich etwa in der Gegend gezeigt habe, zugleich hatten sie ihr vorgeschwatzt, ich hätte Regimentsgelder untergeschlagen, weshalb mir der Degen vom Steckenknecht vor dem Knie zerbrochen, um die Ohren geschlagen, und ich selber als ein Schelm vom Regiment gejagt worden sei. Indeß auch hierin war es ihnen fehl gegangen, und es gelang mir, meine Feinde damals und nachher öffentlich zu Schanden zu machen; denn mein von dem General eigenhändig unterschriebener Reisepaß konnte diesmal Charlotten, meinen Degen und meine Pistolen aber späterhin allen Andern das Gegentheil erweisen.

Auf diese Art wurde die Zeit unseres ersten Wiedersehens mit lauter ernsthaften Gesprächen zugebracht. Da ich indeß meinen treuen Engel inständig bat, mir wenigstens noch zweimal an diesem Orte eine nächtliche Zusammenkunft zu gönnen, um unsere ferneren Maßregeln zu überlegen, so ward mir das erwünschte Vergnügen, meine Rosenlippen auf die ihrigen zu drücken. Außer diesem aber wurde von beiden

Theilen die strengste Züchtigkeit beobachtet; denn Charlotte besaß in Wahrheit ein vollkommen tugendhaftes Gemüth, und ich hätte lieber sterben, als mich durch das geringste Zeichen eines unzüchtigen Verlangens bei ihr verdächtig machen wollen. Wir verabredeten hierauf, daß ich fleißig an sie schreiben möchte, jedoch unter einer ganz fremden Aufschrift des Briefes; die Briefe sollte ich ohne Scheu an den Postmeister des ihr zunächst gelegenen Städtchens befördern, den sie zur Sicherheit auf ihre Seite ziehen und ihm einbilden wolle, daß eine ihrer Basen ein geheimes Liebesverständniß mit einem gewissen Kavalier habe, worin Charlotte Unterhändlerin sei. Auch über die Veränderung des Namens und Petschafts nahmen wir völlige Abrede, und nachdem sie mir abermals hundert Thaler baar Geld angeboten, was ich ohne Noth nicht annehmen wollte, sondern ihr im Gegentheil eine in Polen erbeutete goldene Uhr nebst einem kostbaren demantenen Kreuze verehrte, nahmen wir, um keinen besorglichen Verdacht zu erwecken, von einander Abschied. Die guten ehrlichen Bauersleute empfiengen für ihre gehabte Beschwerlichkeit von mir einen Dukaten, worauf ich mit der Post wieder in mein Standquartier zurückreisete.

Ich merke — fuhr Herr Litzberg in seiner Rede weiter fort — daß ich meine Liebeshändel Ihnen, meine Herren, zu Ihrer Unlust etwas zu weitläuftig erzähle, indeß ich werde

mich im Rest derselben etwas mehr der Kürze befleißigen, wofern Sie sich bemühen wollen, mir noch ein halbes Stündchen zuzuhören."

Der Altvater versetzte hierauf: „Herr Litzberg, Ihr macht mir diesen Abend eine besondere Ergötzlichkeit. Ich gestehe, daß ich eine dergleichen Geschichte von Eurer sonst so stillen Gemüthsart nicht erwartet hätte. Nunmehr aber habt die Güte fortzufahren, denn mich verlangt, das Ende abzuwarten, sollte ich mir auch von meinem gewohnten Schlafe abbrechen." Worauf Herr Litzberg seine Geschichte folgendermaßen fortsetzte:

„Das Glück war mir in so weit günstig, daß ich zu Ende des Jahres 1717 eine Lieutenantsstelle erhielt, und mir daneben durch meine Kenntnisse in der Matheſis nicht nur einige vornehme Gönner, sondern in Kurzem auch noch dreihundert Thaler erwarb, so daß ich um Ostern des Jahres 1718 ein Kapital von achthundert Thalern baar beisammen, und überdies meine Equipage im besten Stande hatte.

Mittlerweile ging der Briefwechsel mit meinem lieben Fräulein nach Wunsche von Statten. Als ich nun eben im Begriff war, eine neue Reise zu ihr anzutreten, lief die ängstliche Nachricht von derselben ein: Herr von V** habe einen Kavalier, Namens A. W. v. P**, als Bräutigam zu ihr gebracht, und weil sie gegen diesen nichts einwenden können,

sei sie gezwungen worden, sich mit ihm zu verloben, doch so, daß ihr Vormund ihre Hand mit Gewalt in des Kavaliers Hand gelegt und, da sie sich geweigert, das Jawort zu geben, er statt ihrer Ja gesagt habe. Binnen vierzehn Tagen sollte sie wieder zurück auf des Herrn von V** Güter gehalt werden, wollte ich sie demnach nicht auf ewig verlieren, so müßte ich eiligst Anstalten zu ihrer Entführung machen.

Unter solchen Umständen war nun nicht lange zu zaudern. Daher setzte ich mich, ohne Urlaub zu nehmen, noch denselben Abend mit meinem Bedienten zu Pferde, und jagte binnen dritthalb Tagen zu dem treuen Postmeister. Dort traf ich sogleich Anstalten, daß meine Charlotte von meiner Anwesenheit Nachricht erhielt. In der nächstfolgenden Nacht sprachen wir einander, und verabredeten, nachdem wir Alles wohl eingeleitet haben würden, in der dritten Nacht die Flucht zu ergreifen, zu welchem Behuf ich nicht weit von dem Dorfe eine Extrapost hinbestellte und meine und ihre Sachen darauf bringen ließ. Es ging auch wirklich Alles glücklich von Statten, und ich brachte auf diese Weise meine Geliebte glücklich zu dem Manne der Schwester meines Vaters, nämlich zu dem oben erwähnten Sekretair. Dieser hatte kaum den ganzen Handel ruhig überlegt, als er uns unter andern auch den nicht übeln Rath ertheilte: wir möchten an irgend einen sichern Ort hinreisen und uns daselbst von einem

römischkatholischen Priester kopuliren lassen, weil wegen des scharfen Verbots kein lutherischer es wagen würde; auf diese Weise würde der größte Anstoß gehoben, und wegen des Uebrigen könnte später ein Vergleich mit unsern hochadeligen Verwandten getroffen werden.

Wollte Gott, meine Charlotte hätte sich entschließen können, diesem gegebenen Rathe zu folgen. Allein sie war nicht zu bewegen, sondern wendete vor: da ich nunmehr dem Herrn von V** Trotz bieten und seine Einwilligung mit Gewalt zu erlangen hoffen könnte, dürfte ich mich ja nur bemühen, ihn durch verstellte Unterwürfigkeit zu meinem Willen zu bewegen; auf diese Weise hätten wir erst keine anstößige Trauung nöthig, und könnten selbst, im Fall er sich weigern sollte, dennoch thun, was wir wollten, zumal da sie sich ja in Sicherheit befände, und unmöglich ausgeforscht werden könne.

Ich sah mich genöthigt, meiner Gebieterin zu gehorchen. Daher reisete ich in ein unweit der Güter des Herrn von V** gelegenes Städtchen, und suchte von da aus durch Briefe und durch einen abgesandten, sehr klugen Advokaten die Sache in's Reine zu bringen; indeß Alles war vergebens. Statt der Antwort ließ man mir die ärgsten Injurien sagen, unter denen mich nichts so sehr verdroß, als daß ich ein Bettler, barmherziger Officier und Fräuleinräuber genannt wurde,

und daß ich den Spitzbuben Geld gegeben, das Fräulein Charlotte zu entführen. Ja, Ferdinand hatte in Gegenwart des Herrn von P** und einiger Anderer von Adel noch behaupten wollen: ich sei als unehrlich von dem Regiment weggejagt worden. Nun war zwar der von P** so klug gewesen, in diesem Stück das Gegentheil zu erweisen, dagegen hatte er desto mehr meinen Stand und Character auf das Verächtlichste durchgezogen. Da nun dies Alles schon den folgenden Tag von andern Edelleuten, die sich aus meinem Umgange ein Vergnügen machten, mir wiedererzählt wurde, setzte ich sogleich ein Ausforderungsschreiben auf, welches ich eigenhändig schrieb und unterschrieb, und einem jeden der Beiden durch zwei junge Kavaliere überschickte, die sich nicht allein zu Ueberbringern, sondern auch zu meinen Secundanten erboten:

Verwegene Massette!

Sobald ich vernommen, daß Deine verruchte Zunge meine Renommée auf's Empfindlichste angetastet, hat meine Hand die Feder ergriffen, Dir zu melden, daß ich die Auslegung Deiner boshaften Reden nicht anders als durch den Resonanz des Degens oder der Pistolen zu hören und zu sehen verlange. Hast Du demnach nur etwa ein halbes Quentchen adeliges Blut im Leibe, — woran freilich zu

zweifeln Ursache vorhanden ist — so zeige Dich morgen früh um vier Uhr auf dem . . . . Platze, woselbst einen Cujon nach dem andern abzufertigen oder aus Liebe zu der schönen Charlotte sein Leben zu lassen gesonnen ist

der Lieutenant
Friedrich Litzberg.

Am folgenden Morgen machte ich mich also mit zwei Secundanten und eben so vielen adeligen Zuschauern auf, und traf anstatt des von P**, der schon verreiset war, Charlottens Bruder August an, der sich für seine Person den Degen gewählt hatte, während Ferdinand dagegen Lust bezeigte, Kugeln zu wechseln. Es wurde nunmehr wenig Federlesens gemacht. August, der sein Heil zuerst versuchen wollte, wurde mit einem sehr gefährlichen Stiche in die Seite bezahlt, Ferdinand aber erstickte an meiner zweiten Pistolenkugel, die ihm gleich über der Brust die Luftröhre abriß. Demnach hielt ich es nicht für rathsam, länger in dieser Gegend zu verweilen, sondern beschleunigte meine Reise, um Charlotten meine Begebenheiten selber mündlich zu hinterbringen. Indeß vier Tage nachher war ich so unglücklich, mit dem Pferde zu stürzen, und mir die Rippen der linken Seite dermaßen zu zerschellen, daß ich vor grausamen Seitenstichen und Schmerzen auf keiner Stelle liegen bleiben, viel

weniger das Reisen fortsetzen konnte, sondern vier volle Wochen auf meine Kur wenden mußte. Meine zwei Secundanten, welche ein paar junge herzhafte sächsische Edelleute waren, verließen mich nicht in dieser Noth, sondern blieben bei mir, bis ich völlig kurirt mich wieder auf den Weg machen konnte, ja sie reiseten mit mir bis zu meinem Vetter, woselbst ich Charlotten unfehlbar noch anzutreffen meinte. Allein zu meiner größten Bestürzung mußte ich erfahren, daß Herr von P** Charlottens Aufenthalt ausgekundschaftet, die Auslieferung derselben von dem regierenden Landesherrn durch unterthänigste Vorstellungen erhalten, und endlich den Kavalier von P** abgeschickt hätte, um seinen kostbaren Schatz abzuholen und zu führen, wohin ihm beliebte. Dieser war nun erst gestern Mittags auf einem bequemen Wagen in aller Sicherheit davon gefahren, weil er muthmaßte, ich sei landflüchtig geworden, und so werde ihm Niemand weiter etwas in den Weg legen.

Zu meinem vermeinten größten Glücke aber fand sich Jemand, der mir den von ihm eingeschlagenen Weg genau bezeichnete. Sogleich setzte ich mich nun, ohne den Rath meines Vettern anzuhören, nebst meinen beiden Gefährten, die gleich mir junge Wagehälse waren, eiligst wieder zu Pferde, ritt von dannen, nahm, um Tag und Nacht hindurch desto rascher nachzukommen, aller Orten frische Pferde, und er-

reichte endlich am fünften Tage auf hessischem Grund und Boden den Wagen, worin Charlotte neben dem von P**, ihr Mädchen aber rückwärts saß. Ich befahl dem Kutscher still zu halten, und rief: „Heraus aus dem Wagen, Herr von P**, und überlasset mir meine Braut, mit welcher ich seit längerer Zeit verlobt bin, oder greift zum wenigsten nach Euren Pistolen.“ Nun ritten zwar drei handfeste Kerle hinter dem Wagen her; allein meine beiden Gefährten und die Diener hatten ein scharfes Auge auf alle ihre Bewegungen. Der von P** aber sagte zu Charlotten: „Mein Engel, kennen Sie diesen Herrn?“ — „Warum nicht?“ erwiederte sie; „es ist ja wirklich mein Schatz, mein Lieutenant Litzberg.“ Hierauf sprang er aus dem Wagen, und rief: „Ha, ha, mein Herr! so ist's doch wohl billig, daß wir um die Braut tanzen!“ Mit diesen Worten bestieg er sein Reitpferd, welches ein Kerl an der Hand führte, ergriff seine Pistolen, und streifte auf den ersten Schuß meinen linken Arm mit einer blutigen Wunde; ich dagegen traf ihn, als sich eben sein Pferd etwas ungeschickt wendete, dermaßen durch den hohlen Leib, daß er an seinem baldigen Tode zu zweifeln wenig Ursache haben mochte. Dessen ungeachtet hatte der verzweifelte Mensch noch die Kraft, sein zweites Pistol zu spannen, zielte schändlicher Weise damit auf Charlotten, und jagte diesem irdischen Engel augenblicklich eine Kugel durch die rechte

Brust, so daß sie sogleich ohnmächtig vor sich nieder auf ihr Mädchen fiel. Der von P** sank ebenfalls vom Pferde, während er seinen Leuten zurief: „Schießt zu, gebt Feuer, rächet meinen Tod!“ Doch von seinen Leuten unterstand sich kein einziger, eine Hand zu erheben, ihre Pistolen aber ließen sie ohne Widerrede sich von meinen Leuten abnehmen, in die Luft abfeuern, und die Steine davon abschrauben. Während dieser Zeit brachte ich die in traurigem Zustande befindliche Charlotte mit Beihülfe ihres Mädchens wieder dahin, daß sie noch einmal die Augen aufschlug, und mich mit folgenden Worten anredete: „Ich sterbe, mein Litzberg, und zwar durch Mörders Hand. Gott hat nicht gewollt, daß unsere Leiber so wie die Gemüther vereinigt werden sollten; daher fasset Euch in Geduld. Habt Dank für Eure treue Liebe, und nehmet diese Stücke zurück, damit sie nicht in fremde Hände kommen.“ Bei diesen Worten zog sie alle ihre Ringe von den Fingern, band das Demantkreuz vom Halse ab, und langte die goldene Uhr so wie auch ihren Kofferschlüssel hervor, welchen letzteren sie ihrem Mädchen gab, mit dem Befehl, ihre rothe gestickte Sammettasche aus dem Koffer zu langen. Dies geschah denn auch sogleich, und so überreichte mir das treue Herz nebst den eben erwähnten Kostbarkeiten auch diese Tasche, worin etliche Kleinodien nebst sechs und funfzig Dukaten staken, indem sie noch Folgendes

hinzu setzte: „Kränket mich nicht, mein Engel, mit Verschmähung dieser Kleinigkeiten, die ich in keinen andern als in Euren Händen wissen will. Zu meinem Begräbniß und für meine Getreuen wird sich noch hinlänglich Geld und Geldes Werth in meinem Koffer finden. Lebet wohl, und gedenket zuweilen an Eure getreue Charlotte, die Euch bis in den Tod geliebt hat.“ Bei diesen letzten Worten war mir, als müßte ich ganz verzweifeln, auch nahm ich Dinge vor, die man sonst wohl an Rasenden, aber nicht an vernünftigen Christen wahrzunehmen pflegt. Als nun aber Charlotte mich um Gottes, ihrer Seelen Seligkeit und getreuer Liebe willen bat, daß ich doch dies unglückliche Verhängniß mit mehr Standhaftigkeit ertragen, ihre Schmerzen nicht vergrößern, sondern ihr die wenigen Augenblicke, die sie noch zu leben habe, einige Ruhe gönnen möchte, damit sie sich in ihrem Herzen mit Gott versöhnen und zu einem seligen Sterben anschicken könne, wollte ich sie an den nächsten Ort fahren lassen; allein sie verlangte, daß wir ihr aus dem Wagen unter einen schattigen Baum helfen sollten, wo sie ein wenig ausgestreckt liegen könnte. Wie nun dies geschehen war, und ich ihr Haupt auf meinen Schooß gelegt, sie selber aber eine gute halbe Stunde in stillem und eifrigem Gebet zugebracht hatte, begann sie auf's Heftigste Blut auszubrechen, und gab

bald darauf mit fest zusammengefaltenen Händen ihren Geist auf." —

Bis hieher hatte Herr Litzberg während seiner Erzählung noch ziemlich seine Fassung behalten; doch nunmehr traten ihm auf einmal Thränen in die Augen, so daß er eine Weile inne halten mußte, ehe er seine Rede weiter fortzusetzen vermochte.

„Sie werden, meine Herren," — fuhr er endlich wieder fort — „leicht selber abnehmen können, wie mir elendem und alles Trostes beraubtem Menschen damals zu Muthe gewesen. Der von P** hatte sich einige Minuten eher als meine Charlotte verblutet, mithin zu gleicher Zeit mit ihr die Bitterkeit des zeitlichen Todes überstanden. Ob ihn vor seinem Tode diese Mordthat gereuet hat, weiß ich nicht; denn ich habe kein Wort weiter aus seinem Munde gehört. Doch soll er zu seinem Diener, der ihm die Wunde zustopfen wollen, gesagt haben: „Laß mich in Ruhe, es ist Alles umsonst, ich muß sterben."

Ich für meine Person wollte durchaus den entseelten Körper meiner Geliebten in das nächste Dorf oder die nächste Stadt begleiten, und daselbst zur Erde bestatten lassen; allein meine beiden Kameraden wandten allen Fleiß an, mich daran zu hindern und zu einer schleunigen Flucht zu bereden. Selbst

die Diener meines entleibten Nebenbuhlers sagten: „Ach, mein Herr, rettet in Gottes Namen Euer Leben durch die Flucht, denn uns wird mit Eurem Blute wenig gedienet sein. Wird man Eurer hier zu Lande einmal habhaft, so sieht es um Euren Kopf sehr gefährlich aus.“ Endlich gewann ich, obwohl mit großer Mühe, einige Fassung, zog das Mädchen meiner seligen Geliebten bei Seite, gab derselben in der Eile und Verwirrung einige Rathschläge, und bat sie, wenn ihrer Gebieterin der letzte Liebesdienst geleistet worden, meinem Vetter Bericht von ihren Verrichtungen abzustatten. Hierauf küßte ich zuletzt noch unzählige Mal den erblaßten Mund und die Hände meines liebsten Engels, setzte mich dann auf inständiges Andringen mit meinen Begleitern zu Pferde, und suchte eiligst über die Gränze dieses mir so verhaßten Landes zu kommen.

Wir hielten uns in keinem Quartier ohne Noth lange auf, bis endlich die berühmte Stadt Straßburg erreicht war. Von hier aus schrieb ich an meinen Vetter, den Secretair, berichtete demselben das mir zugestoßene Unglück mit allen Umständen, und bat, im Fall meiner seligen Fräulein Bediente bei ihm anlangen sollten, möchte er mir die von ihnen eingezogenen Nachrichten sogleich melden, weil ich an erwähntem Orte bis zum Eintreffen seiner Antwort verziehen wolle. Vier Wochen nachher erhielt ich sein Antwortschrei-

ben und erfuhr, daß kein Mädchen zu ihm gekommen, sondern daß diese vermuthlich des nächsten Weges nach ihrer Heimat gereiset sei, mittlerweile habe er so viel vernommen, daß sowohl mein seliges Fräulein als auch der Körper des entleibten von P** in eine kleine Dorfkirche vor den Altar neben einander begraben worden, welches Glück ich dem Störer meiner Lebensfreude freilich nicht gönnte. Uebrigens hatte mein Vetter auch noch ausgekundschaftet, daß meine Angelegenheiten beim Regiment sehr übel ständen, da ich ohne Urlaub hinweggereiset und noch dazu so blutiges Unheil angerichtet. Sein Rath war demnach, daß ich die sächsischen, brandenburgischen, anhaltischen und angränzenden Länder vermeiden, ja lieber mein Glück außerhalb des römischen Reiches suchen und die zurückgelassenen Sachen vergessen möchte.

Dieser Rath war unter den dermaligen Umständen der beste. Ich nahm daher von meinen beiden Begleitern, die sich zurück in kaiserliche Garnisondienste begeben wollten, Abschied, und reisete mit meinem Diener nach Paris, wo ich ihn bei einem vornehmen deutschen Herrn als Bedienten anbrachte, und zugleich mich selber in dessen Dienste unter dem Titel eines Reisesecretairs begab. Dieser mein neuer Herr war so eben im Begriff, incognito fremde Länder zu besuchen, daher ich das Glück hatte, alles Merkwürdige mit zu sehen, ohne weiter Arbeit zu haben, außer daß ich seine Rechnun-

gen über Einnahme und Ausgabe, desgleichen ein genaues Tagebuch zu führen hatte. Wir besahen demnach zuerst Frankreich, dann Italien, Spanien, Portugal, England, und zuletzt die spanischen Niederlande, in welchen Ländern wir allerlei Merkwürdigkeiten in Augenschein nahmen, und manche Abenteuer hatten, die ich bei Gelegenheit aus meinen Tagebüchern mittheilen werde.

Als nun mein hoher Principal nach Besichtigung der vorzüglichsten Städte in Holland, Brabant und Flandern seine Rückreise antreten wollte, bat ich unterthänigst um meine Entlassung. Nun wußte er zwar wohl die Ursache, warum ich mich nicht wieder nach Deutschland wagen wollte, und versprach sich mit seinem Ansehen in's Mittel zu legen und keine Kosten zu sparen, um mir Ruhe und Sicherheit zu schaffen; allein der deutsche, für mich so unglückselige Boden war mir nun einmal zuwider geworden, und da ich seit dem Tode meiner Geliebten keine fröhliche Stunde mehr gehabt, so fürchtete ich, daß sich mein stilles Wesen endlich wohl gar in eine wirkliche Schwermuth verwandeln könnte, wenn ich den Schauplatz meines Unglücks aufs Neue beträte. Sonach bekam ich denn, außer meinem ehrlichen Abschiede, eine Summe von vierhundert Thalern theils verdienten, theils geschenkten Geldes, mit welchem ich mich auf die Reise machte, um noch die beiden nordischen Reiche, Dänemark und Schweden, zu

besehen, und zu versuchen, ob ich dort etwa eine Linderung meiner Schmerzen finden könnte.

Im Junius des Jahres 1722 kam ich also in Kopenhagen an, und miethete mich auf dem neuen Königsmarkte ein. Doch binnen wenigen Tagen wurde ich einem berühmten Mathematicus bekannt, und von ihm in sein Haus aufgenommen, um seinen funfzehnjährigen Sohn in der französischen Sprache und im Kunstzeichnen zu unterrichten. Da sich nun in Kurzem noch einige andere Schüler dazu fanden, so konnte ich außer meiner Kost und anderweitigen Bequemlichkeit bloß durch das Informiren jährlich mehr als hundert und funfzig Thaler verdienen. Ueberdies blieb mir noch Zeit genug übrig, auf dasiger Universität meine Kenntnisse wieder aufzufrischen und zu erweitern, und die vortreffliche öffentliche Bibliothek, worin ich besonders des berühmten Mathematicus Tycho de Brahe und Anderer mathematische Schriften fleißig durchsuchte, zu benutzen. Diese ist in einem runden Thurme verwahrt, auf den man von unten bis oben mit Wagen und Pferden fahren kann. Der Eingang in die Bibliothek ist wöchentlich zweimal erlaubt. So lange ich frei und ungebunden leben konnte, war mein Sinn noch ziemlich vergnügt, außer wenn ich zuweilen mit meinen Gedanken auf meine gehabten Unfälle gerieth, und mich ganze Nächte mit dergleichen traurigen Grillen herum schlug. Allein

als mir einige, nicht eben übel gesinnte Freunde das Seil über die Hörner werfen und mich durch eine Heirath mit einer von meines Patrons Töchtern in ein ansehnliches und einträgliches Amt ziehen wollten, verging mir auf einmal alle Lust, länger in Kopenhagen zu bleiben. Ich nahm daher plötzlich Abschied, und war Willens, nach Stockholm zu reisen; indeß ließ ich mich von einem guten Freunde nachmals bereden, mit ihm über Lübeck eine Reise nach Amsterdam anzutreten, welche schöne Stadt ich doch schon vor drei Jahren gesehen hatte. Dieser gute Freund war Niemand anders als Herr Plager, mit dem ich, wegen seiner besondern Geschicklichkeit in Verfertigung mathematischer Instrumente, seit zwei Jahren her eine genaue Freundschaft geschlossen hatte.

Unterweges, nämlich in Lübeck, geriethen wir als Reisende in die Bekanntschaft des Herrn Kapitain Wolfgang, und setzten unsere fernere Reise in seiner angenehmen Gesellschaft fort. Nachdem uns derselbe Manches von seinen wunderbaren Begebenheiten, und wir unsererseits ihm das Meiste von unseren Lebensschicksalen erzählet, machte er uns endlich mit guter Manier den Vorschlag: da wir beiderseits wenig Vergnügen in Europa zu finden meineten, so riethe er uns, in seiner Gesellschaft die Reise in einen anderen Welttheil vorzunehmen; kämen wir glücklich an den Ort, wohin er ge-

dächte, so könnten wir uns binnen zwei oder drei Jahren entweder zum beständigen Dableiben, oder zur Rückreise entschließen, und vollkommen versichert sein, daß er einem Jeden für jedes Jahr tausend Thaler baares Geld geben und auch unsere Rückreise befördern wolle.

Ich kann nicht leugnen, daß Herrn Plager und mir diese vortheilhaften Vorschläge anfangs etwas verdächtig vorkamen. Wir baten uns also Zeit zur Ueberlegung aus. Indeß nachdem wir Herrn Wolfgang genauer kennen gelernt, wurde endlich das Abkommen völlig abgeschlossen, ehe wir noch nach Amsterdam kamen. Daselbst aber legten Plager und ich, außer den tausend Ducaten, die uns Herr Wolfgang zu Anschaffung von allerlei Kunst- und Handwerkszeuges auszahlte, unser ganzes Vermögen an eben dergleichen Sachen, so wie auch an nützliche Bücher und andere Bedürfnisse, die wir mit unseren Personen glücklich hierher auf diese schöne Insel gebracht haben, auf welcher mein Herz seine völlige Zufriedenheit wiedergefunden hat."

---

Als Herr Litzberg seine Erzählung geendigt hatte, dankten wir ihm für das uns gemachte Vergnügen, und wünschten ihm für die Zukunft alle mögliche Gemüths- und Leibesruhe. Hierauf wollten wir, da es schon sehr spät geworden, von Herrn Wolfgang und seiner geliebten Ehegattin Abschied

nehmen und nach der Burg zurückfahren; allein beide hatten sowohl für den Altvater als für uns in einem anderen Gemache das trefflichste Nachtlager zubereiten lassen. Der Altvater ließ sich daher zum Dableiben bereden, und fuhr erst den folgenden Tag nach eingenommenem Frühstück wieder nach Hause zurück.

Kurze Zeit nachher wurde der Bau unseres neuen Gotteshauses vollendet, und da mehrere der neu angekommenen Europäer bei dem Altvater um die Erlaubniß bäten, sich auf der Insel verheirathen und häuslich niederlassen zu dürfen, so wurde die neuerbaute Kirche nicht lange darauf von Herrn Magister Schmelzer durch feierlichen Gottesdienst und durch die Trauung von mehr als zwölf Brautpaaren eingeweiht. Nach Vollendung dieses Baues schritten die meisten und besten Holzarbeiter zur Errichtung einer Mahlmühle. Der Altvater sah nebst mir diesem Baue fast alle Tage zu, wenn die Luft gegen Abend etwas kühl zu werden begann, besuchte auch dann und wann die Seinigen in den anderen Pflanzstädten.

Eines Tages, da uns Herr Kramer eine Menge vortrefflich großer Zuckerschoten gesendet hatte, kam dem Altvater die Lust an, dieses guten Hauswirths wohl angelegten Küchen- und Lustgarten in genaueren Augenschein zu nehmen. Daher reiste er mit Herrn Wolfgang, Litzberg und Andern

hinunter nach Albertsraum in dessen Wohnung, und traf denselben bei seiner Maria Albertina in einer schönen, mit großen Kürbisranken bedeckten Laubhütte sitzend an, wo sie den Saft aus etlichen heilsamen Kräutern und Blumen presseten, um denselben sodann zur Arzenei zu gebrauchen. Dessen ungeachtet war fast in einem Augenblicke Alles in Bereitschaft, um uns als seine angenehmsten Gäste auf's Beste zu bewirthen. Besonders schmeckte sein Getränk sehr angenehm, und hatte dabei die Eigenschaft, daß es keine Ungelegenheit im Leibe oder Kopfe verursachte; daher saßen wir denn sehr vergnügt beisammen. Endlich aber bezeigte der Altvater ein besonderes Verlangen, die Lebensgeschichte unseres Wirthes, des Wundarztes Kramer, ebenfalls zu erfahren. Worauf derselbe, nach einigem Nöthigen, sich endlich anschickte, uns dieselbe, wie folget, zu erzählen.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

JUL 12 '65 H

CANCELLED

NOV 20 '65 H

CANCELLED

781-599

DUE OCT '66 H

992-629

BOOK DUE-WID

OCT 26 1979

6565787

CANCELLED

FEB 23 1979

CANCELLED

FEB 23 1980

BOOK DUE-WID

MAR 17 1980

NOV 17 '68 H

CANCELLED

FEB 13 1985

DEC 21 198